# Lucas Heland

Roman

Von

Carl Albrecht Bernoulli

Carl Albrecht Bernoulli.

# Lucas Heland.

Roman.

Deum et animam!

Neue Ausgabe.

Berlin.
Verlag von Wiegandt & Grieben.
1901.

## Erstes Kapitel.

Kindheit und Knabenjahre sind durch eine schimmernde Bewölkung, die sich vorgeschoben hat, meiner klaren Erinnerung entrückt, und auch die Zeit der Ausbildung zu meinem Berufe hatte keinerlei Eindrücke erhalten, die ihr ein eigentümliches Aussehen verliehen hätten. Erst auf der Schwelle meines Eintrittes ins Amt eines evangelischen Geistlichen wurde ich vom Spiel und Gegenspiel verschieden gearteter Mächte ergriffen. Einer durchschlagenden Kraft und der klar verlaufenden Linien hat mein Leben zwar auch seitdem entbehrt; allerlei Traumwandel und Regungen im Morgenschlafe zu halbem Erwachen — viel mehr ist daraus nicht geworden. Aber es ist doch eine eigene kleine Geschichte für sich, wie man sie vor Freunden wohl erzählen darf.

* * *

Es war in dem schweizerischen Kurorte Seligenwald, daß ich einen blassen, überaus zarten Knaben bei seinem Spiel am Lehmhaufen beobachtete. Er formte kleine annähernd menschliche Körper. Dann als die Umrisse leidlich gebildet waren, blies er den Kloß an. Nach einer Weile vergeblichen Bemühens schluchzte er auf: „Die Menschlein, die ich schaffe, wollen nicht leben. Warum denn nicht? Der liebe Gott hat doch auch welche erschaffen.“ Er tröstete sich indessen und zeigte mir alsbald einen bunten Käfer, der ihm über die Hand lief. Das Insekt entfaltete die durchsichtigen Flügel und

wetzte sie aneinander. „Ob es fliegen kann?“ flüsterte der Knabe und stieß sachte mit der Handfläche, um nachzuhelfen. Das Tierchen erhob sich und schwirrte davon.

Es knisterte in den Zweigen. Aus den Tannen trat ein halbwüchsiges Mädchen. Eine Waldnymphe, die um unter Menschen zu gehen, Kleider anziehen mußte und die Auswahl in übermütiger Laune getroffen hatte, die Bluse aus gelber Rohseide, einen breiten Ledergürtel um die Hüften, einen dunkelblauen Rock bis gegen die Füße, feuerrote Strümpfe und gelbe Schuhe. Leuchtend schwarz quoll das Haar bis auf die Schultern, und da es schon bei den Schläfen herabfiel, sprang das weiße Gesicht um so sprechender hervor. Sie hatte Laub um die Stirn gewunden und Farnkräuter in den Händen. Erschrocken stand sie am Waldsaum im Grase. „Ortrud!“ rief Adalbert, und beide verschwanden.

Neben mir stand mein Freund, Ludwig von Treisingen, ein vornehmer junger Deutscher meines Alters, der Bruder des kleinen kranken Knaben.

„Ist das eine Bande, diese Judenmädchen, die Rosenfelds!“ lachte er auf.

„Eins so schön und frech wie's andere!“ Auf meine Aufforderung erzählte mir nun Ludwig, was er von den jüdischen Mädchen wußte: „Kinder ohne Muttersprache, jedes auf einem andern Erdteile geboren. Jetzt leben sie in Italien, nachdem sie in Paris und Berlin erzogen worden sind. Sie wissen alles, glauben nichts und schwatzen in alles hinein. Unter der einheimischen Jugend wahre Teufelsweibchen! Nur die älteste, Mignon, hängt einsam ihren Gedanken nach, träumt vor sich hin und singt fremde Volkslieder. Mein Liebling ist Ortrud. Ein Trotzkopf! Wenn man sie schilt, setzt sie sich erst recht in den strömenden Regen hinaus, und wenn sie den Schnupfen kriege! Mit mir hat sie der Wider-

spänstigen Zähmung aufgeführt. Sie saß breit zwischen Thür und Wand, so daß sie die Thür sperrte. Sie mußte aufsehn, aufstehn, mich durchlassen. Dieser Blick der tödlichsten Feindschaft, als sie den Stuhl notdürftig zur Seite schob. Nach und nach ist sie sanft, schüchtern, ja unterwürfig geworden. Solch ein halbwildes Wesen ist nach meinem Geschmack —"

Ueber diesem Gespräche gelangten wir zu den Kindern im Walde. Auf einem übermoosten Felsen, unter drei Tannen, den riesigsten weit und breit, saß Ortrud und erzählte. Um sie her die andern, zuvorderst Adalbert, atemlos. Ortruds Augen, Finsternis und Glut zugleich richteten zauberhafte Verwirrung an. Hundert Stimmungen flogen über ihre Züge, wenn jetzt alle Leidenschaft auflohte, jetzt wieder süße Helle aufging, jetzt bleicher Ernst auf den Wangen ruhte, endlich lächelnde Unschuld die roten Lippen auseinanderschob, schimmernde Zähne blinken ließ und in den sich bildenden Wangengrübchen Versteckens spielte. Alle glaubten sie, das Waldweib leibhaftig vor sich zu haben, das durch Ortruds Reden ging. Als Herren nahten, brach sie ab und sprang vom Felsen herunter. Nichts konnte sie bewegen fortzufahren. Da wies Ludwig auf mich. Die Kinder umtanzten mich und schrien: „Erzählen! Erzählen!" Ludwig schwang sich neben Ortrud auf den Felsen; ich dagegen legte mich zu den Kleinen ins Farnkraut und gab ihnen dann also ein Märchen zum besten:

## Das Märchen vom goldenen Herzen.

Es war einmal eine liebe, gute Fee, die dann und wann zu den Leuten kam und die sie die weiße Frau hießen. Sie spazierte durch den Wald. Da hörte sie einen Vogel singen, wie sie noch keinen hatte singen hören, so silberhell und

glockenrein. Sie ging zu dem Vogel und fragte: „Was singst du so schön?" Sagte der Vogel: „Mir ist gestern ein goldenes Herz ins Nest gefallen." Und nahm es in den Schnabel, so groß wie eine Haselnuß. Das war das Wunschherz, wußte die Fee, das alle tausend Jahre einmal vom Himmel fällt, und wer es hat, darf wünschen, was er will, es wird ihm gewährt. Im Weitergehen dachte die Fee: „Wie ist doch so viel Elend auf der Welt; dem ersten unglücklichen Menschen, den ich antreffe, will ich das Geheimnis verraten."

Da saß ein Jägersmann am Weg, schimpfend und fluchend, daß der liebe Gott die Welt so verkehrt eingerichtet habe. Fragt ihn die Fee, was ihm fehle. Sagt der Jäger: „Fehlen thut mir eigentlich nichts; aber erstens habe ich heut noch kein Stück Wild geschossen, zweitens hat mir mein Weib die Zwiebelsuppe versalzen, und drittens ist mir überhaupt nicht besonders." „Nun, ein Unglück ist das noch lange nicht," dachte die Fee; da sie aber seelengut war, sagte sie zum Jäger: „Geh auf dem Weg, den ich eben komme, erst siebenhundert Schritte geradeaus und dann neunundneunzig Schritte schräg in den Wald, so kommst du an eine Birke und kletterst du hinauf, so findest du im Vogelnest ein kleines, goldenes Herz. Solang es in deinem Besitz ist, wird dir alles, was dein Sinn begehrt." Der Jäger brummte, kehrte der Fee den Rücken und ging davon.

„Ob er's gefunden hat?" dachte sie und begab sich am andern Abend vor die Hütte des Jägers. Richtig lebten die Leute in Saus und Braus, hatten große Gesellschaft, aßen, tranken und waren guter Dinge. Auf dem Fenstersims, über den die Fee ins Zimmer sah, hopste der Hausstar; er pickte in einemfort auf etwas Hartes vor sich hin und plauderte ärgerlich:

'was Gutes ist nichts Schlechts,
Links ist nicht rechts,
Hinten ist nicht vorn,
Goldnes Herz kein Haberkorn.

Da wurde die Fee böse, daß die Leute auf das Kleinod nicht besser Acht gaben, sondern es dem Staren zum Spielzeug überließen. „Es darf nicht verloren gehn," dachte sie, streute dem Vogel ein paar Krumen, nahm das goldene Herz wieder zu sich, ging hin und legte es in den Kelch einer einsamen, feuerroten Blume, die sich darüber schloß.

Tags darauf fand die Fee eine Hirtin auf der Wiese sitzen und bitterlich weinen. Fragt sie, was ihr fehle. Sagt die Dirne: „Fehlen thut mir eigentlich nichts; aber erstens ist mein Hansjoggel herb auf mich, zweitens hat mir die Mutter Schläg' 'geben und drittens ist mir überhaupt nicht besonders."

„Auch das ist immer noch kein Unglück," dachte die Fee; aber wie sie die Hirtin immerfort weinen sah, sagte sie zu ihr: „Siehst du den grauen Stein dort, mein Kind?" Das Mädchen sah auf, schluckte die Thränen ein und sagte: „Ja, ich seh ihn." „Gut, um den mußt du dreimal hinterwärts herumgehen; dann wirst du eine Feuerblume gewahr; in der ist ein goldenes Herz. Hol es dir, so geht dir nichts ab, wonach dein Sinn begehrt." Die Dirne war artiger als der Jäger und dankte wenigstens der Fee.

Als diese am Abend an der Hütte der Hirtin spähte, stak die Stube voll Mädchen und Burschen, die kosten, sangen und waren hellauf; die Hirtin feierte Hochzeit mit Hansjoggel. Draußen schnalzten die Schweine am Trog, und die weiße Frau, die als Fee natürlich die Tiersprache verstand, vernahm das Sprüchlein:

'was Guts ist nichts Schlechts,
Links ist nicht rechts,
Prügel thun weher als streicheln,
Goldnes Herz, wir möchten Eicheln.

Sie schöpfte Verdacht und ging nachzusehen. Wahrhaftig, in der garstigen Brühe glitzerte das goldene Herz. Die Fee seufzte tief, nahm ein grünes Blatt zwischen zwei ihrer weißen Finger und zog das Kleinod aus der Tränke.

„Kein Mensch soll's mehr finden." Mit diesen Worten machte sich die Fee auf nach dem höchsten Gebirg und legte das Goldherz zwischen lauter Eis und Schnee in ein Kränzlein von Bergkristallen.

Wieder im Thal, begegnete sie einem steinalten Männlein, das verdrossen an einem Mäuerchen kauerte. „Was fehlt dir Väterchen?" fragte sie. Brümmelt das Männlein: „Fehlen thut mir eigentlich nichts, aber erstens hab ich grimmes Reißen in meinem letzten Zahn, zweitens hat mir meine dumme Alte im Topf die Goldmischung überlaufen lassen, sodaß wir nun zeit unseres Lebens arme Leut' bleiben, und drittens ist mir überhaupt nicht besonders." „Immer noch kein richtiges Unglück!" mußte die Fee sich sagen; aber so sehr sie sich vorgenommen, von nun an hart zu sein, konnte sie das Männlein doch nicht ratlos lassen, wo sie ja Hilfe wußte. „Geradeaus gegangen, Väterchen, und wenn du über dir im Himmelsblau ein weißes Wölkchen siehst, senkrecht darunter zwischen Eis und Schnee in einem Kränzlein von Bergkristallen liegt ein kleines Goldherz, das schafft dir alles, wonach dich gelüstet." Alsobald machte sich das Männchen auf seine wackeligen Beine.

Als Abends die Fee zu ihrem Kristallhaus zurückkehrte, hörte sie in den Felsen feine Stimmen singen:

„Wessen Sinn nach Gold begehrt,
Ist das Wunschelding nicht wert,
Schön Demant und Edelerz,
Schöner noch das goldne Herz.“

Das waren ihre Diener die Zwerglein, und kaum hatte sie gerufen, so kamen sie herbeigehumpelt und erzählten: „Es ist ein graues Männlein gekommen und hat dein goldnes Herz geholt, damit hat es den Berg aufgemacht, seinen Sack mit Edelsteinen gefüllt und ist dann mit seiner Last zu Thal gekeucht. Das goldene Herz aber hat es vergessen; hier ist es.“

Da wurde die Fee traurig und rief in ihrem Unwillen: „Keiner soll das Herz mehr bekommen von den undankbaren Menschen. Ich selber werde es tragen.“ Am nächsten Morgen nahm sie zwei Strohhalme, legte sie an die Sonne, bis es goldene Drähte waren, flocht eine feine Schnur daraus und hing sich das goldene Herz um den Hals.

„Fertig?“ fragte Mignon, als ich schwieg und den Kindern in die Augen sah, „ach wie schade!“

Adalbert rang nach Worten: „Und . . . und . . . und dann?“ kam endlich hervor.

„Ja und dann“, beschwichtigte Ortrud, „dann ist's eben zu Ende. Je schöner ein Märchen, desto früher geht es zu Ende. Das ist nun einmal so.“

Der Kleine war nicht beruhigt: „Aber wo ist das goldene Herz nun jetzt?“

„Nun, ich denke am Halse der weißen Frau.“

„Und müssen nun alle Leute unglücklich bleiben?“

„Doch nicht, sie begegnet den Menschen wohl und wünscht dann für uns; so geht das Herz nicht verloren.“

„Und wo ist das Krystallhaus, wo sie wohnt?“

„Wo du willst; hinter jenem Schneeberg vielleicht?“

„Da kann sie also auch mir begegnen?“

„Wenn du lieb bist, wer weiß?“

Während sie so zu ihm sprach, hatte Ortrud mit ihrer weißen Hand Adalbert immerfort über sein weiches Haar gestrichen.

Dann gingen wir alle miteinander in das Bauernhaus, wo wir wohnten.

Es lag abseits, einsam von Tannen umschlossen, so daß man sich auf der Waldwiese außer der Welt befand. Alles an ihm wies auf ein Wohnhaus reicher Bauern aus alter Zeit: das weitvorspringende, stumpfwinklige Dach, die breite Front, die mit Schutzwerk verzierte Fassade, schwarzbraun gebrannt von hundert Jahren Sonne, und über den Fenstern der Spruch:

Hier haust mit seinem Ehgemahl
Der Seligste vom Seligen Thal.
Nur selig wie die Bibel spricht,
Wird man in diesem Haus noch nicht.

Auch war im Giebelfeld eine Ziergalerie aus gedrechselten Holzsäulchen angebracht, während in der mittleren Höhe das eigentliche Stockwerk vorn und auf den Seiten von breiten Lauben umzogen war. An ihnen hatte sich Geißblatt emporgerankt und blühte eben.

* * *

Den ersten Nachmittag war ich in der Ecke meines Ruhebettes gelinde vom Schlaf übernommen worden. Als ich erwachte, spiegelte die geöffnete Glasthüre mir gegenüber eine fremde junge Dame am Tisch auf der beschatteten Laube sitzend, ein Stück Bergwald und blauen Himmel als Hintergrund. Sie las frische Alpenblumen und schaltete mit weißen Händen in der blühenden Ware. Daneben lag ihr Feldstrohhut mit dem schlichten, grünen Bande. Der linnene Vorhang hinter

der Scheibe verlieh dem Anblick einen verschwommenen kreidigen Ton, als ob ein Gemälde in Linie und Farbe erst angelegt die vollendende Hand erwarte.

Ludwig, der eintrat, war auf der Treppe der Unbekannten begegnet und von dem Reiz ihrer Erscheinung ebenfalls betroffen. Sie habe seinen Gruß mit einem unvergleichlichen Anstand entgegengenommen.

„Helene Klinger, Berlin" — so viel sagte das Fremdenbuch. Uns fiel der bis zum einem Widerspruch vielfältige Charakter der Schrift auf. Die Frauenhand ergab sich auf den ersten Blick; aber große, luftige Züge steil auf der Zeile stehend, nicht eng ineinander, spitze, zierliche Buchstaben, mancher für sich allein und nie mehr als wenige zusammenhängend.

Den Abend verbrachten Ludwig und ich mit der Kinderschar; denn am andern Morgen verreisten die Judenmädchen. Der letzte Tagesschein war am Verdämmern, die Luft leuchtete vom erlöschenden Abendrot. Rings rauschten die Tannen. Ueber die Wiese hin verlor sich die Aussicht in einem feinen Nebel. Verspätete Spaziergänger hielt die Schönheit des Punktes fest. Hirten traten vor die Hütten. Gespräche klangen heimlich. Dann stimmte man Lieder an, Schweizerlieder. Ortrud und Mignon standen schweigend, Hand in Hand: Ortrud mit ihrem Eichenkranz, Mignon mit einem aus blauen Glockenblumen. Er lag tief ins schwarze Haar gedrückt und schimmerte im Zwielicht. In einer Pause hob Mignon zu singen an. Sie sang mit traurigem Ausdruck die Weise eines fernen Landes. Unbekanntes Leid zog über die entschlummerten Gründe.

Nachher wandelte ich noch lange gedankenvoll auf und nieder. Ich suchte nach dem fremden Lied und brachte es nicht zusammen. Da hörte ich es über mir, nicht gesungen,

deutlicher als von der menschlichen Stimme. Am Fenster stand Ludwig und geigte das Lied in die Nacht hinaus. Denn sein Instrument führte er immer mit sich, kostbare, italienische Arbeit mit herrlichem Ton. Voll Schwermut und doch glückselig zog die Melodie über die Wälder dahin, der Worte entkleidet, nur Gedanke, reiner, tönender Gedanke. Ich vernahm den Wohllaut, unerreichbar oben in der blauen Luft. Aber er war da. Ueber mir war er da. Daß es verhallte, verklang? Immer hätt ich lauschen mögen, Stunde um Stunde, die ganze Nacht.

Auch die Trennung von Ludwig nahte. Adalbert ertrug das Klima nicht. Der Arzt riet zur Abreise. Die letzten Tage verbrachte mein Freund, ein leidenschaftlicher Bergsteiger, meistens auf Hochgebirgswanderungen. Ich übernahm unterdessen die Aufsicht über den Kleinen. Eines Morgens sitzen wir vor dem Haus. Adalbert soll rechnen und ist leidlich bei der Sache. Unterdessen muß das Fräulein in den Garten gekommen sein. Er wird zerstreut und schielt verstohlen nach links. Sie sitzt auf der nächsten Bank über einem Buche und trägt ein helles Kleid. Er ist nicht mehr zu haben, und da ich ihn nicht zwingen darf, sag ich, er solle nach der Wiese laufen, ich käme nach. Ich bringe die Bücher ins Haus, hole Botanisiertrommel und Schmetterlingsgarn und will nach. Da kommt er an mir vorbeigestürzt, beide Hände voll Feldblumen, glühend vor Erregung, wahrhaftig auf das Fräulein los und streckt mit heiligem Ernst ihr die Sträuße hin. Sie blickt auf, erst erstaunt, dann versteht sie, legt lächelnd das Buch hin, nimmt die Sträuße, streicht dem Jungen das Haar aus der Stirn und will ihn küssen. Im Vornüberbeugen muß ein Medaillon, das ihr mit einem dünnen Kettchen am Halse hing, sichtbar geworden sein. Plötzlich schreit er aus Leibeskräften: „Das

goldene Herz!" dann zu mir: „Sie, die weiße Frau!" und wieder zu ihr: „Gelt, ich bin lieb gewesen, daß du gekommen bist?" und wirft sich ihr schluchzend an die Brust. Ich will ihn wegreißen: „Was fällt Dir ein, Du belästigst die Dame." Da hebt er langsam das Köpfchen, schaut mich mit klagenden Augen zwei dicke Thränen an den Wimpern dringend an, und ruft: „Aber da ist ja das goldene Herz!" Und wirklich weist er an dem dünnen Goldkettchen das Medaillon von eben der Gestalt. Ich werde vollends befangen und bringe noch heraus: „Der Kleine ist krank." Aber schon ist sie um ihn beschäftigt und wie sie so mit ihm spricht und scherzt, wird er ruhig, wird heiter und plaudert bald vergnüglich mit. So hab ich dagestanden, den Knaben an der Hand, sie sitzend ihren Arm um die schmächtige Kindergestalt legend, während er sein linkes Aermchen ihr um den Hals schlang und unverwandt das goldene Herz betrachtet.

Zwei Tage später reiste der große Bruder mit dem kleinen ab. Adalbert war guter Dinge. Die Kutsche fuhr vor. Er winkte mit beiden Händen. „Grüßen Sie vielmals die weiße Frau!" rief er, als die Rosse anzogen.

Von dem Freund und dem Liebling zurückgelassen, wollt ich es vor mir selber nicht wahr haben, daß ich eines Mädchens wegen blieb. Und doch war ich schon damals ganz von Helene Klinger erfüllt.

Als ich mich auf dem Zimmer befand, stand sie auf der Laube. Sie konnte nicht schöner sein, als so sich selber anheimgegeben: tannenschlank, in jugendlicher Hoheit aufgerichtet, im hellen Kleide, vor schwarzen Wipfeln und fernem Gebirg. Das Gewand, faltenlos, schloß knapp an und vermittelte das reine Ebenmaß der Formen. Regungslos stand sie da, das Schwergewicht über alle Glieder hin verteilt, nur den linken Fuß lose an der Zehenspitze aufgestellt, als schreite er nach.

Die Hände am Geländer, schaute sie der rechten Schulter entlang zu den Schneebergen hinüber. Unter dem seidenweichen Haar, das hinten in einen schlichten Knoten aufgenommen war, hob das Profil an, lief geradlinig über Stirn und Nase, bildete einen edeln, sinnenden Mund, rundete sich unter den Lippen und sprang noch einmal zierlich zum Kinn vor. Ihr Hals war schmal; er schimmerte weiß, wie wenn er von Porzellan wäre. Ueber den vornehm gewölbten Nacken hinab, der nach oben aus dem Ausschnitte des Sommerkleides hervortrat, verlor sich die Linie in der Andeutung der prächtigen Gestalt. Lange stand sie so, dann neigte sich das Gesicht vornüber. Von den Lippen kam eine Melodie gehaucht. Es war von Schubert, was sie summte. Bald darauf hörte ich nebenan sprechen, und als die Erscheinung verschwunden blieb, war mir, die Wände rückten eng und enger zusammen, ich verliere die Luft. Hatte ich alte Zeit belauscht? Meine Mutter belauscht als Mädchen?

Ich nahm den Hut und ging ins Freie. Rasch war der Wald durchmessen und ich schritt nun ein sauberes Sträßchen dahin bis an den Enziansee. An Bläue den Blumen nicht nachstehend, deren Namen er führt, bildet er mit einen Anziehungspunkt von Seligenwald, zumal es höchstens eine Viertelstunde davon entfernt liegt. Ich setzte mich auf einen Felsblock am Ufer, die Füße dicht am Wasser. Ueber mir breitete ein Ahorn junges Laub. Der Schatten der weitvorragenden Aeste verwandelte die sonst dunkelblaue Flut ins Grüne. Zudem begann die außenliegende Fläche bei dem Anfang des Abends rosenrot zu erschimmern.

Zur Steigerung der landschaftlichen Romantik war auf dem See ein Schwanenpaar angesiedelt. Die beiden Tiere schwammen herzu und kreuzten ruhevoll in der Bucht. Ich beobachtete ihre Spuren, die sich verschränkten, verfingen

und neue Figuren hervorbrachten auf Flächen, wo die früheren zerflossen waren. Schließlich entfernte sich der eine Schwan in einem majestätischen Bogen und der Gefährte, nachgezogen, hielt dieselbe Spur ein, ohne den Abstand zu verringern, in friedlichem Genügen, nur immer in jenes Fährte zu ziehen. So blieb, als sie im Schilf verschwunden waren, eine einzige Furche auf dem Wasser zurück, und bald lag der See so spiegelglatt, als wäre er niemals berührt gewesen. Als ich jetzt zurücksah, gewahrte ich, wo das Sträßchen aus dem Walde trat, im Grünen eine helle, weibliche Gestalt. Schon auf diese Entfernung erkannte ich Helene Klinger. Sie näherte sich nur langsam, da sie, ganz sich selber überlassen, jetzt stehen blieb, nach wenigen neuen Schritten sich nach einer Blume bückte, sodaß ich lange von dem angenehmen Bewußtsein erfüllt sein konnte, sie komme auf mich zu, dicht an mir vorüber.

Ich war aufgestanden. Unsere Begrüßungen begegneten sich. Ich trat ihr zur Seite, um, sie geleitend, Adalberts Grüße zu bestellen. Ich erzählte von Adalberts aufgeregtem Wesen und seinen merkwürdigen Anlagen. Sie erwiderte, da ihre Gegenwart seine Empfindungen steigerte, habe sie sich versagt, ihn anzusprechen. Ihre Person scheine sich ihm mit seltsamen Vorstellungen verflochten zu haben, und doch habe er bei jeder Begegnung die furchtsamen Seitenblicke nicht lassen können. Ich bestätigte das: „Er hält Sie für die Fee im Märchen und glaubt, Ihr Halsschmuck könne Wunder thun." „Großvaters Brautgeschenk an Großmutter!" sagte Helene. Dann sah sie mich plötzlich groß an, mit einem Lächeln. „Mir ist, als müßt ich Sie schon irgendwo gesehen haben," meinte sie unbefangen. „Ich habe keinen Bruder. Wir waren nur Mädchen zu Hause."

Diese unbewußt geschwisterliche Empfindungsweise sprach

sie vom Verdacht unweiblicher Gefühle frei, als sie nun beim Anblick des Seespiegels und in Sicht eines Nachens den Wunsch äußerte, zu fahren. Sie schloß den Sonnenschirm und sprang mit sicherem Tritt in den Kahn. Ich kannte das Versteck, wo die Ruder lagen, kettete das Fahrzeug mit dem geheimen Handgriff los, stieg nach und stieß vom Lande. Im breiten Schiffsende handhabte ich das Boot stehend. Es strich im Schilf, glitt über Wasserrosen und befand sich im Umsehn auf der offenen Flut, wo sie blauer war als selbst der dunkle Himmel und man unten uralte Tannen versteinert liegen sah. Helene legte die gepflückten Blumen in den Schoß und streifte die Handschuhe von den Fingern. Sie trage keinen Ring, überzeugte ich mich. Den einen Arm ließ sie über Bord hängen und die vom Kiel erregte Welle sich fühlend um die Hand spielen. Sie summte vergnügt vor sich her, und es währte nicht lange, so sang sie. Ihr Gesang war wie ihr Wesen, einfach, ohne Zuthat, unmittelbarer Ausdruck der Seele.

Goldener Abend lag über den Wassern. Die näheren Berge traten in ein tiefes Blau. Die ferneren, lichten erröteten immer schöner. Ich stellte das Schiff auf der Seehöhe still, zog die Ruder ein und setzte mich hinten ebenfalls nieder. In den Pausen sprachen wir über die Lieder, die sie sang, und namentlich über die Texte. Schließlich brach sie in die Frage aus: „Sie dichten wohl selbst?“ Und schon wies sie erstaunt mit der Hand hinaus, was wohl die Klänge bedeuteten, die über den Wald her getragen kamen, vom Dorfe her. Zum Licht des Abends auf ihren Zügen trat von innen heraus etwas Verklärendes hinzu. Die Frage, die heitere Erwartung machten sie doppelt schön. Jetzt unterschied man deutlich die Kirchenglocken. Es läutete den Sonntag ein.

* * *

Nachts wachte ich plötzlich auf und konnte nicht wieder einschlafen. Ich zog mich an, öffnete die Flügelthüren, lauschte auf die Laube hinaus: nichts als das dunkelrauschende Geheimnis des Waldes! Der Mond, gestern voll geworden, sank ruhig gegen die bleichen Scheitel herab. Das Hochthal ein silbernes Geisterland. Darüber erhob sich sachte der junge Tag. Am Horizont ein immer helleres Flimmern, ein unaufhaltsamer Sieg des Lichts. Da, die höchste Spitze golden leuchtend, dort eine zweite, hinten wieder eine; flammend gab es sich weiter, ein wunderbarer Gruß. Das neue Licht drang tiefer, von den Firnen in bewohnte Bezirke, entriß die Dinge dem wesenlosen Mondglanz, gab ihnen Schatten und Maß; so erwachten sie ins Leben zurück, ins atmende ursprüngliche Leben und harrten der Herrin, die sie vollends aus den Träumen rief. Endlich ging, alle Ahnung überstrahlend, die Sonne selber auf.

Ich sah sie steigen; auf einem Felsvorsprung hatte ich den Aufgang erwartet. Ich that tiefe Züge aus der verjüngten Luft, strich mir die Stirne frei von der täuschenden Nacht. Ich wanderte aufwärts bis zu den höchsten Weiden; stieg aber dann wieder zu Thal, weil ich zur Kirche wollte.

Das Kirchlein von Seligenwald liegt an einem Vorsprung der Berglehne, am Rande der Tiefe. Es hat einen pfeilschlanken Helm auf dem niederen Turme. Sein graues Schindeldach ist unter zwei mächtigen Ahornen versteckt. Eben hörte es auf zu läuten. Drei Glocken schwiegen schon, nun schwieg auch die letzte. Der Schwengel prallte nach einem Vorschlag noch einmal kräftig auf. Der Ton blieb eine zeitlang in der Luft stehen, dann löste er sich auf, hielt aber die Luft noch lange summend in Schwingung. Im Innern begann die heisere Orgel zu spielen. Ich setzte mich auf die Empore unter die alten Bauern, nahm aber nur mechanisch

am Gottesdienst teil, bis ich den Text hörte: „Gott Deine Güte reicht soweit der Himmel ist und Deine Wahrheit, soweit die Wolken gehn. Deine Gerechtigkeit ist wie die Berge Gottes und Dein Gericht wie die große Tiefe. Die Menschenkinder bergen sich im Schatten Deiner Flügel; denn bei Dir ist die Quelle des Lebens, und in Deinem Lichte sehen wir das Licht." Das Psalmwort that in meinem Innern Thüren auf und entführte mir den Geist in alle Schönheiten des jugendlich leuchtenden Landes, wie ich sie in der Frühe genossen hatte; ich sah sie nun zurückgespiegelt in einem geistigen Dasein. Dabei fiel mein Blick von ungefähr zwischen den Holzlatten des Geländers hindurch auf Helene, die unter den Landmädchen saß. Sofort fand ich mich in den weißen Gipswänden wieder zurecht und versank in Andacht. Sie und mich im selben Raum mit zu Gott erhobenem Herzen vereinigt zu wissen, war mir Erbauung genug.

Nach der Kirche begab ich mich erst auf die Terrasse des Kurhauses und setzte mich dann, da ich niemanden im Saale fand, ans Klavier. Das Spiel rief Zuhörer herbei; ich bemerkte Helene. Da überkam mich jener Gedanke aus Beethovens siebenter Symphonie, dem dritten Satze, wo mitten aus Scherz und Jubel es ringsum zu träumen beginnt. Süß erklingend wandelt sich Schönheit in Schönheit. Darüber liegt es wie Abglanz der Ewigkeit. Ich warf einen Blick nach Helene hinüber und spürte mich elektrisch von ihr angerührt. Denn kaum war das Stück zu erkennen gewesen, so hatte sie lebhaft zugenickt. Nun blickten die Augen ruhig verklärt vor sich hin, und ein stiller Glanz kam über ihre Züge. Ich war entzückt, als ich das sah. Mein Innerstes übertrug sich auf die Saiten nud brachte sie so zum Klingen, als hörte man wirklich Flöten und Klarinetten.

Als ich dann abends Helene auf der Terrasse traf, er-

fuhr ich, sie sei heute mit diesem Thema aufgewacht, und da habe es sie überrascht, daß es auch mir im Sinne lag. Dabei beugte sie sich über eine rote Nelke, die am Geländer emporrankte und sog den Wohlgeruch ein, bis der wunderbare Anblick des Abends uns beide gefangen nahm. Tief blau stieg der Duft aus den Thälern auf. Die Landschaft bekam weiche, selige Farben. Darüber erschien der Himmel hellgrün und unsäglich klar.

* * *

Am andern Morgen war es dunstig, nicht mehr die reine Luft von gestern. Immerdar schwebte das eine Bild vor mir her, unsichtbar und doch sah ich's mit Augen. Ich legte mich am Rand des Gletschers ins Gras und brachte von Blumen und Schmetterlingen umgeben lange Zeit unter den seligsten Empfindungen zu. War es nicht von meinem Fleisch und Blut, was ich liebte? Die Kindessehnsucht zur Natur, das Lauschen auf jede Regung der Menschenseele, und, weit über mich selbst hinaus, der unaufhaltsame Drang nach der Ferne — meine Eigenschaften an ihr! O, auf mich hin war sie geschaffen, die Erfüllung meiner Wünsche, meines tief eingeborenen Verlangens.

Ich geriet in eine Felsschlucht. Ein rieselnder Bach sprang durch sie zu Thale. Eisgraue Wettertannen hielten Wacht.

Aber sollte ich nicht mit der letzten Kraft an mich halten, bis die Erscheinung vorüber war? Ein wildfremdes Mädchen, von dessen Dasein ich noch vor einer Woche keine Ahnung hatte, das ich gestern, heute, morgen sah, dann aus den Augen verlor für immer. Was wußte ich denn von ihr? Kaum den Namen.

Ich setzte mich in die Schlucht und ließ meinen Arm sinken. Kühlend bestrich mir die Welle die Hand.

Wie alt sie sein mochte! Sie sprach so klug, betrug sich so gesetzt. Aber das frische Mädchengesicht! Ihr Kinderlachen! Und wie sie über einer Handvoll Blumen alles um sich her vergessen konnte.

Wieder ging's der Höhe zu. Ich stieß auf ganze Felder mit Eisenhut. In halbe Mannshöhe ragten die Stengel. Der stahlblaue Glanz zog mich an. Ich pflückte, bis es eine Garbe war.

Gewiß hatte sie ihre Eigenheiten, konnte recht kurz angebunden sein, entsandte mitunter ein scharfes Wort, einen kalten Blick. Aber deswegen ihr gram sein? Es waren ja meine Schwächen.

Ich jodelte hell in die Luft hinauf. Ein Geißbub antwortete vom nächsten Felsen. Ich überjauchzte ihn und lief wieder bergan.

Sie war mir gut, ich spürte das. Aber eine Macht zwischen uns bestritt mir ihren Besitz. Helene lebte in einer Welt für sich. Etwas Abgeschlossenes umgab sie. Ein Fremder bekam keinen Einlaß mehr. Was half mir dann all ihre Freundlichkeit, wenn sie mich nicht brauchen konnte.

Unvermutet befand ich mich über einer jäh abstürzenden Fluh und konnte nicht weiter. Aber ehe ich umkehrte, reckte ich mich stolz in die Höhe und warf mit einem festen Ruck den Strauß von Eisenhut in den Abgrund hinaus. Der Wurf war so kräftig, daß das Bündel auf dem höchsten Punkt verharrte und erst dann, in die einzelnen Halme gelöst, herabfiel.

Entschlossen, mir noch heute Gewißheit zu verschaffen, wurde ich gewahr, daß der ganze Himmel voll böser Wolken hing. Im Hochgebirge ging bereits der Regen nieder. Ungeheure Wolkenmassen wurden federleicht vorübergejagt. Die Berge türmten sich schwarz auf. Der Wind schwoll zum

Sturme an und schüttelte die mächtigen Kronen. Die Schweizerfahne im Giebel des Kurhauses befand sich in beständiger Bewegung, jetzt glatt ausgebreitet, daß das weiße Kreuz ruhig im roten Grunde stand und jetzt wieder wallend in unberechenbarer Mischung der hellen und der dunkeln Farbe.

Nach Tisch sollten Spiele gemacht werden, da man nicht ausgehen konnte. Noch stand man in Gruppen herum. Ich starrte auf den Fußboden. Da spürte ich mich von Helenen angeschaut. Verlegen blickte sie weg. Ich trat auf sie zu und fand im Verlauf des Gesprächs Gelegenheit, meine Gefühle anzudeuten. Sie zuckte kaum. Ein Blick entfuhr ihr, nicht auf mich, ins Leere. Mit wenigen wohlgesetzten Worten lenkte sie ab und schaute dann teilnehmend zu mir hinüber. Ich preßte die Unterlippe unter die Zähne, stemmte die Hand gegen den Tischrand, indes Helene das Gespräch zu den täglichen Dingen zurücklenkte. Kein Dritter bemerkte den Vorgang. Helene wurde von anderer Seite angeredet. Ich verschwand, kündete mein Zimmer, begab mich ins Waldhaus, packte, siegelte und ließ die größeren Stücke vom Knecht zur Post bringen. Nur einen Tornister mit dem Nötigsten behielt ich zurück. Dann ging ich, den alten Führer aufzusuchen, mit dem Ludwig seine Besteigungen unternommen hatte. Ich fand ihn vor der Hütte sitzen, die Tabackspfeife im Mund. Der Alte war der besten Zuversicht, das Wetter gehe diese Nacht vorüber.

Den Heimweg nahm ich über die Weiden. Das Gewitter hatte sich über Erwarten hingezogen. Nichts regte sich. Alles grau, verhangen, unheimlich brütend. Es war zum Ersticken heiß. Die Matten, über die ich so oft gegangen war, gähnten mir braun und abgestorben entgegen. Die Entfernungen schienen aufgehoben; auch der hinterste Berg ganz nahe gerückt. Das tiefe Blau der Wälder und Höhen war

stumpf, ohne Glanz. Was sonst dieser Landschaft erst ihren eigensten Reiz verlieh, der duftige Silberschleier morgens und abends, war vernichtet. Sie blieb jeder Ueberraschung, jeder Hoffnung entkleidet. Dann hielt mich der Anblick eines Fichtenstrunks fest, der durch Blitzschlag in seinem Wachstum stille gestellt, zwar aus dem zerstörten Stamm heraus kein großes Leben mehr zu treiben vermochte, aber mit einem grünen Seitenast bewies, er gehöre dennoch nicht zu den Toten. Vor diesem sammelte ich mich und teilte dann den Bekannten mit, ich werde morgen verreisen, zu Fuß, über den und den Paß. Da das Wetterglas einen schönen Tag versprach, beschloß ein Teil der Gesellschaft, mich bis zu einem ersten Aussichtspunkt zu begleiten. Namentlich war Helene dafür. Sie noch einmal oder sie nicht mehr zu sehen, war für mich gleich schlimme Aussicht. Diesen Abend jedenfalls wünschte ich mich jeder Geselligkeit zu entziehen.

* * *

Der Sturm war losgebrochen. Fessellos rauschte der Regen nieder. Unaufhaltsam rollte der Donner den Flühen entlang. Mit einigen Sprüngen hatte ich ein schirmendes Dach erreicht. Es war pechfinster. Doch schien noch jemand dazusein, dicht vor mir. Ein weißer Blitz fuhr nieder. Da, solang die Wimper zuckte, sah ich Helene, und so übertrieben hell, daß mich das Auge schmerzte.

„Ich muß sie sprechen," flüsterte sie, „es wäre mir so leid, wenn wir im Bösen auseinandergingen." Aus der Bauernstube, vor deren niederen Fenstern wir standen, drang der gelbe Schein einer Oelampel und milderte einigermaßen die Schwärze der Nacht.

„Sie kennen mich ja gar nicht", rief Helene lebhaft, „ich bin sicher, Sie hätten sich mir sonst gar nicht anvertraut."

Sie hielt inne. Nach einer Weile fuhr sie fort: „Ich stehe vor Ihnen ohne Heimat, ohne Glück, ohne Zuversicht.“ Noch loderte heiß mein eigener Wunsch empor: „Sie sinds eben doch“, rief ich aus. Wieder wehrte Helene: „Wüßten Sie wie verwundet ich bin, Sie würden nicht weiter in mich dringen.“ Tonlos zwischen den Zähnen preßte sie's hervor. Ich rührte mich nicht, und sagte nur trotzig: „Ich lasse nicht ab.“ Sie kämpfte noch einen Augenblick, dann ging ihr Widerstand zu Ende. Als wäre sie körperlich getroffen, wankte sie einen Schritt hinter sich und brach auf der Bank zusammen. Sie barg das Gesicht in die Hände, konnte indes nicht verbergen, wie bitterlich sie zu schluchzen begann. Als ich sie so in ihrem Schmerz sah und ihr doch nicht helfen durfte, ging es mir auf, wie arm ich selber war und wie vermessen es gewesen wäre, ihr Schicksal in mein ungewisses hineinzuziehen. Sie stand auf und hatte zu weinen aufgehört. Nicht aus der Kraft ihres Willens, die nun erschöpft war, in einem unbewußten Vermögen verharrte sie scheinbar teilnahmslos in der Entsagung. Das Gewitter ließ nach. Es donnerte vereinzelt und ganz aus der Ferne. Die Wolkenwand zerriß. Das helle Flimmern in den Lücken ließ auf den Mond hoffen. Allmählich kam er zum Durchbruch und beleuchtete uns beide unter dem Hüttendach. Als nun Hain, Gebirg und die Ferne sich still zu verklären begann, fand auch Helene die Ruhe wieder. Ich vernahm, wie sie gedankenvoll zu sich selber sagte: „Ja das Glück! Aber es wird schon kommen, das Glück!“ Dann plötzlich rief sie Gute Nacht und floh dem Hause zu, als flüchte sie vor einem Verfolger.

* * *

Der junge Tag strahlte vor Licht. Alle Natur, von Zwiespalt geläutert, atmete verjüngt in der Kühle des Morgens. Die Landschaft hatte ihren silbernen Schleier

wieder und den Duft der Ferne. So sammelte sich um die Kerntruppe noch ein Schärlein Vorsichtiger, die sich gestern zu nichts hatten verpflichten wollen. Als ich mit dem Führer aus dessen Hütte trat, kam Helene eben allein den Weg herauf im Reiseanzug, einen Alpenstock in der Hand, den hellen Sonnenschirm ausgespannt über der Schulter. Ein leiser Schrei der Verwunderung entfuhr ihr, als sie mich in der ungewohnten Ausrüstung erkannte. Ich hatte das Gletscherseil am Tornister aufgeschnallt. Die blanken Teile des Eisbeiles blinkten in der Frühsonne. Wir lachten beide.

„Ich sehe aus wie ein Wilddieb."

„Und ich wie eine Hexe."

Als wir zusammen bergan schritten, tauchte am flimmernden Horizont eine silberblanke Kuppe um die andere auf. Helene fragte, wohin ich wolle; ich sagte, nach einer höchsten Alp, vereinsamt zwischen stotzigen Fluhen, zwei Thäler hinter jenem Berge. Nachts im Mondschein, wenn von überallher die Herden läuten, tritt der Meistersenn vor die Hütte, nimmt einen hölzernen Milchtrichter vor den Mund und ruft den uralten Hirtensegen über die Gründe dahin: daß die Jungfrau Maria und der selige Landesvater Bruder Klaus und Sankt Wendelin und die lieben Heiligen alle kommen und die Alp hüten mögen."

Helene brach in Entzücken aus: „Sagen Sie mir einen Dichter, der für mich geschrieben hat. Giebt es keinen?"

„Es giebt einen. Er ist nicht bekannt, weil in der Form unbeholfen und hart in den Bildern. Aber er hat Worte für das Heilige."

Helene hatte ein winziges Kalenderchen hervorgezogen und stand still: „Nun?" „VonStätt, Eduard VonStätt." Sie trug den Namen ein, darauf gingen wir weiter.

„Ein Gedicht müssen Sie lesen, Sternentrauer,“ fügte ich noch bei; dann holte uns die Gesellschaft ein. Ungefähr eine Stunde später trafen wir wieder allein zusammen. Helene bückte sich nach einer Heidelbeere und brach sie mit dem Stiele: „Ist die wunderschön dick!“ rief sie aus und hielt sie mir hin. Dann fing sie von sich aus über ihre Pläne zu reden an. Mir war, ich bekäme ihr Gemüt in meine Macht. An einer Gabelung schlug ich einen Seitenweg vor, der eine wenig gekannte Einsamkeit berühre. Sie sagte zu, und bald war der lauschige Winkel erreicht, wo durch die Tannen aus ungeheurer Tiefe der blaue See heraufblinkte. Helene trat zu äußerst an den Rand, ohne sich irgendwo zu halten und blickte ruhig in den grausigen Abgrund. Ich zitterte, als ich sie so stehen sah. Sie trat zurück. Sie bat mich hier zu rasten. Ich legte Hut, Tornister, Eisbeil hin, sie Schirm und Bergstock. Keines setzte sich. Wir standen uns gegenüber, einander so nahe, daß die vorgestreckten Hände sich berührt hätten. Durch das Tannengrün war Helene von goldigem Licht umflossen, während sie zugleich in prächtiger Erregung von innen heraus erglühte. Ich spürte, sie war mir und nur mir zugewendet. Erwartete sie nicht doch ein Letztes und Höchstes? Uebermächtig brach es in mir auf: jetzt sie umfangen! jetzt sie mein wissen! Ich fuhr auf, reckte mich empor, als wollte ich mich selber überwachsen und breitete die Arme gegen sie aus. Sie schaute mich an voll Güte, mit unerschütterlichem Vertrauen und ohne Furcht. Eine hehre, sanft lächelnde Traurigkeit bewegte ihr das Haupt leicht zur Abwehr. Da war mir als lege sich von hinten eine Hand weich mir auf die Schulter und höre ich meine Mutter mir ins Ohr flüstern: „Thu's nicht, thu's lieber nicht; sonst werdet ihr beide elend, sie auch, nicht nur du.“

Während ich jedoch Helenen noch immer ansah, bemerkte ich nun auf ihrem schönen Gesichte einen ausgeprägten Zug von Klugheit, der sich früher wohl ab und zu gezeigt, nun aber die Oberherrschaft über das ganze Antlitz ergriffen hatte. Zugleich nahm sie mit einer anmutigen Bewegung des ganzen Körpers ihr Kleid in die linke Hand und setzte sich auf einen Baumstamm. Dann schaute sie mich sehr klar und lieblich an und sagte: „Gestern Nacht war uns weich ums Herz und weh ums Herz. Heute, beim Abschied in der schönen Sonnenluft, lassen Sie uns vernünftig sein. Sie sind ein angehender Pfarrer, ich eine angehende Sängerin. Wir wollen uns beide erst in unserem Beruf bewähren, ob wir für ein Leben im Glück taugen. Zwischen uns müssen Jahre vergehen, und so wollen wir denn alles einer hohen und großen Fügung überlassen. Wenn wir für einander bestimmt sind, dann kommen wir auch zusammen. Einstweilen aber müssen wir beide unserer Pflicht gehören. Und ihr ganz gehören, wohlverstanden! Daß Sie mir nicht etwa hinüberäugeln.“ Dabei erhob sie drohend den Finger, lächelte dazu, streckte mir dann noch sitzend die Hand hin: „Versprechen Sie mir, nie nach mir zu forschen, mir nie zu schreiben.“ Und wieder schlug die Leidenschaft in mir auf, ihre Hand mit beiden Händen zu fassen, sie an mich zu reißen, ihren Mund mit Küssen zu verschließen, allen Widerstand in meinen Armen zu erdrücken. Aber Helene hielt ihre hellen Augen befehlend auf mich gerichtet und bannte mich so. Zaghaft trat ich auf sie zu und erwiderte zögernd: „Nein. Versprechen kann ich Ihnen das nicht. Mein Wille könnte nicht stark genug sein. Aber Ihren Wunsch will ich in Ehren halten und will versuchen meinen Weg allein zu gehn.“ Und schon nach diesen Worten wäre ich wieder der Reue anheimgefallen und hätte der Stunde doch noch ihr Recht

verschafft; da sprang Helene, die das wittern mochte, blitzschnell auf, griff nach ihren Sachen und lief mir lachend voraus: „Schnell, schnell! Sonst kommen wir noch ins Geschwätz.“

Unbemerkt fanden wir uns zur Gesellschaft zurück. Ich fragte den Führer, ob man noch Blumen treffe. Er meinte, schwerlich, die Alpenrosen seien vorüber. Aber schon nach hundert Schritten lag ein ganzer Abhang rotleuchtend da. Helene jauchzte wie ein Kind und sprang so unvorsichtig hinunter, daß ich erschrocken nachlief. „Kommen Sie“, rief sie mir leise zu, „nun will ich Sie bekränzen.“ „Nicht mich“, versetzte ich ernst, „schmücken Sie sich.“ Da erfüllte sie mir die letzte Bitte und fing an, ihren Gürtel, ihr Kleid, ja selbst ihr Haar mit Rosenbluft zu bestecken, und wie sie gar beide Hände voll der roten Sträuße hatte, schien alles an ihr in Blüte zu stehn. Die andern hatten sich bereits auf dem Gipfel gelagert, als wir Nachzügler vom Blumenfelde eintrafen. Helene sang in einem fort und schlug schließlich in der höchsten Lage einen Triller. „Geradeso hat damals unsere Nachtigall gesungen,“ sagte mein alter Führer, „sie haben mich alle ausgelacht, in Seligenwald gebe es keine. Als sie dann aber tot vom Baume fiel, bekam ich Recht.“

Helene waltete mit munterem Wesen über den Mundvorräten, die aus den Körben der Träger zu Tage gefördert wurden. Sie richtete sich eine regelrechte Mannschaft ein, die den Befehlen einer solchen Herrin willig zu Diensten, von ihr aus auch den letzten mit Wein und Nahrung versah. Überallhin schaltend hatte sie für jeden ein liebes Wort, während ich meinerseits den Mundschenken machte, unermüdlich Lieder anstimmte und gar eine Rede hielt. Wir wußten indes eins vom andern, daß jedes sich ein Lieberes versage, und verbrachten so die letzte gemeinsame Stunde in der Hingabe an

die Nächsten. Nur hie und da trafen unsere Blicke verstohlen aufeinander und geleiteten sich dann hinüber zu der reinen Firnenwelt, die uns silbern rings umgab.

Der Führer drängte zum Aufbruch. Der Abschied war da. Ich habe mein eigenes Gefühl, die Leute zu beurteilen, nur nach der Art, wie sie mir die Hand geben. Jetzt wo zum ersten und letzten Mal Helene Klingers Hand in der meinen lag, floß ihr ganzes Wesen auf mich über. Alles an mir wurde Ruhe, wurde wunderbare Gewißheit. Man rief Lebewohl und winkte mit den Tüchern. Sie stand zuvorderst mit allen ihren Kränzen, sie wurde bleich, wurde rot mit dem wechselnden Atem. Durch die Bewegung ihres erhobenen Armes war das ‚goldene Herz‘ frei geworden und lag nun über den Blumen auf ihrer Brust im vollen Bereich der Sonne. Noch lange, als sie selber bereits undeutlich geworden war, sah ich den feinen, leuchtenden Strahl, der von dem Kleinod ausging.

## Zweites Kapitel.

Zwei Sterne fliehn am Himmelsgrund
In großen leuchtemüden Flügen,
Die möchten gern zu ewigem Bund
Die Lichter ineinander fügen.

Doch zwingt der alte Sternenplan
Sie in sich meidende Geleise,
Und einsam schweben sie die Bahn
Auf ihrer ewigen Himmelsreise.

Nach euch, ihr Sterne, will ich sehn,
Die hoch im blauen Raume trauern.
Die Menschentrübsal wird vergehn,
Nur Sternenleid muß ewig dauern.

Ich las das Gedicht der Mutter vor, hinter dem Haus, im Garten. Das Ende des Sommers war kaum zu spüren, der Abend lau, die Bäume unentfärbt. Hinter der Hecke aus Haselstauden überschnitten fein sich zerteilend die Äste einer Allee die schimmernde Luft.

Meine Mutter, Frau Renate Heland, lag auf dem indischen Faltstuhle. Noch immer war sie eine schöne und schien nun geradezu eine junge Frau, weil sie lag, ihr schwerer Gang und die etwas gebückte Haltung somit die Jahre nicht verrieten. Ein Glück, tief und warm wie eigenes Liebesglück, verjüngte ihre Züge. Ich hatte von Seligenwald erzählt.

Auch die erregteste Erinnerung vermag nicht, einmal Vergangenes auch nur zur Wirklichkeit eines Hauches zu erwecken. Ein einziges Mal war es mir gelungen, von Helene Klinger eine sinnliche Wahrnehmung zu haben; am Abschiedstage selber, als ich von Schmerz übermannt die Augen schloß, da, mit der äußersten Anstrengung meines Willens, sie zu erblicken, sah ich sie wirklich, sah die feine Linie ihres Profiles auf dem schwarzen Grund, aber nur um alsbald sich zu verzeichnen, zu verschwimmen, zu erlöschen. Seitdem war ich in tiefster Seele aufgewühlt, bei hellem Verstand von einem stillen Wahnsinn umlauert. Selbst im Schlafe ließ es mich nicht los. Es war keine Faser in mir, die nicht erbebte, wenn ich so recht ergriffen war.

Nun gewahrte ich auf dem Laub einen leisen Silberglanz, der nicht der Widerschein sein konnte von der Röte des verglimmenden Tages. Der halbe Mond hatte zu wirken begonnen. Ich wollte der Mutter meinen Eindruck von Helene zusammenfassen und sagte: „Das neue Dasein, in das ich durch sie versetzt bin, ist nicht Finsternis. Wie der Mond immer strahlender leuchtet, immer kleinere Gebiete dem Schatten überläßt, je weiter er in den unendlichen Raum hinaufrückt, so konnte sich erst mit der wachsenden Entfernung das Bewußtsein klar entfalten, nicht was Helene mir gewesen ist, sondern was sie mir ist und sein wird. Ich hatte auf Treu und Glauben gelebt, hatte mich zu einem Ideal bekannt, aus innerem Bedürfnis, ohne von außen eine Gewähr dafür zu haben, bis ich miteinemmal sie antraf, ihr ins Auge sah, ihre Hand hielt. Seitdem weiß ich, daß alles, was ich vorahnend als Heiligtum in mir trug, außer mir wirklich vorhanden ist. Es hätte ein Hirngespinst sein können, nun ist es vollendete Thatsache. Es sind Augenblicke vollkommenen Friedens, eines Glückes, das sich dem Ausdruck der Sprache

entzieht, so oft ich mich dem Gedanken überlasse, es giebt eine Helene! Ja liebe Mutter dann scheint mir das Unglaubliche möglich, dann wüßt ich kein Wunder, über das ich noch staunen sollte.“

Als wir dann ins Zimmer übergesiedelt waren, gab es sich, daß mir die Mutter ihr Herzensleben bis zur Liebe für meinen Vater erzählte. Der Stammsitz ihrer Ahnen, ein altes Schloß in den Bündner Bergen, gehört zu meinen frühesten Erinnerungen. Die Jugend des Großvaters fiel in eine Zeit, wo die Schweiz alles andere war, als ein ruhmreicher Waffenplatz für ihre eigenen Kinder. Er nahm Dienste und brachte es in einem neapolitanischen Schweizerregiment zu hohen Würden. Meine Mutter war schon als junges Mädchen umworben; denn zu den Vorzügen ihres Aeußeren und der Geburt trat ihr aufgewecktes Wesen. Es galt beinahe für eine Empfehlung, daß sie mit fünfzehn Jahren in ein Pensionat gesteckt, schon vor abgelaufener Frist wegen unnützer Streiche entlassen wurde. Unter den Offizieren des Regiments gefiel ihr allmählich einer besser als seine Kameraden, wie sich nachher herausstellte, ungefähr zur gleichen Zeit, wo auch er sie von andern zu unterscheiden begann. Eine echte, fröhliche Soldatennatur, bildschön, als Reiter und Tänzer ohne gleichen. Daß er für verwegen galt, war ihr keine Warnung. Zudem ein Landsmann, ebenfalls von altem Bündneradel und die Väter Freunde. Bald waren sie so gut wie verlobt. Als der Offizier nach Sizilien versetzt wurde, sprach aus den Briefen der prächtigste Mensch. Wild, ja; aber gut, ehrlich und immer ursprünglich, immer er selber. Und zwischen jeder Zeile, er liebe nur sie, ewig sie. Auf einem verwegenen Ritt mit seinem Zug umzingelt, hat er sich, während die andern gefangen wurden oder fielen, mit unerhörter Tapferkeit herausgehauen, kam schwer verwundet

ins Quartier, hielt sich, bis er Rapport erstattet hatte, dann sank er in die Ohnmacht, in der sie ihn noch fand, als sie am dritten Tage bei ihm eintraf. Sobald er reden kann, ist sein Erstes, ihr das Wort zurückzugeben. Er sei nun ein Krüppel und werde sein Lebtag einer bleiben. Sie reichte ihm beide Hände; sie kenne kein anderes Glück, als nun auch sein Unglück zu teilen. Da trat ein fremder Ausdruck in seine Züge, er stieß die Hände von sich zu heftiger Abwehr. Noch schob sie es auf das Fieber. Aber als er wieder in bester Genesung war und sie ihm in den Briefen nochmals Treue angetragen hatte, bestand er feierlich, mit vielen weisen Gründen darauf, das Verlöbnis sei zu lösen. Jetzt fing sie an Verdacht zu schöpfen. Und die eingezogenen Erkundigungen bestätigten den Argwohn nur zu sehr. Natürlich brach sie kurzer Hand, und als auch der Vater im ersten Gefecht, an dem er teilnahm, einen Schuß erhielt und bei der Einschränkung des Truppenstandes leicht seinen Abschied erwirkte, so war sie, ehe sie sich dessen versah, Schloßfrau auf dem Stammsitz in Bünden.

Aus der Führung des ausgedehnten Hauswesens und vielen Wohlthaten an Armen und Kranken erwuchs ihr eine innerlichere Art von Freuden, als sie bisher gekannt hatte. Auch meditierte sie über geistliche Dinge, ohne indes die Freude am Leben und den Sinn für das Poetische einzubüßen.

An dieser Stelle ihrer Erzählung wurde die Mutter durch eine zierliche Musik unterbrochen, die in dem dunkeln Zimmer anhob: eine altfränkische Spieluhr gab beim Stundenwechsel ein schäferhaftes Stück von sich. Jetzt war die Uhr verrostet und altersschwach, das Werk zitterig und unzuverlässig geworden; damals aber, im Jungfernstübchen auf dem Schlosse, machte sie Staat in Gesellschaft der breitarmigen Polstersessel, der behäbigen Tische mit künstlich gewundenen

Beinen, der eingelegten Kommode, des Himmelbettes und des hohen goldenen Lyraspiegels. Eichendorff war meiner Mutter Lieblingsdichter; oft ließ sie das Buch sinken und trat ans offene Fenster, weil aus dem Walde das irre Klagen eines Horns oder aus dem Dorfe fernes Hundegebell herauftönte. Den Männern trat sie nun wohl mit Vorsicht, aber nicht mit Mißtrauen entgegen. Was sollte sie wegen des einen alle büßen lassen und selber mit die Strafe tragen? Namentlich zwei Pfarrherren und ein Arzt aus der Umgegend, als unterhaltende und brave Leute vom Vater und von den Brüdern gern gesehen, waren damals ihre Freunde, obwohl es der Geschicklichkeit bedurfte, bis sie sich mit Freundschaft begnügten. Auch andere achtbare Freier hat sie ferngehalten, ohne jeden Hintergedanken, in ruhiger Gewärtigung, ledig alt zu werden.

Da lernte sie meinen Vater kennen, als sie in einer Kleinstadt des Tieflandes zu Besuch war. Bald sprach er täglich vor. Sie bekam es mit einem völlig überlegenen Menschen zu thun; doch war sie wunschlos in seiner Nähe, bis sie das Glück überfiel. Eines Abends saß sie vor dem Hause auf der grünen Bank. Die Häuser kehren dort die Giebel alle der Straße zu und haben grüne Läden; die Fenstersimse sind mit Blumenstöcken vollgestellt. Es war still auf der Gasse und auf dem Platz mit den Platanen. Sie hörte Schritte vom Steinpflaster heraufklingen, seine Schritte. Noch sah sie ihn nicht, der Terrasse wegen, die den Bürgersteig bildet und von der kleine Treppchen vor jedem Haus auf die Straße hinunterführen. Ihre Blicke hingen an der Ecke, um die er nun gebogen kam. Sie stiegen die Halde hinauf nach den Waldungen. Es fiel ihr nichts auf. Dann standen sie oben und schauten auf die abendlich beruhigte Landschaft, wie grün sie dalag mit dem Städtchen im Schoß. Er wies mit ausgestreckter Hand ins Weite und zwang ihren Blick,

als sie ihn ansah, ihm hinauszufolgen. Sie gewahrte nichts; er deutete eindringlicher. Dort am Horizont sei es, in der äußersten Ferne. Sie dachte, er sehe vielleicht noch eine Bergspitze leuchten und strengte sich an, sah aber nichts als graue Luft. Da hat er sie von hinten umfangen, und als sie sich in der Verwirrung zurecht fand, hielt sie in ihren Armen das unfaßliche Glück.

So erzählte sie. Ich stieg in mein Zimmer hinauf, und als ich dort vom offenen Fenster in den kühlen Abend hinauslauschte, trat, durch das heimliche Rauschen der Bäume vermittelt, vor mich das Bild meines verstorbenen Vaters. Ich sah es unbefangener, als die Mutter, erkannte die Größe an, die das gewöhnliche Menschenmaß überstieg, aber verhehlte mir auch die Schatten nicht, die mein Leben und das der Mutter verdunkelt hatten. Wir Helande waren der alten Rheinstadt zwar erst vor drei Geschlechtern zugewandert, und unsere frühere Geschichte verlor sich bald im Dunkeln; aber durch das Ansehen meines Urgroßvaters und die anerkannten Dienste, die mein Großvater dem Gemeinwesen geleistet hatte, galten wir auch dem wählerischen Urteil der alten Familien für eingesessen. In meinem Vater hingegen war mit einem genialischen Wesen zugleich die Regellosigkeit wieder aufgebrochen, die der nur ungefähren Ueberlieferung zufolge das Schicksal unserer Ahnen als Grundzug kennzeichnete. Von Haus aus im Besitz überfließender Mittel, hatte er nie einen Beruf gehabt, vielmehr seine reichen Gaben überallhin zersplittert, gestern gemalt, heute komponirt und morgen Aufsätze oder Verse geschrieben. Da er unter keinem Zwang und unter keinem Meister stand, kam er auch in keiner Kunst über den Dilettanten hinaus. Dabei verfolgte ihn ein unwiderstehlicher Drang, den Dingen philosophisch auf den Grund zu kommen. Er war Freigeist, vollständig im Bann von Ludwig Feuerbach

und Stirner, immerhin so, daß seine vornehme Natur obenauf blieb. Er verstieß nie gegen die gute Sitte und ließ namentlich andere durchaus gewähren, sobald er sie in ihrem Leben tauglich werden sah. Nie hat er seiner Frau ihr Christentum beanstandet oder dem Sohn die Binde vorschnell von den Augen reißen wollen. Aber was die weibliche Liebe zu übersehen sich bemühte, habe ich früh in der ganzen Härte empfunden. Ich spürte, mein Vater war ein Mann ohne Halt. Und während die Mutter das Leben mit diesem Gatten von Stunde zu Stunde hinnahm, eine schwere tapfer trug und eine heitere doppelt genoß, erkannte ich den Irrlauf solch eines ziellosen Dasein und ahnte den Ausgang. Ohne Maß in den Ansprüchen an sich selber, war mein Vater auf einer unsinnigen Hochgebirgstour verunglückt und seit jener entsetzlichen Nacht, die seine Körperkraft auf immer zerstörte, dem Wahnsinn nahe. Im Ausblick auf ein erbärmliches Siechtum und den unerträglichsten Schmerzen immer häufiger ausgesetzt, nahm er sich im besten Alter das Leben durch Gift. Wenige Tage vor der That, in seinem letzten Augenblick, hatte er mich gerufen und liebevoll über meine Zukunft gesprochen. Ich äußerte die Absicht Theologe zu werden und schilderte meine Vorstellung von dem Leben und Wirken des Dorfgeistlichen so anschaulich, daß der Vater sich lächelnd zufrieden gab. „Du magst werden, was Du willst, über Deine Zukunft bin ich beruhigt. Wenn ihr recht habt, daß nach diesem Leben noch etwas ist und ich bin tot, in der Stunde, da Du die Weihe empfängst, will ich dann über Dir sein.“ Daran hatte ich mich am Tage der Einsegnung erinnert, und als ich zur Handauflegung niederkniete und die Augen schloß, sah ich mit dem Blick der Seele an einem langen Tisch den Vater sitzen, hinter ihm die Väter, Urgroßväter und alle Ahnen. Am obersten Ende saßen Gestalten, die so glänzend und so

weit entfernt waren, daß ich sie nicht erkennen konnte; doch meinte ich, es müsse Christus mit den Aposteln und Propheten sein. Alle hatten die Hände gefaltet vor sich hingelegt und den Blick teilnehmend auf mich gerichtet.

*  *
*

In diese Erinnerungen versunken, stand ich am Fenster. Dann setzte ich mich zur Lampe an den Tisch. Ich nahm die Bibel und las im Propheten Jeremia, als die Mutter eintrat. Ihre schmale, mittelgroße Gestalt, ihr feines Gesicht mit den sanften bleichen Zügen und den wunderbar guten Augen fielen mir diesmal besonders auf. Ich schob ihr den Lehnstuhl hin. Erst sprachen wir dies und das, dann zog sich jedes in seine Gedanken zurück. Ich sah die Mutter vor mir, friedlich, feierlich, als wäre sie entschlummert. So mußte sie aussehen, wenn sie einst die Augen für immer geschlossen hatte. Die Erinnerung daran, das Andenken an den Vater und das Heimweh nach Helene übernahmen mich. Ich stützte die Arme auf den Tisch und ließ den Kopf in die Hände fallen. Thräne um Thräne fiel auf das heilige Buch. Die Mutter stand auf und trat hinter mich. Sie sah den Spruch aufgeschlagen: „So spricht der Herr: Ich weiß, was für Gedanken des Friedens und nicht des Leides, euch zu geben Zukunft und Hoffnung.“ Ich spürte ihre Hand auf der Schulter. Ich blickte auf, über mich, ihr ins Gesicht. Den Blick auf mich gerichtet, sagte sie nur: „Zukunft und Hoffnung!“ dann fuhr sie mit dem Taschentuch erst sich selber über die feuchten Wangen und wischte dann die Thränen ab, die noch auf der Bibel lagen.

Als die Mutter mich verlassen hatte, stand ich auf und setzte mich in den Lehnstuhl. Wie oft hatte ich es hören

müssen, gerade von der Mutter, ich sitze zuviel hinter den Büchern. Ich selbst gestand mir längst, das Geheimnis der Dinge vermöge Niemand zu ergründen; immer stehe das höchste erreichte Wissen tief unter dem, was man zu wissen wünsche. Wo findet sich die Wahrheit fix und fertig? Giebt es eine Formel, die sie faßte? Wahrheit ist stete Lockung nach dem Höchsten. Nur war ich der Mann nicht, das abzuwarten, geduldig, kaltblütig auf das Höchste zu warten. Ich stand unter der Eingebung, die Gewißheit, nach der die Wissenschaft immer nur trachten kann, anderswoher als Besitz bereits in mir zu tragen. Die Art, wie mich nach der Wahrheit verlangte, war eine andere, als sie die Schule lehrt. Es zog mich in's Leben. Dort mitten unter den Leuten wollte ich die Wahrheit finden und sie umfangen, warm, inbrünstig, wie man einen geliebten Menschen umfängt.

Ueber diesen Gedanken nahm mein Blick eine Alpenansicht auf einem Nebentischchen wahr, wo sie zufällig durch einen Spalt des Lampenschirms einen Lichtschein empfing. Dann sank mir die Wimper wieder vor das Auge, und es rückte sich mir im Verlauf einer sachten Träumerei langsam eine Geschichte zurecht von einem, in den der Wandertrieb gefahren war und der nun aus fremden ebenen Landen in ein Gebirgsthal stieg. Er wollte die Alpen sehen und fragte Leute, ob das sie seien, was dahinten strotzig und steil aufrage. Sie lachten ihn aus und sagten: „Das sind erst die Fußschemel, guter Freund. Dort auf jenem jähen schwindlichen Grat wirst du sie sehen.“ Der Fremde bog den Kopf in den Nacken und sah über sich die Steinwand. Schon hatte er viele hundert Meilen zurückgelegt und war müde. Aber die Alpen zu sehen überwand er alle Scheu, ließ sichs nicht verdrießen und stieg stundenlang. Wohl wurde er kleinlaut und zählte die Schritte; dafür aber hob sich rings

um ihn her, Spitzchen um Spitzchen und Gipfel um Gipfel, die silberne Welt. Oben angelangt, sah er, was seine Sehnsucht gewesen war. Wankend vor Erschöpfung und Lust warf er sich hin und schaute. Die bleichen Eisriesen überragte an Herrlichkeit die Jungfrau; wunderbar schimmerten ihre Linien und wunderbar ihre Gestalt in der Rosenluft des Abends. Aber auf der Jungfrau Stirn stand dem Fremdling der Jungfrau Spott zu lesen: „Gelt du Menschlein auf dem grauen Grat dort unten, hast dir den Kopf erhitzt, hast dir die Füße wund gelaufen; nun bin ich dir genau so unnahbar wie unten im Thal." Da sprang der wunderfitzige Jüngling auf, schwenkte sein Hütlein und rief: „O du ewige Jungfrau, wohl bist du mir nicht weniger ein Geheimnis und kein geringeres Wunder als damals, da ich deiner noch nicht ansichtig, erst an dich glaubte. Nun aber hab ich doch deine Schönheit, die vielbesungene und schlechtgeahnte mit Augen gesehen. Was wollte ich mehr?"

* * *

Solche bildliche Anschauungen zauberten sich mir mit Leichtigkeit vor und trieben dann lustig an mir vorüber, und zwar, obwohl Gesichte, mit musikalischer Wirkung: melodisch zogen mir die Einfälle im Sinn herum. Aber schlechthin ein Träumer war ich darum doch noch nicht. Denn wenn ich auch vor allerlei Bildwerk verweilen konnte, das nur meinem Innern entstieg, so gab ich mich noch weit gründlicher einem wirklichen Anblick hin, auch nur schon dem Anblick einer gewöhnlichen Landschaft, sobald ich durch zufällige Umstände davor festgehalten wurde und mir dann das Auge dafür aufging. So führte mich einige Tage später mein Weg über die nahe Landesgrenze an ein verfallenes Städtchen, eine geschleifte Festung,

deren zerbrochene Mauern und eingerissene Wälle von einem Kanal besäumt sind. Durch eine Bresche schaut der viereckige Kirchthurm ins Land, rötlich und auf dem grauen Ton der Luft schwach leuchtend. Auch die Brücke über den Kanal ist aus rotem Sandstein. Sie trägt den ausgesprochenen Baustil des Ersten Kaiserreichs zur Schau. Längs dem Ufer laufen die Geländer aus schweren eisernen Ketten mit massiven rechteckigen Gliedern und sind von breiten Sandsteinstöcken in Form eines abgestumpften Kegels getragen, die nur von feuchtem, grünen Moos behaftet sind. Auch die Platanen- und Akazienalleen, einst bescheidene Nachbildungen der Pariser Lusthaine bilden nun nur noch ungepflegte und kümmerliche Ueberreste ehemaligen Wohlbehagens. Das tote Wasser zwischen den Schleusen hatte einen braunen, tintigen Glanz; ein alter, rostroter Weidling war das einzige Fahrzeug. Ich sah kein lebendes Wesen. Die Ansicht weckte Erbarmen. In der trostlosen Oede eines nebligen Herbstmorgens lag es über dem Städtchen wie untilgbare Verwünschung. Wo ich stand, erhob sich breit das kahle Gebäude einer Dampfesse mit drei riesigen roten Schloten. Schneidend hart schallten die Hammerschläge in unerbittlichem Takt herüber. Saure Arbeit! Unfrohes Tagewerk! Oder soll der Frohndienst nachgeborener Geschlechter einstigen Uebermut sühnen?

Am Abend probierte mir dann die Mutter meinen Chorrock an. Ich konnte mich von mir aus in die bauschigen Falten und Pluderärmel gar nicht finden. Die Frauenhand mußte hineinhelfen, zurechtrücken, glätten. Als das geistliche Gewand nach allen Seiten hin geknöpft und geschnürt war, erwies es sich über der Brust zu eng. Die Mutter mußte erweitern. Auch bedurfte es ihres Unterrichts, bis ich mir endlich unter den Kragen die weißen Bäffchen richtig vor-

binden konnte. Lächelnd sagte sie: „Genau so wird es Dir im Amte selber gehn. Erst wirst Du kurzen Atem haben und manches nur schwer unterbringen, ja auf einiges gänzlich verzichten müssen, was Dir jetzt noch unentbehrlich erscheint.“

Im Verlaufe des Abends, als ich mir dann noch lange mit meinen Büchern zu schaffen machte, zog ich auch meine alte hebräische Bibel mit mattem, braunen Goldschnitt ans Licht unter die Lampe. Ich bediente mich ihrer selten, sondern einer handlicheren Ausgabe. Es war ein alter, dickleibiger Quartband mit gepreßter, nun abgegriffener Glanzlederdecke. Über dem Blättern ward mir die Erinnerung wieder lebendig an den ersten Abend, da sie, ein Glücksfund beim Antiquaren, sich in meinem Besitz befand und von mir ehrerbietig gemustert wurde: immer gleich große Vierecke mit ineinandergehacktem kunterbuntem Geschnörkel, das ich damals noch nicht hatte lesen können, bis ich ein Kränzlein gepreßter Eichenblätter fand, zwar vergilbt, aber doch etwas Grünes, eine menschliche Fährte. Wer hatte die Blätter gepflückt, wer sie aneinander geheftet? Nur es selber konnte das sagen; aber es schwieg und prangte leise weiter, ein stummer, brüchiger Zeuge wer weiß von was. Das Kränzlein hatte mir damals einen Wunsch ins Herz gegeben: möchten die einfarbigen, einstweilen noch dürren Blätter der alten Bibel für mich immer mehr grün und frisch werden, wie es einst jener Eichenzweig war, den eine liebende Hand vom großen und lebendigen Baume gebrochen hat. Ich suchte das Kränzlein wieder auf und fühlte den Wunsch in mir kräftig erneuert. Von der verwilderten Überlieferung zurück zur reinen Überlieferung! Weg mit den Fündlein späterer Geschlechter! Wird erst die Bibel aus ihrer Zeit heraus begriffen, dann beginnt uns eine neue Zeit.

Da wurde ich gewahr, daß ich ja noch immer im Kirchen-

rocke stecke, und überschlug zugleich in Gedanken, wie das, was jetzt geistliche Amtstracht war, einst allgemeines Staatskleid gewesen war, das jeder Bürger getragen hat. Auch sah ich nun nach der Uhr: sie zeigte weit über Mitternacht. Es kam mir zum Bewußtsein, wie überwacht ich war. Mein Gehirn brannte. Ich steckte das Licht an und löschte die Lampe. In meinem Schlafzimmer verweilte ich noch eine Zeitlang am Fenster. Allmählich erglomm im Osten ein ganz schwacher Schein ersten Lichtes, sodaß die Sinne den Gedanken begegneten: jene nahmen den neuen Morgen wahr und diese ahnten die neue Zeit. Ich sagte mir das, als ich mich zu entkleiden begann: „Wir befinden uns tief in der Nacht, aber wir befinden uns vor Tagesanbruch.“

---

## Drittes Kapitel.

Dekan Maurer von Schloßdorf, bei dem ich dann eine Helferstelle versah, war einer der ältesten Geistlichen des Landes. Sohn des Dorfes, dessen Seelsorger er nun seit bald funfzig Jahren war, übersah er mit klarem und frommen Geiste die wechselnde Zeit aus seiner eigenen bescheidenen Arbeit heraus. „Kommen Sie mir zu Hilfe“, sagte der alte Herr schon in den ersten Tagen und zog mich neben sich auf die Bank, „ich lese über den Stand der Forschung. Sie wissen, ich schätze die Wissenschaft; doch nun wird mir wind und weh. Liegt da nicht alles am Boden, was die Christen vor uns einmütig geglaubt haben und was uns selber teuer ist? Die Erzväter haben nicht gelebt, Mose war ein Zauberer, David ein Freischarenhauptmann und hat keinen einzigen Psalm gedichtet. Wenn ein treuer Orthodoxer einfach sagt: Jesus hat das alte Testament in der Form besessen, wie es heute noch ist, und hat es für Gottes Wort erklärt, also muß es von Gott eingegeben sein, das ist doch ein Standpunkt. Wenn dagegen wir sagen, die Heilswahrheit in jenen Schriften bleibt allerdings ewig, weil sie göttlich ist, allein die einzelnen Schriften sind von Menschen und unterliegen somit der geschichtlichen Prüfung und nun lautet diese anders als die Tradition, so ist das eine schlimme Sache, bringt uns Theologen schwerste Gewissensnot und den Gemeinden namenlose Ver-

wirrung, Bestürzung und Unglauben an alle heilige Schrift. Wir sind übel dran. Ich ringe gewissenhaft, nicht stolz oder trotzig, sondern in stillem Forschen nach der Wahrheit. Die Kritik macht uns ja wohl im höheren Sinne nicht frei; aber die Unwahrheit macht noch weniger. Nun, lieber Freund, wie steht Ihr Kopf dazu? Und wie Ihr Herz? Sie haben jene Kritiker gehört? Bringen diese Leute ihre Sache auf jeder Suppe, demagogisch siegesgewiß, oder sind es demütige Menschen?"

Ich hatte dagesessen und den Blick zu Boden geschlagen. Jetzt fuhr ich auf: „Mit Freuden betrachten sie jedes unwissende Studentlein für ihresgleichen, sobald sie es nur von dem aufrichtigen Drang nach Wahrheit erfüllt sehen. Leute aber, die ihnen in ihre Arbeit hineinreden ohne Ahnung und Urteil, lediglich im Brustton der Überzeugung und der guten Absicht, sind die allerdings Luft für sie."

„Dennoch," sagte der Pfarrherr, „mich jammert jeder junge Kandidat in tiefster Seele, wenn er, ideal gerichtet, in so zerrissene und soziale Verhältnisse kommt, wie wir sie nun bald überall haben. Not und Lust des Lebens samt der Politik nimmt Sinnen und Denken des jetzt lebenden Geschlechtes vollständig in Anspruch. Manches wäre erreichbar, wenn nur die Schulmeister ein Senfkorn Glauben und Liebe und Hingebung für diese heiligen Dinge hätten. Aber der Pfarrer steht allein, vom Zeitgeist, den Lehrern und fast allen Männern und Jünglingen verlassen."

Indessen waren das die Feiertagsgespräche zwischen dem edeln Mann und mir. Sonst lehrte er mich das Handwerk; denn geistlicher Umgang mit Bauern bedarf der Schulung. In der Schweiz zumal bekommt es der Landpfarrer mit altem, vielhundertjährigem Bauernschlag zu thun, der von der Scholle lebt, auf der er geboren ist. Aber auch diesen braven Leuten

ist ein Mißtrauen angeboren gegen jeden, der, nicht einer von ihnen, von außen her an sie herantritt. Vor dem Pfarrer ziehn sie den Hut ab als vor einer Respektsperson. Wenn er reich ist, auch noch vor seinem Gelde. Seine wohlthätigen Absichten werden mit kriecherischer und unlauterer Gesinnung erwidert. Er wird angelogen. Er erhält anonyme Briefe mit verstellter Handschrift. Man versucht bei ihm einzubrechen, legt Feuer in seiner Scheune an, schreibt ihm unflätige Dinge an die Hausthür. Wer an dieser fadenscheinigen Verehrung und Unterwürfigkeit nicht teilnimmt, gehört zu den von vornherein Unzufriedenen oder den politischen Umstürzlern, die jeden Pfarrer als solchen für einen Duckmäuser und Mucker hielten. Für einen jungen Stadtherrn ist es also ratsam, seine spitz zulaufenden Stiefel an stumpfere zu tauschen, und das Hosenende darüber erst in einer gewissen Erhöhung glockenhaft baumeln zu lassen. Mir hätte denn auch nichts näher gelegen, als in allen diesen Aeußerlichkeiten mich dem bäuerlichen Geschmack ohne Widerstand anzupassen, wäre nicht damals zu dem bunten Allerlei eines Anfangs noch überdies eine neue Verwirrung hinzugeraten, die mich von einer solchen pflichteifrigen Ueberhastung zurückhielt und bewahrte.

Schon in den ersten Tagen, als ich mit den Pfarrersleuten das frugale Abendessen teilte, ertönte plötzlich hinter uns der steinerne Flur von flüchtigen Schrittchen und an meinem Rücken vorüber trat eine elegante, in feinstem Schwarz gekleidete junge Dame ein, begrüßte den Dekan gebrochen deutsch, schob dabei mit den behandschuhten Fingerchen den Schleier über das Gesicht in die Haare hinauf und küßte der Frau Pfarrer leichthin die Wange. Zu mir her, der ich aufgestanden war und mich verbeugte, verneigte sie sich kaum; doch war ein kluges und energisches Gesicht mir zugekehrt und zwei Augen auf mich geheftet, daß ich ordentlich den Blick spürte. Dann

plauderte sie französisch so lebhaft an Frau Pfarrer hin, mir war, von allem und von einigem dazu und mit einem so hellen, sauberen Stimmchen, daß es in dieser munteren Beweglichkeit gleich einem lustigen Spiel silberner Glöcklein klang.

*   *
*

Es war Lucie Monfort. Hinter dem Pfarrhaus von Schloßdorf steigt nämlich eine alte Ritterburg hinan, die als der Stammsitz der Gaugrafen einst der Gemeinde den Namen gab. Seitdem war sie mehreren Besitzern durch die Hände gelaufen nnd gehörte jetzt einem welschen Schweizer, der in Südfrankreich Vermögen gemacht und sich dort niedergelassen hatte. Seine Frau war kürzlich gestorben, und da die andern Kinder auswärts verheiratet waren, lebte nur diese seine jüngste Tochter bei ihm. Soeben waren sie von einem mehrtägigen Ausfluge zurückgekehrt.

Als ich dann Herrn Monfort meinen Besuch abstattete, zeigte er mir die ganze Besitzung. Unserer Zeit ist es ein Bedürfnis, altmodische Häuser vor gänzlichem Verfall zu schützen, verblichene Farben aufzufrischen, zerbröckelte Schnörkel nachzubilden. Als suchte man nach einer Sühne für die eigene Hast, für den atemlosen Lauf der heutigen Tage, erhält man ängstlich die Eigentümlichkeiten versunkener Jahrhunderte in das unsere hinüber und vermag so wenigstens den Schein eines Bestandes, wenigstens den Glauben an eine Währung von Menschenwerk zu erwecken. Auch dem Herrensitz von Schloßdorf hatte eine nacherlebende Künstlerseele das Dasein verlängert. Ein weiter, mittelalterlicher Raum nahm mich auf. Dennoch ließ das Halbdunkel zur Genüge die Umrisse der unvergleichlichen Anlage erkennen. Ein mächtiger steinerner Bogen schied zwei Räumlichkeiten. Vorn war es eine große Trinkstube. Die Humpen und zinnenen Kannen auf den

Schäften, der lange Tisch, die Stühle und Bänke schienen auf durstige Ritter zu warten; im Winkel lehnte eine Hellebarte. Der ganzen Breitseite entlang liefen die hohen, dreigeteilten, spätgotischen Fenster, auf den Simsen Geranien und Rosenstöcke, in der Mitte ein Erker. Hinter diesem wohnlichen Saal dehnte sich des Raumes andere Hälfte, ein Atrium, aber verchristlicht. Es erhebt sich in eine finstere schwarz verschwimmende Höhe hinauf; nur durch eine schräg eingebrochene Luke vom Dach dringt spärliches Licht von außen. In der Höhe des Stockwerks läuft den Wänden entlang eine Galerie mit massivem Steingeländer. Von der unsichtbaren Decke herab senkt sich der kunstreiche Kronleuchter, schwere, schmiedeeiserne Arbeit. Den drei Fenstern vorn entsprechend spannen sich an der hintern Wand drei Nischen, deren verblichener Grund auf alte, geistliche Gemälde schließen läßt. Herr Monfort war eben mit Entwürfen beschäftigt, auch sie würdig zu ersetzen.

Er öffnete eine der Thüren, die auf den herrlichen Flur führten. In diesem Augenblick verstummten die edeln mir wohlbekannten Töne einer Bachschen Fuge, die uns während der Besichtigung umspielt hatten. Lucie stand vom Flügel auf und reichte mir die Hand. Sie trug ihrer verstorbenen Mutter wegen auch im Hause noch ganze Trauer, aber dazu den wohlerlaubten Schmuck einer frischen violetten Aster im Gürtel. Ihr Anblick wurde geradezu befehligt durch den überreichen Haarwuchs, der, man sah es, sich nur mit Mühe und täglichem Aufwand von Kunst in die Formen einer modischen Haartracht hineinzwängen ließ, strahlend blond, das reine Sonnenhaar. Wegen der energisch vorspringenden Nase, des stumpfen Kinns und der vortretenden Augen war sie nicht was man schön heißt; aber gerade die Augen mit ihrem blaugrauen Glanze waren so unschuldig und klar und freundlich, der Mund so

klein und so zierlich geschnitten, die Haut so rein, die Stirne so klug und frei, die Zähne so spiegelblank, daß eben doch ein allerliebstes Gesichtchen beisammen saß. Und auch jetzt, als sie doch nur wenige Schritte auf mich zugegangen kam, spielten die schlanken, feinen, ebenmäßigen Glieder so zierlich ineinander, daß ich glaubte, man sollte es läuten hören.

Nun erhob sich aber auch noch ein mir unbekannter Herr, der neben Lucie am Flügel gesessen hatte. Er sah aus wie ein vornehmer Franzose mit seinem schwarzen, gepflegten Spitzbart. Zugleich stand er unter einem weiblichen Oelporträt, auf dessen Liebreiz ich schon im Pfarrhaus von vornherein aufmerksam gemacht worden war, und schon sagte mir der erste Blick die Verwandtschaft des Herrn mit jenem Frauenbilde an, von dem ich also wußte, es war Lucies verstorbene Mutter. „Mein Onkel Herr VonStätt," sagte Lucie, sich gegen ihn wendend.

„VonStätt?" konnte ich auszurufen mich nicht enthalten. „Sternentrauer?"

Er war in der That jener Dichter, bedauerte aber nachträglich die Sammlung erster und vielfach unreifer Verse, was aus einer ungeheuchelt ärgerlichen Zuckung seines Gesichts hervorging. „Erinnern Sie mich nicht an meine Jugendsünde," fügte er bei, worauf seine Nichte, offenbar um abzulenken, uns alle zum Sitzen einlud. „Und wie gefällt es Ihnen bei uns?" fragte sie mich.

„Auf Ihrem Hausflur befiel mich soeben eine unwiderstehliche Sehnsucht nach dem Mittelalter," versetzte ich.

„Wer weiß, vielleicht täuschen Sie sich nicht," nahm nun VonStätt das Wort und legte sich, mit gedämpfter, fast feierlicher Stimme fortfahrend, während er zugleich die Augen schloß, in den Sessel zurück, „in den Fugen, in den

grauen Winkeln dieses Gebäudes mögen noch Atemzüge nachzittern aus einem Leben von einst, die Sie nun ahnungslos einsogen, und mit ihnen die Melancholie der Erinnerung, die auch mich immer in diesen Hallen beschleicht. Sonst ist es nur der Austausch von Seele zu Seele, was mich innerlich bestimmt, während jetzt doch nicht ein Mensch zu mir sprach" — „Sondern nur ein altes Haus," fiel ihm sein Schwager Monfort ins Wort und gab dem Gespräch eine Wendung ins Alltägliche.

Hinter dem Schloß zog sich ein Hain uralter Eichen dahin, wo jederzeit zu spazieren mir gütig erlaubt war. Dort wandelte ich, eine Predigt über Weltende und jüngstes Gericht zu überdenken. Das Land lag vor mir erschöpft. Schwer atmeten die Lüfte in ungeheuern grauen Gebilden. Ein finsteres Verhängnis, brach die Nacht herein. Die Berge ragten erdrückend nah. In der Ferne der Fluß schimmerte stumpf wie Blei. Aengstlich schmiegte sich Baum an Baum vor den Streichen des Windes. Eine Reue für begangene Schuld belastete die Landschaft. In der Wiese stand ein Hirt und rief, umhallt von Kuhgeläut, durch die hohlen Hände die Herde zusammen. Ich erging mich in dem Haine, der einst, in Tagen der Anmut und der feinen Sitten, heitere Lust gesehen hatte. Da saßen sie, vor hundert Jahren, auf der weißen Steinbank mit der kunstvoll behauenen Marmorlehne zu zweien, sahen durch goldiges Laub die Sonne sinken, sagten sich Süßes, scherzten und herzten. Da gewahrte ich auf einer andern gleichen Bank VonStätt unbeweglich dasitzen und mit einem furchtbar ernsten Ausdruck im Gesicht in das lichtlose Grau der Ferne hinausschauen. Dann schrieb er wenige Worte auf ein Papier, das er in der Hand hielt. Mein nächster Schritt im dürren Laub verriet mich ihm. „Sie auch suchen dieser grandiosen Stimmung

Herr zu werden," rief er mir zu, „jeder in seiner Weise, hier die meine." Er hielt mir das Blatt hin. Ich las:

Liebet, liebet einander,
Daß keiner allein
Der Zukunft harre
Und ihrer Wehen.

Welk, welk ist die Zeit,
Die Erde altert.
Bald wird sie zerfallen
In Thon und Asche.

Dann ach dann muß sterben,
Was nicht Liebe war.
Nicht Spur noch Stätte
Wird sie zurücklassen.

Die Liebe, die Liebe darf dauern.
Sie spreitet Flügel
Zur Heimat
Ueber den Morgensternen.

Liebet, liebet einander!

Als ich ihm das Blatt zurückreichte, zerriß er es zu Fetzchen und warf sie in den Wind.

VonStätt war ein gelehrter Herr, aber durch Kränklichkeit an der Ausübung eines Berufes verhindert. Auch hatte er sich vom zünftigen Betriebe der Wissenschaft abgewendet, um der ästhetischen Betrachtung der Welt zu leben. Seine große Ehrlichkeit gegen sich selber bewahrte ihn aber vor der Versuchung, den Schwerpunkt seiner Arbeit in die dichterische Produktion zu legen, der er sich bei dem strengen Maßstabe seines Urteils nicht gewachsen fand. Er beschränkte sich darauf, Kritiker zu sein und allem diffusen und halbwahren Lehngut vergangener Zeiten und fremder Völker den Respekt aufzusagen. Solch eingeschlepptes, schmarotzendes

Pilzwerk bedrohe die nationale Gesundheit; es gelte, wegzuätzen und die Luft zu reinigen. Nicht durch hämische Nörgelei oder durch polternde Polemik. Wohl wirke Kritik im Gegensatz zu jeder schöpferischen Kraft tilgend und zerstörend und vermöge von sich aus nichts Großes hervorzubringen. Dafür werde es ihr zu danken sein, wenn einst geniale, starke, schaffende Geister, die im Stande sind zu schenken, wann und wem sie wollen, dann als Retter verstanden und nicht als Narren verlacht werden. Zwischen Natur und Manier nach Kräften zu unterscheiden, darauf komme es an. Und das führe zu jener ruhigen, stolzen, in sich abgeschlossenen Bescheidenheit, die nach außen hin auf die Unverständigen wie Hochmut wirke.

Am Sonntag saß mir VonStätt zu meinem Schrecken in der Predigt. Auf den Inhalt wollte er nicht zu reden kommen; ich hätte von diesen ihm allerdings fremden und vielfach gleichgiltigen Dingen wie von einem persönlichen, mir heiligen Erlebnis zu sprechen gewußt; also habe er nichts dagegen einzuwenden, sondern es gelten zu lassen. Aber einige Bemerkungen über meine umständliche und pathetische Art der Rede führten uns zu Auseinandersetzungen über Stil und Vortrag. VonStätt drängte überall auf klaren und einfachen Ausdruck. Er sagte: „Das Einfache ist mit nichten das Primitive, wie die landläufige Meinung es haben will. Das ungeziert Einfache ist immer aus einer Reduktion des Gehäuften und Verworrenen entstanden und darum auch immer das Ergebnis langer und mühsamer Arbeit. Einfach sein kann nur, wer viel weiß oder wer viel erlebt hat. Die deutsche Sprache finden wir selten in der Reinheit, deren sie fähig ist. Unsere jungen und jüngsten Litteraten huldigen der Sucht, den sprachlichen Ausdruck gewaltsam ins Malerische und Musikalische auszufransen. Solch ein Deutsch will mir

nicht munden. Die Sprache Goethes war edler Wein; gießt man moussierendes Wasser zu, so prickelt es auf der Zunge, schmeckt aber bald fade; die Kraft ist dahin.“

Doch durfte ich selbst über innere Angelegenheiten mit ihm reden. Stieß auch die feine Ironie, die ihm um die Lippen schwebte, Fremde fast mephistophelisch ab, seinen Freunden eröffnete er ein inniges Wohlgefallen an dem Ueberfluß der Welt und eine kindlich einfache Freude an Allem im Leben, sobald es sich naiv für das giebt, was es ist. Nur das Scheinheilige haßte er; sonst war das winzigste Ding seiner liebenden Teilnahme gewiß. Und dabei war dieser Mann, wie ich gelegentlich von Herrn Monfort erfuhr, vom Schicksal erbarmungslos in die Schule genommen worden und hatte sich dennoch seinen Sonnenglauben nicht rauben lassen. VonStätt sprach mir gelegentlich das Wort aus, das er sich für seine Liebe zur Schönheit gefunden hatte.

Meinem Herzen unveraltet
Blieb der Schmerz, der es geübt;
Doch in schöne Form gestaltet
Tröstet mich, was mich betrübt.

Und dabei hielt er über alles, was ihn selbst betraf, mit einer Verschwiegenheit zurück, von der man nicht wußte, sollte sie stolz ein Allerheiliges hüten oder wollte er nicht Dritte mit seinen Anliegen behelligen. Auf meine Angelegenheiten dagegen ging er mit allem Verständnis selbst dann ein, wenn sie meinen geistlichen Beruf betrafen. Er teilte meine Liebe zum Bauernstand. Als ich ihm bekannte, nicht bloß aus amtlicher Pflichterfüllung, sondern auch aus Freude an ihrer Art gehe ich gerne mit den Leuten im Dorfe um, schenkte er mir in der Handschrift ein von ihm verfaßtes Gedicht in Prosa. Noch heute bewahre ich das Blatt eifersüchtig unter meinen liebsten Sachen auf.

## Der verkannte Gott.

Ich zog in einem Alpenthal die große Straße, die nach Süden führt. Zu beiden Seiten stiegen unvermittelt die steilen Wände auf. Bis oben hinan lagen Dörfer, weiße, schimmernde Fleckchen, gleich Treppenstufen übereinander geschichtet bis unter den höchsten Grat. Da dacht ich bei mir selber: „So fern, so abgelegen noch geschlossene Gemeinwesen! So außer allem Zusammenhang mit dem menschlichen Leben walten dort oben noch seine ewigen Gesetze der Geburt, der Arbeit und des Todes, ja geregelter als sonstwo dort oben, wo, Geschlecht um Geschlecht, das Dasein immer gleiche Kreise zieht. Liegt am Ende dieser Art des Geschehens etwas Göttliches zu Grunde: im Bann der Zeit und doch zeitlos, uralt und doch ohne Geschichte?"

Aus diesen Gedanken weckte mich der Anblick eines jungen Hirten, der zwei Rinder hütete, und müde wie ich war, setzte ich mich an den Wegrand, in seiner Gesellschaft zu rasten. Da fiel mir der schöne, fremde Ausdruck seiner Züge auf und ihre klassische Form. Er las in meinem Erstaunen die Frage nach seinem Ursprung und begann, kaum lächelnd, also: „Ich bin Hermes, einst Gott der Griechen." Er deutete nach dem Krucifix am Kreuzweg: „Seit euer gekreuzigter Gott uns vertrieb, irr ich unerkannt über die Erde. Tot sein wäre besser. Aber Unsterbliche müssen leben."

„Daß ihr euch nicht der Völker bemächtigt," rief ich voller Leidenschaft, „ihr, gewohnt, Schicksale zu lenken!"

„Giebt es etwas Schwankenderes als Throne, etwas Wechselnderes als Herrscher?" gab er zurück. „Beständig ist nur das Leben des Volkes. Höchstens der Art von Hirten und Bauern konnten gestürzte Götter sich anbequemen."

„So sind alle Olympischen Viehtreiber geworden oder gehen hinter dem Pfluge her?" rief ich ungläubig.

„Was weiß ich," versetzte der Unsterbliche, „vor hundert Jahren, für mich sind's Tage, da traf ich die ewige Jungfrau Artemis: ein Bauernmädchen tanzte sie vor Gespielinnen und feierndem Volk den Reigen, auf schwellendem Rasen, unter schwül duftenden Myrtenbäumen. Sie grüßte mich aus den hellstrahlenden Augen, die Göttin den Gott, daß die Bursche zornig nach mir hinstaunten: so voller Anmut tanzte sie, in dem weißen breitkrempigen Strohhut mit den bunten Bändern und dem schlank schnürenden Mieder, das dort die Mädchen tragen."

Er hatte sich erhoben, da die Rinder entfernt grasten. Noch stand er ruhig da, edel vor sich hinsinnend, nickte dann und ging. Kein Unwille, kein Ueberwogen der Sehnsucht störte das Gleichmaß seines Angesichts. Nicht vor leisester Schwermut zitterte seine Stimme. Als hätte er nie hellenische Schönheit gekannt, blieb er stolz, unergeben, ein Grieche, ein Gott. Eben sah ich ihn noch mit gelinden Hieben die eine Kuh aus dem Gehäge treiben, wo sie hatte naschen wollen.

* * *

Das Fenster meines Wohnzimmers, auf der Hinterseite des Pfarrhauses, ging auf die Seitenterrasse des Schlosses hinaus, wo Lucie in diesen sonnigen Herbsttagen viel im Lehnstuhle saß und jeden Morgen von einem Citronellenstrauch eine der zierlichen, fein scharf duftenden Dolden zu pflücken kam. Sie ließ aber nie den geringsten absichtlichen Blick mir ins Zimmer fallen, und nie bin ich dahinter gekommen, ob sie mich am Fenster je bemerkt und vermutet hat. So fein war sie erzogen. Sobald ich dagegen droben im Schloß erschien oder wir uns im Dorf oder Garten begegneten, grüßte sie immer zuerst, sprach mich an und war bis zum Abschied von der offensten, ungezwungensten Herzlichkeit. Am schönsten

trat das auf dem Ausflug nach Luzern zu Tage, Ende Oktober. Sie trug nun zum erstenmal Halbtrauer, ein graues Seidenkleid, das um die Hüften ein durchbrochener silberner Gürtel zusammenhielt. Auch ihr Onkel VonStätt ging ebenfalls hellgrau; er sah sehr elegant aus und schien über dem Reisen erst recht in sein Element zu kommen. Lucie sprühte vor Lebensfreude. VonStätt neckte sie beständig, indem er sich als Lucies Gemahl oder Bräutigam betrug, ein Spaß, auf den sie mit Vergnügen und Witz einging. Auf dem Spaziergang am Seeufer wurde dann allerdings unsere Unterhaltung so ernst, daß wir darüber den Zauber der Landschaft in dem wundervollen Glanze des Spätherbstes übersahen. VonStätt und ich waren nun nämlich doch über Glaubenssachen aneinander geraten und hätten uns vielleicht entzweit, wenn nicht Lucie durch ihr Lachen und ihre Zwischenreden beschwichtigend dazwischen getreten wäre.

„Wenn ich von Überzeugung reden wollte," rief sie aus, „ich wüßte nicht an wen von euch beiden mich wenden. Sitze ich bei Ihnen in der Predigt, dann bin ich Ihrer Ansicht und höre ich dem Onkel zu, dann bin ich seiner Ansicht. Mich dünkt, das läßt sich doch beides wohl vereinigen." Dann sprang sie über, sah mich an und sagte: „Schwarz steht Ihnen. Aber ich möchte sie nun einmal im hellen Anzug sehn." Dabei standen wir eben in einem Hofdurchgang, wo durch ein Oberfenster in den schon schattigen Raum noch ein Sonnenstrahl fiel und durch kleine farbige Rundscheiben brechend in bunten Flecken auf mein schwarzes Kleid zu liegen kam. „Sonnentupfen!" lachte Lucie auf, ohne sich etwas dabei zu denken; mir aber klang das Wort symbolisch für meinen damaligen Zustand, da der Umgang mit ihr dem Ernst meines eben angetretenen Berufes bunte Schlaglichter aufsetzte, die ihm eigentlich nicht anstanden.

Als es schon dunkelte, besuchten wir noch das Orgelkonzert in der Stiftskirche. Sie war durch Wachskerzen erleuchtet. Der letzte Tagesschein vermochte nicht ins Innere zu dringen. Die Kerzen strahlten einen engen, dunstigen Lichtkreis aus. Scharfe Umrisse waren nicht wahrzunehmen. Absichtlich sollte der Sinn im Ungefähren befangen bleiben, damit die unverbrauchte Sehkraft noch dem Ohr zu gute komme. Die weltberühmte Monumentalorgel gab die üblichen Kunststücke zum besten: das Vokalquartett, wo nur die Entfernung der vier menschlichen Stimmen schuld sein mochte, daß man die Worte nicht verstand — zum Schluß das Ungewitter: wie aus Stundenweite begann es zu dröhnen und zu tosen, Donner rollte, Blitze zuckten, Regen rieselte.

„Wißt ihr, was heute nacht da drinnen vorgeht,“ fragte VonStätt, als wir eiligst die Kirche verließen, und kam im Zuge während der Heimfahrt auf den Einfall zurück, den er etwa folgendermaßen zum Besten gab: „Das Kirchendach wird abgetragen, die Weihrauchatmosphäre von würziger Waldluft verscheucht. Hochzeitsjubel klingt aus den Bergen herüber; Sturm kommt geflogen und fegt an den Mauern herum. Ein üble Nacht für die guten Heiligen in den Kapellen und Nischen. Es friert sie, es bläst ihnen in die faltigen Röcke. Ihre Augen zwinkern vor dem blendenden Sonnenlicht. Bis zur Frühmesse. Dann ist die Kirche vom Gemurmel der Andächtigen erfüllt. Kyrie eleison! Christe eleison! Also nur ein böser Traum, sonst alles beim Alten! Und so schlafen sie denn noch ein gut Stück in den Tag hinein, all die Heiligen in den Kapellen und Nischen.“

Obwohl wir ziemlich spät nach Schloßdorf zurückkamen, widerstand ich Lucies Einladung nicht, noch mit ihnen zu Abend zu essen. Und auch nachher ließ sie mich nicht gehen, sondern fühlte sich noch zum Musizieren aufgelegt. Ihr

Klavierspiel, so mißtrauisch ich anfangs gewesen war, entbehrte zwar noch des tieferen Inhalts und der eigenen Auffassung; aber die Fingerfertigkeit war sehr entwickelt und die Wiedergabe der unter Leitung erlernten Stücke ließ das über dem gewissenhaften täglichen Studium erwachende Verständnis erwarten. Der Hang zu oberflächlicher französischer Musik verlor sich über unserem regelmäßigen Spiel zu vier Händen von Mal zu Mal. Lucie hatte von Anfang an sich sehr gelehrig erwiesen, und während ich ihr gelegentlich ein technisches Vörtelchen ablauschte, wünschte sie von mir zum Verständnis des innern Triebwerks angehalten zu werden. Da wurde mir die Freude zu teil, vom wirklichen unzweifelhaften Talent überrascht zu werden. Sie hatte von sich aus die Cismollsonate eingeübt. So setzte sie sich denn an den Flügel und spielte sie mir auswendig vor, indes der übergroßen Ofenhitze wegen die Balkonthüre auf den Garten hinaus offen stand und überdies Lucie in romantischer Schwärmerei zu dieser Musik die Lampe gelöscht wünschte. Dabei fügte es sich merkwürdig, daß in der That der Mond voll und rot hinter der alten Akazie aufstieg und die schmalen, eckigen Mädchenhände matt angeglüht das unsterbliche Tongedicht weckten, das nach dem Mondschein geheißen ist. In milder Klarheit ließ Lucie über den ruhigen Figuren der Begleitung den elegischen Gesang dahinströmen; es war Seele dabei, von ihrer jungen unberührten Seele. VonStätt, der die Tonkunst nur malerisch und poetisch, nicht aber als Architektonik des Wohllauts genoß, war ergriffen. Obschon ich dann darauf drang, in Anbetracht der vorgerückten Zeit mich zu empfehlen, setzte Lucie es durch, mich noch bis zur Akazie zu begleiten. Dort schauten wir zu, wie die blutige Röte des Mondes dem hellen goldsilbernen Glänzen wich. Lucie warf sich an der Halde ins feuchte Gras und plauderte

immerfort halblaut zu mir herüber, während vom Thalnebel aus ein duftiger Schleier um den andern sie umschmeichelte und wieder von ihr abließ. Ihre artige Person fing an, mich über Gebühr zu beschäftigen. Ich schnitt den Eindruck ab, schalt sie nochmals über ihrem unverbesserlichen Mutwillen tüchtig aus und schlug dann, als sie liegen blieb und für sich weiterlachte, den Weg nach dem Pfarrhause ein. Da war sie auch schon aufgesprungen. Ich hörte vom Schloßsteig her ihre hüpfenden Schritte und auch, daß sie noch ein „Wie schön es war!" halb rief, halb sang.

* * *

Als ich in unser Wohnzimmer trat, wo ich zu der ungewohnten Stunde Licht durch die herabgelassenen Jalousien hatte blinken sehn, saß der Dekan allein auf dem Sopha, und das Zimmer war so voll Tabaksrauch, daß nun eine andere Art Nebel mich am deutlichen Sehen hinderte. Kaum hatte ich gegrüßt, so fing er auch schon an: „Warum verschwiegen Sie die Sache? Jetzt stecken sich die Rudiswyler hinter mich." In der That hatte ich von dem an mich ergangenen Rufe nichts verlauten lassen. „Auf mich dürfen Sie nicht Rücksicht nehmen," fuhr jener fort, „übrigens bin ich wieder so rüstig, den Dienst allein zu bewältigen. Sie kann ich nichts mehr lehren. Sie sind reif für eine Gemeinde. Besinnen Sie sich keinen Augenblick. Gehen Sie." Dabei bahnte er in nachdenklich summendem Tone eines seiner weisen, bedächtig abwägenden Gespräche an, indem er mit seinen Lippen bald sprach, bald, wie um Nahrung, an der Pfeife sog.

„Unsere evangelische Kirche," so sagte er dann, entspricht einer wahren Kirche nicht von ferne. Worin und warum nicht, weiß nur, wer lang im Amt war. Und auch er nur,

wenn er es sehen will. Woher soll uns Hilfe kommen? Die schauderhafte Verwirrung in der Theologie, die Geistesrevolution, die losbrechen wird, wenn das bisherige Gebäude des Christenglaubens zusammenbricht, das giebt keine frohe Aussicht auf die nächsten Jahrzehnte."

„Wie?" phantasierte ich, „wenn sich der Himmel aufthäte! Ein Prophet niederstiege! Gottes Geist über uns käme!"

„Neue Geistesausgießung!" lächelte der alte Mann. „Das würde herrlich helfen. Aber wir werden eben mit der Kraft des Geistes normal forschen und glauben müssen."

Er sah mich herzlich an. „Ja," sagte er, „das hab ich längst gesehen. Wir sind zweierlei Naturen. Ich war in Ihrem Alter ein wütender Hegelianer und mag noch jetzt gerne in philosophischen Geleisen denken. Sie aber stürmen über alle Erkenntnislehre hinweg und umfassen mit Inbrunst den altprophetischen Gedanken, daß unser Gott ein Gott der Thaten ist, der selbst aus Steinen dem Abraham Kinder zu wecken vermag."

Nach diesen Worten hob der Greis seine Augen auf und rief mit festlicher Stimme, indem er aufstand und die Pfeife wegstellte: „Aber ich glaube an den Sieg des Herrn Christus im Verlauf der Menschengeschichte. Ueber die nächste Zukunft hinaus hege ich hohe Hoffnungen. In fünfzig oder in zweihundert Jahren wird die Religion neu erstanden sein. In welcher Form kann ich natürlich nicht wissen. Doch mir ahnt, es werde sein, wissen Sie, wie in Haydn's Schöpfung — —"

Ich trat an das geöffnete Tafelklavier und griff stehend in die gelben, ausgegriffenen Tasten des gänzlich verstimmten Instrumentes, wobei Dekan Maurer mit schwankendem Ton, aber unter den wuchtigen Taktschlägen beider Hände den Chor anstimmte:

„Und eine neue Welt
Und eine neue Welt
Entstand,
Entstand,
Auf Gottes Wort."

Lange lag ich dann noch auf meinem Bette, ohne Schlaf zu finden. In meinem Ohre lösten sich zwei Klangarten ab, im Bestreben sich zu verschmelzen: aber so oft ein heiserer, unansehnlicher Accord des alten Spinetts in den vollen, üppigen Tonstrom von Lucies Konzertflügel hineinzutauchen versuchte, barst dessen edler Klang für einige Augenblicke in klirrende Verstimmung aus und setzte erst einige Pausen nach dem Attentate leise mit ungetrübter Reinheit von neuem ein, um dann bis zum nächsten Angriff langsam und herrlich anzuschwellen. Während ich mich diesem Gehörreiz überließ, wurde mir mit einem Male die ganze Versuchung klar. Um Lucia herum befände ich mich doch immer im mönchischen Zwiespalt von Sinnenglück und Seelenfrieden. Die sanften Augen, die wundersame Stimme, das Sonnenhaar konnten eines Tages plötzlich etwas angestellt haben. Auch der letzte Brief der Mutter hatte mich gewarnt; besonders vor gemeinsamem Musizieren ohne Aufsicht. Und eh ich in Schlummer versank, klang mir noch einmal Lucies Lachen über die Sonnentupfen auf meinem schwarzen Tuch empor, aber nicht mehr unschuldig, wie es gewesen war, sondern hellaufschlagend, wie aus dem Munde einer holden Teufelin.

Als ich Lucie meinen Entschluß mitteilte, hob ich zu seiner Begründung namentlich die Aussicht hervor, von nun an die Mutter dauernd um mich zu haben. Die Nachricht trieb der Freundin zwei Rosenwölkchen in die Alabasterhaut und versetzte sie in kurzen Atem. Sie gab vor, nichts davon wissen zu wollen, ging jedoch gleich ohne weiteren Ein-

wand so verständig auf den Plan ein, daß nun meine doch wohlgepanzerte Gemütsverfassung wie über einem Angriff im Rücken zu wanken begann. Mit dem vollendeten Anstand der Weltdame pries sie diese Wendung in meinem Leben, die mich in den Besitz eines eigenen Wirkungskreises und einer eigenen Häuslichkeit versetze, und ohne ein Bedauern über den ihr daraus erwachsenden Verlust gänzlich zu unterlassen, brachte sie es so anmutig nur gelegentlich im Vorübergehen an, daß es die heilsamen Grenzen der Höflichkeit in keiner Weise überschritt und dennoch von mir als eine Andeutung eines tieferen Gefühls empfunden werden durfte. Während Lucie so in aller Lieblichkeit vor mir saß, verglich ich sie im Stillen mit Helene, mit der sie nun um die Schönheit wetteiferte. Noch hatte der Glanz der Herbsttage nichts eingebüßt, und so verbrachten wir denn das Abschiedsstündchen in der Nachmittagssonne, am offenen Fenster des grüngetäfelten Wohnzimmers. Lucies herrliches Haar strahlte wie ein goldenes Stirnband, ihre Augen lachten mich an, indes ihr lebendiger Mund artige und wohlgesetzte Reden führte und nur auf Stirn und Wangen der bleiche Schatten feinen Kummers lag. Wir schauten in die Abendlandschaft hinaus, wie der schöne Tag zur Ruhe ging. Der letzte Sonnenstrahl hatte uns verlassen, und ein frischer winterlicher Lufthauch wirkte nun auf uns ein. Immer schmaler wurde der leuchtende Streifen an der Bergwand gegenüber, immer höher rückte der Schatten hinauf. Es wandelte mich an, Lucie bei der Hand zu fassen und ihr noch zu sagen, wie schwesterlich lieb sie mir sei.

---

## Viertes Kapitel.

Das Dorf Rudiswyl liegt in den Vorbergen. Es sind Höhenzüge von schöner, eigenartiger Form. Stolz, kaum vermittelt entwachsen sie dem Thalgrund. Erst sind sie mit Buchenwäldern bekleidet, die aber schon in den obern Teilen reichlich mit Nadelholz durchsetzt sind, bis es dann allein seine Ausläufer hinansendet, bald schwarze Tannenmassen, bald einzelne Gruppen freientfalteter königlicher Sturmkiefern, die man aus stundenweiter Entfernung erkennen kann. Darüber setzten sich die heiteren, braungrünen Weiden eine Zeitlang fort, um endlich den hellgrauen Felswänden und Geröllhalden allein die weiten Flächen bis zur Linie des Grates zu überlassen. Ein Bach durchzieht die Hochebene, nicht verdrossen einherschleichend, wie dann im Unterland, sondern in fröhlichen Einfällen sich windend und krümmend, wobei seine Ränder stellenweise von Erlengruppen bestanden sind. Hie und da ist das Uferland von Hochwasser verwüstet. Aber gleich dahinter entfaltet sich fruchtbarer Acker- und Weidboden in mannigfacher Bebauung. Die langgestreckten Rechtecke sind abwechselnd entweder schwarzbrauner Neubruch oder lichtgelbe Repsfelder oder goldene Kornsaat oder Klee und Matten. Weiter unten am Ausgang der Thals wird die Gegend sumpfig und besteht nur noch aus Wiesen, die, um die Bewässerung zu regeln, von zahllosen Gräben durchschnitten sind.

Das Dorf selber lagert sich an der nördlichen Berglehne. Bäume und Gärten verdecken es vielfach. Auch das erhöht gelegene Pfarrhaus hebt nur das oberste Stockwerk über die benachbarten Firste und Baumwipfel hinaus. Die Kirche dagegen liegt beträchtlich über dem Dorf auf einer natürlichen Terrasse, als krönender Abschluß eines Gehölzes, ein breites, stattliches Gebäude. Sein ländlicher Barockstil zeigt sich namentlich an den unbeholfenen Nierenfenstern über dem Vordach der Thüren. Der massive Turm ist mit einem roten, charakteristisch geschwungenen Ziegeldach bedeckt; gleich zwei Stirnlocken hängt es auf zwei Seiten herab, während die beiden andern Fronten, Giebel bildend, die großen blau und gelben Zifferblätter der Dorfuhr tragen. Dem Dorf gegenüber, aber noch in seinem Bann, liegt eine Fabrik an einer Erhöhung, die das Thal nach Nordosten hin abschließt. Die Gipsfassade des Hauptgebäudes, auf dem dahinter ansteigenden dunkeln Walde besonders hell, grüßt mit ihrer ganzen Breite nach dem andern Luginsland des Thales, nach Kirche und Pfarrhaus hinüber. Neben ihm, durch einen Hof getrennt, steht ein behagliches, braunes Schweizerhaus, das Wohnhaus des Besitzers. An hellen Tagen sieht man südwestlich die Berge von Seligenwald.

Nicht so rasch wie die Landschaft lernte ich die Leute kennen. Doch ging mir der Arzt des Bezirks, Doctor Falck, seit langem der stille Beobachter des Landvolks, mit gutem Rat an die Hand. Falck hatte, ins Ländliche verschoben, viel mit VonStätt gemein. Die ruhige, zurückhaltende Art zu reden und zu handeln und damit verbunden ein leiser Sarkasmus, der bisweilen seinen Reden geistreich anhaftete, machten mir seine Gesellschaft wertvoll. Er that wie ich nachher erfuhr unter der Hand viel Gutes und nahm sogar mittellose Kranke, in deren Umgebung er ein Hindernis für

die Heilung sah, zu sich ins Haus. Wir schlossen gleich in den ersten Tagen Freundschaft. Im Dorfe war ein Unglück geschehen. Vier junge Leute fuhren zusammen ins Holz, jeder mit seinem Karren, den ein Rind oder Pferd zog. Durch einen Fehltritt kam einer von ihnen unter den Wagen. Das Rad ging ihm über den Kopf. Tot blieb er liegen. Der Mann war noch kein Vierteljahr verheiratet. Als ich bei der Witwe war, um sie zu trösten, und mit ihr gebetet hatte, erschien der Doktor, besichtigte die Leiche und stellte den Totenschein aus. Unter der Thür trat ein alter Nachbar auf uns zu und erzählte: „Ich sah ihn wegfahren. Die Frau stand unter der Thüre und sah ihm mit einem langen traurigen Blick nach, bis der Wagen um die Ecke bog.“ Im Weitergehen bemerkte ich dann eine Raupe am Rock des Doktors; ich nahm sie weg und wollte sie vertilgen. Aber dieser wehrte: „Lassen Sie das arme Ding sich seines Lebens freuen.“ Mit diesen Worten faßte er das Würmchen und setzte es behutsam auf einen Grashalm. Wir waren auf dem Kirchhof angelangt und sprachen eben vom Geiz der Bauern. Auch bei den Rechtschaffenen äußere sich im Bereich des Geldes sofort die gemeine Gesinnung. „Die Steine reden“, lächelte der Doktor und deutete der Reihe nach auf mehrere Grabmäler. „Der ist mir zweihundert Franken schuldig, jener hundert und der dort hinten fast ein halbes Tausend. Doch was liegt am Gelde! Ich will da unten ruhig schlafen können, wenn einmal Gras über mir wächst.“ „Lesen Sie Gotthelf,“ fuhr er fort und immer wieder ihn, „dann finden Sie auch bei uns in Rudiswyl bald da ein Stück AnneBäbi, dort ein Stück Ueli und ein bischen überall den Bernergeist. Doch nur stückweise. Denn so rund und ganz und deutlich geschaffen, wie in den Büchern, sind die Menschen im Leben nicht.“ Und während

nun mein Blick über das sommerliche Thal dahinschwebte, verwandelte sich plötzlich im Kreise der harmlose Genuß der Landschaft in die Habgier bäurischer Augen, die in die Berechnung auslief, wie viel Fuder Korn und Heu nun wohl diesmal dem Boden abgewonnen seien mit der nahen Ernte. Von da an war ich davor gefeit, nicht von vornherein am Denken und Trachten meiner Pfarrkinder einfach vorbei zu empfinden.

* *
*

Als eine Art Gegenspiel zu dieser Wahrnehmung beschäftigte ich mich damals mit der realistischen Auffassung der ältesten biblischen Erzählung von Adam und Eva. Gott macht zuerst die Erde und dann sozusagen als ihr Dach den Himmel. Die Erde ist halb fertig, so lange sie kein Wasser hat und nicht bearbeitet werden kann. Gott modelliert wie ein Töpfer den Menschen aus Thon und belebt dann die Figur durch Einblasen von Lebenshauch in die Nüstern. Hierauf läßt er den Menschen in seinem Garten wohnen, um einen Hüter zu haben gegenüber den wilden und naschenden Tieren. Er schließt mit dem Pächter Mensch einen Kontrakt. Dieser ißt für seine Mühewaltung von allen Bäumen, nur nicht von denen, die sich die Herrschaft vorbehält. Dafür giebt Gott dem Gesinde die nötige Kleidung, natürlich Arbeiterkleidung, Kittel, keine Mäntel. Da verletzt aber der bäuerliche Hintersasse den Kontrakt, indem er, verführt durch die Eva, vom Wissensbaum ißt: er will ein ‚Herr‘ werden. In der Abendkühle geht dann der Gutsherr in seinem Garten spazieren und wird den Vertragsbruch gewahr. „Der Bauer,“ sagt er sich nun, „ist schon in einem Stück den Übersinnlichen gleich geworden; bliebe er noch längere Zeit im Garten Eden, so müßte er ganz zum Herren werden, denn äße er auch noch vom andern Baum, er würde unsterblich.“ Darum verstößt

ihn Gott und lagert an den Weg zum Ewigen-Lebensbaum die Greifen und die flammende Schwertscheibe.

Vom Wissensbaum, das war eine weitere Erfahrung, die sich mir aufdrängte, nascht heute auch der Bauer. Er will nicht dumm und fromm und pfiffig bleiben, wie seine Väter; er will hinter die geheimen Mächte kommen, die in den Dampfmaschinen, Telegraphenstangen und all den andern Errungenschaften ihr Wesen treiben. In der Schule erlernen es seine Kinder. Und so stand neben uns Pfarrern eine neue Gilde von Volkserziehern da: die freisinnigen Schullehrer mit Pestalozzi zum Heiligen und dem Darwin'schen Kampf ums Dasein zum Katechismus. In Rudiswyl hatten wir einen feurigen Apostel dieser Zukunftsbildung, aber einen klugen, liebenswürdigen und umgänglichen Menschen, daß wir die besten Kameraden waren und ich in meiner Eigenschaft als Schulinspektor nie ohne Freude seinem anregenden und verständigen Unterricht beiwohnte; auch außer der Schule ließ er sein gutes Herz und sein frisches Wesen den Kindern zu gute kommen. Immerhin hatte unser freundschaftliches Verhältnis seine Probe zu bestehen. Mir lag der Vorsitz einer Lehrerversammlung ob, an der er das Thema: „Religion und Naturwissenschaft" zu behandeln hatte. Sein Vortrag zeugte von vieler Methode und respektabeln Kenntnissen und war außerdem von Bildtafeln begleitet. Seine Ausführungen sollten den Zweck haben, so drückte er sich aus, den Zuhörern eine Ahnung zu geben, einmal von dem was in der Natur Entwicklung und dann von dem was in der Natur Größe heißt. Leider waren diese Mitteilungen nicht in der nötigen sachlichen Sauberkeit gehalten, indem festgestellte Thatsachen mit bloßen Vermuthungen unter der Hand die Rollen tauschten. Namentlich hielt ein popularisierter Darwinismus die Gesamtauffassung unterbunden. Auch war alles mit

unumstößlicher Gewißheit in lauter Indikativen vorgebracht, während ein ‚Wahrscheinlich‘, ein ‚Vielleicht‘ oder ein ‚Man vermutet‘ im ganzen Aufsatz kaum zu finden war. Daß alle wissenschaftliche Erkenntnis nur bedingt richtig ist und sich bereit hält, jeden Augenblick überholt zu werden, davon schien der Vortragende nichts zu wissen. Er sprach in einem Tone, als ob ein neues Evangelium in die Welt träte. Und da das alte von Jesus Christus dann mit der biblischen Schöpfungsgeschichte steht und fällt, so würde auch von dem Schulmeister das Christentum für falsch erklärt. Es habe zu verschwinden. An Stelle des Aberglaubens von einem persönlichen Gott und einer Vergeltung im Jenseits trete in Zukunft eine Naturreligion mit dem herrlichen Gedanken des Hinaufarbeitens und Emporringens und ihrem unvergänglichen Kultus der Wahren, Guten und Schönen.

* * *

Als moderner Mensch empfand auch ich, wieviel uns heute von Christus trennt. Am liebsten wär ich in der Bedrängnis schnurstracks zu Christus hingelaufen. In solchen Augenblicken trieb es mich in die Natur; denn auch er, sagte ich mir, war Mensch, hat unsere Lebensbedingungen geteilt, gleich uns Hitze und Kälte ertragen und diese Erdenluft eingeatmet. Ich war allerdings nie der Meinung, Jesus habe seine Einsicht in den Willen des Vaters im Himmel aus einer besonders herzlichen Betrachtung der Natur geschöpft. Aber der Gedanke freute mich, daß mein Herr auch dafür ein offenes Auge hatte. Wenn ich auf meinen Wanderungen ein goldenes Aehrenfeld in der hellen Mittagssonne wogen sah, wenn ich in meinem Garten vor den großen, blauen Schwertlilien stand, wenn ich in den Zweigen Vögel wahrnahm oder vor einem Bauernhofe eine Henne, die ihre Küch-

lein unter die Flügel nimmt, dann sagte ich mir gerne: das hat auch er gesehen, viel schärfer und inniger, als du jetzt, und hat diese alltäglichen Beobachtungen mit der höchsten Weisheit in Verbindung gesetzt. Diese rein menschliche Freude an unsern Pflanzen und Tieren auch am Sohne Gottes erkannt zu haben, und das daraus entspringende Bewußtsein, daß er unser Leben gelebt hat und mit unsern Augen in die Welt sah, das war für mich ein schwacher Entsatz dafür, daß Christus nicht unser Zeitgenosse ist, daß wir nicht an ihn schreiben oder gar mit ihm sprechen können. So gab ein Spaziergang durch Feld und Wald mir für meine innersten Bedürfnisse immerhin etwas, wenn auch bei weitem nicht genug.

Es war die Zeit der Ernte, und der Feldweg führte mich an einem reifen Haferfeld vorbei. Disteln waren darin aufgeschossen und überragten mit den weißen flaumigen Blumenköpfen die gute Saat. Frech und breit standen sie da in einer geschweiften Gruppe, als sei das Unkraut aus dem Wurf einer Handvoll Samen aufgegangen.

Ich durchschnitt einen kleinen Wald und fand mich, als ich heraustrat, vor einem lieblichen Feldwinkel — Wiesen und Aecker, die einen noch mit der wogenden Frucht, die andern schon mit den Stoppeln und von diesen sogar einige schon neu umgebrochen. Da die Gegend im Viereck von Gehölz und Haselnußgebüschen abgegrenzt war und die Felder in ihren Farben wechselten, saftgrün, ährengoldig, erdbraun, über der ganzen Landschaft aber ein sattes, durch aufziehende Wolken im Licht etwas gedämpftes Kolorit lag, so besaß der Anblick vollendete Bildwirkung, zumal er noch durch Figuren belebt war.

Im Vordergrund fuhr Hans Störgi, ein junger Knecht mit einem prächtigen Gespann zu Acker — vier stattliche Ochsen, glatt von Kraft und Wohlstand, alle weiß, ohne einen Flecken. Einem jeden lief eine runde Bogenlinie über den Rücken nach

dem Nacken hin, während sie vor Anstrengung den breiten Kopf gesenkt nach vorn stießen. Der Pflug ging ungewöhnlich tief; die Tiere, die in der Furche schritten, erschienen erst von den Knien an mit ihren hellen Schenkeln über der schwarzen, vom frischen Schnitt noch glänzenden Ackerzeile. Die Zugbänder zitterten, so gespannt waren sie. Manchmal fielen die Stiere im Schreiten zurück und mußten aufs neue ausholen. Ein Junge trieb sie dann mit der Peitsche und unter Zurufen an. Hinten hielt der stämmige Bauer die nackten Arme steif an den Handgriffen aufgestemmt. Durch die angeschwollenen Muskeln rann sichtbar der starke männliche Wille und zwang das breite Eisen in die Erde.

In einem benachbarten Aeckerchen schnitt eine Bauerndirne, Verena Tischmann, ein braves, ordentliches Mädchen von auffallend schöner Leibesbeschaffenheit. Um die Haare hatte sie ein rotes Tuch gewunden und das abgetragene Kleid aufgeschürzt. Sie schnitt ihre Gerste, ließ nun aber die Sichel sinken, stand aufrecht da, im andern Arm die nicht vollgesammelte goldene Garbe, und sah, den Pfarrer unter den Bäumen nicht achtend, dem Burschen nach, der eben umgewendet hatte und, ihr den Rücken kehrend, den Pflug von ihr weg den Acker hinaufführte.

Diese Aussicht that sich vor mir auf: die Felder teils fruchtbringend, teils im Begriff, von neuem bebaut zu werden, hier der Bauer das Feld bestellend, dort die Bäuerin reife Aehren im Arm. Ich gab mich dem Anblick hin und ließ ihn mir zur Eingebung werden, griff nach der Handbibel in der Tasche, blätterte, fand die Stelle: „Siehe, ich sage euch, hebet eure Augen auf und schauet die Felder an, wie sie weiß sind zur Ernte. Schon empfängt der Schnitter seinen Lohn und sammelt Frucht zum ewigen Leben, damit der da sät und

der da erntet, sich gemeinsam freuen." Darüber wollte ich predigen. Jetzt wo Säen und Ernten die Leute erfüllte, ihre Gedanken umwandeln für himmlische Aussaat und Ernte, ihnen reden von der innern Arbeit des einen Menschen am andern, von meiner eigenen Arbeit an ihnen und wenigstens andeuten, was ich zu säen hoffe. Ich freute mich, als ich die beiden unentwegt arbeiten sah, die saure Arbeit der Hände ums Brot, die uralte Arbeit im Schweiße des Angesichts. Nun hatten sich die großen, grauen Wolken so ineinandergeschoben, daß das Sonnenlicht durch wenige Lücken drang, etwa sechs oder sieben jener breiten schräg einfallenden Strahlen bildend, mit denen auf alten Gemälden der fruchtbare Segen Gottes dargestellt wird. Ich trat unter den Bäumen hervor und wurde bemerkt. Sowohl das Mädchen als der Bauer grüßten. Da sprach ich erst mit dem einen, dann mit dem andern über den Wetterstand und den erfreulichen Ertrag der Ernte.

* * *

Die letzten Wochen des August und der ganze September waren regnerisch gewesen. Diese anhaltend ungünstige Witterung machte größtenteils die Hoffnung wieder zu Schanden, die der Bauer auf den Herbst gesetzt hatte. Nun führte aber der beginnende Oktober eine Reihe wolkenloser Tage mit sich, über denen der weiche, schwermütige Glanz der Jahreszeit lag. Als ich in den Garten hinaustrat, freute ich mich an meinen Astern, an den sanften, träumerischen Farben dieser stillen Blumen. Oft schon hatte ich mich hingestellt und sie betrachtet, die einfachen und großen Dolden, die einen lilablau, die andern rötlich, wieder andere schneeweiß, lieblich hervorquellend aus den hohen, garbenähnlichen Stauden und zusammengehalten durch die sattgrünen Buchsränder der

Beete, in denen sie blühten. Ich blieb lange vor dem Anblick stehen und dachte an Lucie Monfort.

Am Rande der Terrasse den Nachbarhäusern zugekehrt sah ich dann zwischen den Giebelwänden ins Land hinaus und sah drüben den emporsteigenden Wald im Zustand der ersten Entfärbung; die bunten Farben zeigten sich erst in ihren lichten Ansätzen. Im Garten gegenüber war eine Wäsche aufgehängt; die reinen, nassen Leintücher strahlten, dazwischen hing hie und da ein dunkelroter Lappen. Unter dem Scheunenthor stand die Bäuerin an der Arbeit; sie brach ihren Hanf. In harten regelmäßigen Schlägen fiel der Hebel auf die unteren Bretter; im Freien war der Lärm nicht aufdringlich. Etwas entfernt hörte man eine andere Frau mit gesunder Stimme schelten, ohne Worte zu verstehen. Hinten weideten einige Kühe in einem Baumgarten; wenn eine wieder einen Schritt vorwärts that, schlug die Glocke an ihrem Halse an. Der Knabe, der hütete, den ich nicht sah, aber an seiner Kunst erkannte, spielte auf der Okarina. Er spielte eine Hirtenweise. Unendlich wehmütig irrte der seelenvolle Flötenton in der klaren, sonnigen Luft.

Auf der Straße stieß ich auf einen würdigen Bauern, einen der Gemeinderäte von Rudiswyl. Der Alte war im Begriff aufs Feld zu gehen. Er hatte die Hacke geschultert, an deren Stiel hinten der Korb gesteckt war. Als er seine leichte Tuchmütze lüftete und zugleich zum Gespräch stehen blieb, nahm er von selbst eine stolze und gebieterische Haltung an, indem er den klugen Kopf mit dem weißen Haar und Bart in den Nacken fallen ließ.

„Ja, Herr Pfarrer, für diese letzten Tage hat mancher Gott gedankt. Sie haben es aber auch gestern angezogen in der Predigt. Das war ganz recht; solche Sachen muß man in Berührung bringen.“

Ich erkundigte mich nach dem Wein. „Herr Pfarrer, der heurige wird nicht übel. Noch ist er zwar im Rückstand. Aber diese Sonne kocht ihn prächtig aus. Hält es eine Woche so an, dann haben wir einen Herbst wie schon lange nicht mehr.“ Ich äußerte meine Freude namentlich in Anbetracht des guten Erlöses, der in Aussicht stehe. Der Alte jedoch sagte, er habe seit mehr als zwanzig Jahren denselben Weinherrn, der ihm den Ertrag der Lese gleichviel ob gut oder schlecht immer zum selben Preise abnehme. Ich meinte, ob er nicht diesmal selber keltern und den Saft bewahren wolle; er würde ihm in ein oder zwei Jahren das Dreifache eintragen.

„Das ist wohl wahr, Herr Pfarrer; aber einmal hat unser einer schon nicht die Geschirre, um den Wein zu behalten, und dann sind wir zufrieden, wenn wir regelmäßig und sicher die kleine Einnahme haben. Wir halten uns an das Sprichwort: Besser gegeben und gereut, als gehabt und gereut.“

„Ein seltsamer Spruch!“ dachte ich im Weitergehen, ohne jedoch hinter den Sinn dieser Bauernweisheit zu kommen. Ich stieg bergan. Im Hohlweg fand ich eben noch Zeit, mich auf das Bord zu schwingen, so stürmisch kam ein schwerbeladener Heuwagen mit dem dritten Schnitt um die Biegung herabgefahren. Der stämmige Bauer brachte das Fuhrwerk zum Stehen und entschuldigte sich. „Die beiden Rinder sind noch nicht eingefahren,“ sagte er, „das junge stößt immer vorwärts und läßt sich kaum halten.“ Bald befand ich mich tief im Walde und keine menschliche Spur mehr störte mich am Genusse der Einsamkeit. Ich wanderte und wanderte. Da überschlich mich leise, gleichsam von hinten, aus der graugrünen Halbnacht der Eichendorffische Zauber des herbstlichen Waldes. Rings rauschte es

heimlich aus den Gründen herauf. Zwischen den dunkeln Tannen und den silbernblinkenden Birkenstämmen öffneten sich gespenstische Lücken für das Märchen, und mir zu Häupten mischte sich gelbes, rotes und grünes Laub säuselnd im Winde. Zwischen hinein knackte irgendwo ein Ast oder ließ sich der eintönige Laut eines Spechtes oder Hähers vernehmen. Dann fiel wieder aus der Ferne ein Schuß. Mechanisch machte ich meinen Krankenbesuch in der Hütte des Waldhüters.

Kaum hatte ich sie verlassen, so fiel mir ein, ich habe den Strauß, den ich von rotem Laub, Ziergräsern und Beerenzweigen für die Mutter gebrochen hatte, auf dem Bette der kranken Frau vergessen. Ich stutzte einen Augenblick, ihn zu holen. Dann ließ ich ihn; der Strauß lag ja gut, wo er lag. Jetzt trat ich an den Rand des Waldes hinaus und übersah das ganze Thal. Prächtig ging drüben die Sonne unter. Ich stand, schöpfte tief Atem und faßte mit meinen Sinnen, was ich nur fassen konnte. Ungehört sank ein buntes Blatt mir zu Füßen, langsam, zögernd und sich wendend im Glanze des Abends, dann ein zweites, dann wieder eins. Ich stieg zu Thal. Das Gesichtsfeld wurde enger, je tiefer ich stieg. Schließlich kam ich an meinen Lieblingsort: in einem kühlen Grunde liegt verfallen eine Waldsäge am Wildbach. Aber ich konnte nicht rasten, wie ich sonst gerne that. Es war schon spät. Ich blickte nur rasch über mich und sah die hohe malerische Burgruine über dem dunkelgoldenen Himmel ragen. Auf dem Heimweg stieß ich auf eine hochgelegene Wiese, wo ein Mottfeuer brannte. Eine dicke weiße Rauchsäule zog über das kahle Feld. Bläuliches Zwielicht überflorte den Anblick. Ich sah eine Hirtin im Felde stehn; aber ihre Gestalt war verwischt. Erst als das Mädchen nun zu singen begann, erkannte ich Verena Tischmann. Es war Nacht, als ich ins Dorf kam.

O wie ich diese Wanderungen liebte! In der Zeit der Herbstnebel stieg ich, oft zweimal am Tage, so lange bergan, bis die Nebelschicht überwunden war und ich das klare Wetter sah. Diese Spaziergänge erregten mir die stärksten Empfindungen. Alles wurde mir Andeutung und Gleichnis. Befand ich mich noch in der Region, wo der Blick gefangen blieb und der Körper sich unbehaglich fühlte in der feuchtkalten Luft, dann waren alle Nerven in mir angespannt, bis sich die Hülle lichtete, die bleiche Scheibe des Sonnenrundes mich zu blenden anfing und das Grau dunkler wurde unter der Wirkung des nur noch dünn verschleierten blauen Himmels. Trat urplötzlich der Augenblick ein, den ich Schritt für Schritt ersehnte und der sich doch stundenlang hinziehen konnte, der Augenblick des Durchbruchs zur Klarheit, so kehrte ich in den Nebel zurück und stieg wieder hinan, um das köstliche Gefühl des Uebergangs von der Erwartung zur Erfüllung noch einmal zu erleben. Dann stand ich oben unter dem strahlenden Firmament, ganz allein. Der Blick hinab auf menschliche Wohnstätten war durch die wallende Nebeldecke verhüllt, und rings erhoben sich die Berggipfel feierlich und schweigend wie aus dem Meere. Schon der kurze Genuß des äußeren Anblicks spielte mein Schauen und Denken hinüber in die Welt der Gedanken, und empfänglich gemacht durch die Wahrnehmungen der Sinne, nahm dann mein Geist Erleuchtungen unsichtbarer Herkunft in sich auf. Meine gesamte Theologie wurde lebendig. Ich musterte sie und freute mich ihrer als einer schrittweise angeeigneten Errungenschaft. Was war mein Studium anders als eine solche Morgenwanderung durch kühlen Nebel der Höhe zu? Sah ich nicht auch hier zunächst die Gegenstände grau in grau, mit ungefähren Umrissen, dann mit wachsender Deutlichkeit, je näher ich ihnen kam, vollkommen klar und in der

ursprünglichen Farbe freilich erst, wenn von oben her die Sonne mithalf? Ich mußte an Sankt Paulus denken: „Der Herr ist der Geist. Wo der Geist des Herrn ist, da ist Freiheit. Wir alle, die wir mit aufgedecktem Angesicht uns von dem Lichtglanz Gottes bespiegeln lassen, werden in dasselbe Bild verwandelt von Glanz zu Glanz und zwar vom Herrn des Geistes aus. Wohl ist unser Evangelium verhüllt, aber verhüllt für die, die verloren sind, in denen der Gott dieser Welt den Sinn des Unglaubens geblendet hat, daß kein Lichtstrahl dahin dringt von dem leuchtenden Evangelium der Herrlichkeit Christi, der das Ebenbild Gottes ist. Wir verkünden nämlich nicht uns selber, sondern Jesus Christus als Herrn, uns aber als eure Knechte um Jesu willen. Denn der Gott, der da sprach: „Aus der Finsternis strahle Licht — er ist es, der es in unsern Herzen hat Tag werden lassen zu der hellaufleuchtenden Erkenntnis des Gottesglanzes im Angesicht Christi."

* * *

Zwei Tage vor dem Weihnachtsfeste suchte ich das dunkle Zimmer auf, um mich zu sammeln. Die Gegend lag tief im Schnee. Die Dunkelheit, wiewohl bei der Nähe des kürzesten Tages längst eingetreten, kam nicht zur Geltung. Die kalte, klare Nacht war erst mit Sternen besetzt, die in der dünnen Luft farbig funkelten. Der Vollmond ließ auf sich warten; doch nahm, wo er aufgehen sollte, die Helle stetig zu. Ich trat ans Fenster. Noch erleuchtete sich die Erde aus eigener Kraft, aus dem stumpfen Schimmer ihrer Schneefläche. Man konnte sich wohl zurecht finden und auch auf Entfernung die Gegenstände erkennen. Daß das Licht fehlte, merkte man nur an den fehlenden Schatten. Ich erhob den Blick nach der Seite, wo die Berglehne hinter Rudiswyl so hoch empor-

stieg, daß der Grat wegen der Einrahmung des Fensters nicht zu erschauen war. In diesen Höhen hatte die Herrschaft des Mondes bereits begonnen. Hinter den Hügeln hervor, die ihn noch selber verbargen, warf er in riesenhaften Verhältnissen Glanz und Schatten an die weiße Fläche. Die Lichtlinie sank, ergriff Wipfel und Firsten, legte sich über die Erdwelle vor dem Fenster und hatte nun den nächsten Baum, einen Kirschbaum, erreicht. Die Rinde lief silbern an. Ringsum begann der Schnee zu glitzern. Der Schattenriß der kahlen Krone mit allen ihren Aesten und Zweiglein lag nett und zierlich auf den Schnee gezeichnet. Zugleich trafen die Mondstrahlen sanft blendend mein Auge. Eine weiche Herrlichkeit überfloß die Erde, ein heimliches, verschwiegenes, träumendes Dasein, aber ein Dasein, kein Traum. Das dünne, duftige Licht sah aus wie beginnender Nebel. Ruhig schwamm das friedliche Gestirn in die blaue Unendlichkeit empor. Es hatte etwas ungemein beschwichtigendes und wohlthuendes, dieser Anblick des Mondes. Schmerzlos konnte das menschliche Auge die kräftige und doch milde Glut in sich aufnehmen.

Ich meinte eine Beziehung zu verspüren zwischen dieser Verwandlung, wie ich sie in der Natur beobachtete und der geistigen Durchleuchtung, wie sie durch die Geburt Christi auf Erden eingetreten ist: hier wie dort nicht eigentliche Finsternis, aber ein ungewisser, dämmerhafter Zustand, bis mit einemmal das Licht aufstieg und alles in ein neues Dasein versetzte. Der Gedanke bestach mich; ich mußte ihm nachgehen. Das Fenster öffnend empfand ich die einströmende frische Luft angenehm, da sie durch die Zimmerwärme einstweilen noch ausgeglichen wurde. Ich nahm die Bibel vom beglänzten Tisch; ich ließ den vollen Schein auf das aufgeschlagene Blatt fallen. So las ich, am Sims stehend, im Mondlicht

das Evangelium der Weihnacht. Als ich die alte, liebe Geschichte, die von jung auf uns vor Augen steht, in mich aufgenommen und sie wieder sah, die Engel, die Hirten, die Eltern und das heilige Kind, ließ ich den Arm mit dem Buche sinken und betrachtete mit inniger Freude das Winterland, wie um von dem Anblick die Bestätigung meiner Empfindung zu empfangen. Aber je länger ich hinausschaute, um so weniger wollte die erwartete Verbindung von Geist und Natur sich einstellen. Meine Gefühle erkalteten langsam. Schön war sie gewiß, die bleiche, schimmernde Landschaft, aber sie wurde so fremd, wurde so anders, als wäre es die Heimat nicht, wo ich täglich ging und alle Stege kannte. War nicht überhaupt das Leben aus dieser Gegend geschieden, das Menschenleben mit dem warmen Atem, war es nicht ein entseeltes, gewesenes Land, was dalag, oder gar das Gefilde eines andern Planeten, etwa auf dem Monde selber, mit der luftleeren Perspektive und den violetten Gletschern im Hintergrunde?

Die Kälte war empfindlich geworden und hatte die Wirkung des Ofens gründlich aufgehoben. Ich schloß das Fenster; bevor ich mir zum Studieren die Lampe ansteckte, schaute ich jedoch nochmals hinaus, jetzt hinter den Scheiben, im schützenden Bereich des wirtlichen Hauses und versenkte mich noch einmal in die eiskalte Todesschönheit der Winternacht. Dann lehnte ich mich mit geschlossenen Augen in meinen breiten Lehnstuhl zurück und wollte nichts wissen, nichts denken, nur fühlen, fühlen, wie behaglich und wohl mir zu Mute war, in meiner warmen Stube, mitten in meinen Siebensachen. Und da stellte sich denn in meiner Phantasie die Weihnachtsstimmung ein, die ich vorhin vermißt hatte, und verdichtete sich zusehends, sodaß ich den frommen Einfall nachher aufschrieb.

Die heilige Nacht:

Die Menschen streckten die Hände gen Himmel und schrien um Hilfe vor Jammer und Elend. Bis in den allerheiligsten Palast drang die Wehklage. Da fielen die Engel, die Erzengel und die Erzväter auf ihr Angesicht. Und Gott der Herr stund auf von seinem Throne. Und die Chöre der Engel begannen zu spielen auf den goldenen Harfen und auf den Geigen, die aus paradiesischem Holze gebaut sind. Dazu sangen die himmlischen Scharen. Als sie hundert Stunden lang gesungen hatten, trat unter sie der Eingeborene vom Vater. Er war schöner als alle Engel. Er hatte zur Rechten Gottes auf smaragdenem Stuhle gesessen seit Anbeginn der Welt. Die zwölf ältesten, heiligsten, hehrsten Engel gaben ihm das Geleit. Und um sie schwebten Engelkinder mit Pfeifen und Geigen und den goldenen Harfen. Die Augen der Ewigen, für die es keine Ferne giebt, sahen aus dem obersten Palast durch alle sieben Himmel hindurch dem leuchtenden Zuge nach. Er hielt auf einer letzten, äußersten Wolkenzinne. Die Engel blieben zurück. Einsam stieg Gottes Sohn auf die Erde hinunter. Der wunderschönste Stern erstrahlte über einer Trift im Morgenlande. Da wußten die Engel, daß der Erbe der Welt ein Menschenkind geworden sei, in Windeln gewickelt und in einer Krippe liegend. Und so stiegen sie herab, die frohe Botschaft zu verkündigen. Es waren aber Hirten auf dem Felde; die hüteten die Herde des Nachts. Und siehe! Der Engel des Herrn trat zu ihnen und die Klarheit des Herrn umleuchtete sie und sie fürchteten sich sehr. Seit jener heiligen Nacht ist der Himmel aufgethan gegen die Erde. Ein leiser, alles durchdringender Goldglanz fließt in das irdische Dunkel. Und seit jener heiligen Nacht sind die Augen der Seligen unverwandt auf uns Menschen gerichtet. In den himmlischen Sälen stehen die Erzväter an

den langen, unbesetzten Tischen und sehnen die Zeit herbei, da der Sohn des Höchsten heimkehrt mit den erlösten Gottesbrüdern der Erde.

* * *

Die Weihe der Erde! War das nicht ganz im allgemeinen betrachtet die Wirkung des Christentums? Und so wollte auch ich das mir anvertraute Fleckchen Schweizerde weihen, indem ich es täglich mit dankbaren und liebevollen Augen betrachtete wie einen Gottesgarten, indem ich aber auch seinen Bauern einen Himmel über ihre Berge und Felder wölbte. Und wie freute ich mich darum, daß die beiden würdigsten Geschenke des bebauten Bodens, Brot und Wein, auch die kirchlichen Unterpfänder der Erlösung und Versöhnung waren. Als ich, eben an dem Weihnachtstage, der jener Meditation folgte, nach der Predigt unter der Kanzel im Pfarrstuhl saß, dachte ich an die Stelle im ältesten Kirchengebete: „Wie dieses gebrochene Brot zerstreut war auf den Hügeln und zusammengeführt eins wurde, so möge Deine Kirche von den Enden der Erde zusammengeführt werden in Dein Reich.“ Auf dem Altar, den reine Tücher deckten, standen die drei Nachtmahlskelche, goldene Kelche noch aus der Zeit der Vögte. Am Pult, das am Geländer des Chores stand, vollzog der Schullehrer die Schriftverlesung. Er las gleichgiltig in singendem, unsicherem Tone. Unterdessen klang das Steinpflaster von den gemessenen Schritten der Sigriste. Sie trafen die letzten Zurüstungen, brachten die verhüllten Teller mit dem Brot und die zinnenen Weinkannen, aus denen sie die Kelche vollschenkten. Der Tisch war bereitet. Der Vorleser brach ab. In tiefer Sammlung trat ich vor den Altar. Es war ganz still. Kein Räuspern. Kein knisterndes Blatt. Durch aller Herzen

ging ein leises Beben nach dem Himmel. Die drei Gemeindeältesten kommunizierten als erste, nahmen die Kelche in Empfang und stellten sich hinter mir dem Pfarrer auf, während sich vom Schiff aus der Zug nach dem Chore zu bilden begann. Zuerst die Frauen und Jungfrauen in der Landestracht mit den Hauben und Miedern. Alle würdig. Viele feierlich, den Ausdruck der Andacht auf den Zügen. In den Händen trugen sie das Gesangbuch und das Taschentuch. Auf der Empore schauten die jungen Burschen zu und hielten mit ihren Bemerkungen nicht völlig zurück, je nachdem ein Mädchen zum Altare trat. Dann kamen die Männer und Jünglinge. Alle trugen sie den Hut in der Hand und schritten mit langsamem, aber festem, hallendem Tritte über den steinernen Boden dahin. Als die Speisung vollendet war und die Gemeinde nach dem Lobgesange das Gotteshaus verlassen hatte, befanden sich Kirche und Friedhof noch für eine Stunde im Schatten, weil die Sonne hinter die Bergwand getreten war, auf deren unterster Staffel sie lagen. Durch eine merkwürdige Lücke im obersten Gestein drang jedoch noch ein schmaler Strahl, und es traf sich, daß er heute durch das Kirchenfenster einfiel und gerade auf den einen Kelch zu ruhen kam, der bis obenan mit rotem Weine gefüllt, einsam in der Mitte des Altares stand. Der rötliche Spiegel warf das Licht zurück und machte den goldenen Rand erstrahlen, sodaß nun ein Stern über dem heiligen Gefäße schwebte. Niemand nahm das Mysterium wahr. In der leeren Kirche waren die Küster mit Aufräumen, der Organist mit dem Nachspiel beschäftigt. Aber über dem Kelchrand, wo meine Lippen getrunken hatten, blieb das versöhnungsvolle Wunder stehn und strahlte immerzu in seiner friedlichen Weise, selbst als die Orgel mächtig verhallte und ich langsam die Stufen des Chores hinabstieg.

* * *

Manchmal freilich konnte meine weihevolle Stimmung auch auf rein menschliche Empfindungen zurückgehen, die mit der Kirche weiter nichts mehr zu thun hatten. Ich schaute dann mit den Augen weltfrommer Menschen wie VonStätt und Falck. Am Altjahrabend, in den letzten Stunden des zu Ende rinnenden Jahres erhöhte ein gesteigertes Gefühl von Vergänglichkeit meine Anschauungskraft in solchem Maße, daß über einer Wanderung meine angefüllten Empfindungen in Form von Gesichtsbildern mir vor die Augen traten. Plötzlich war ich wie angewurzelt stehen geblieben. Vor mir dehnte sich ein weites, gepflügtes Ackerfeld, am Kamme der Furchen haftete hie und da ein Restchen Schnee, als wäre ein braunes Tuch faltig ausgebreitet und von Silberfäden durchwirkt. Eine schnurgerade Allee schnitt das Feld ab. Die kahlen Kronen der Bäume schimmerten in der Entfernung grünhell auf den Rosatönen des winterlichen Abendhimmels. Ich glaubte läuten zu hören ganz aus der Ferne. Als ich eine Zeitlang unverwandt in die Landschaft hineingestarrt hatte, kam ein langer Zug die Allee herauf, ein Leichenzug. Vorauf schritt das dürre Gerippe des Todes in einem wallenden blutroten Mantel und spielte die Geige, hinter ihm vier, die eine Bahre trugen. Auf der Bahre lag ein Mädchen im weißen Kleide. Es war heute gestorben. In unabsehbarem Gefolge schloß sich allerlei Volk dem Begräbnis an, der Fürst mit dem Bettler, der Heilige mit dem Schelm, die reine Frau mit der Buhlerin und der Sünder mit dem Gerechten. Als der Zug auf gleicher Höhe mit mir angelangt war, bog er aus der Allee und bewegte sich, an mir vorbei, feierlich langsam über das geackerte Feld. Vorauf immerfort der Tod, und wie er so die Geige strich, war es, als klängen die Glocken einer ganzen Stadt.

## Fünftes Kapitel.

Das Pfarrhaus von Rudiswyl wäre, wie es ist, für seinen jetzigen Zweck kaum erbaut worden, aus großen Quadern, mit einem gewölbten Hausflur, einer breiten Steintreppe mit schmiedeisernem Geländer und einem großen, vertäfelten Saal. Früher die Wohnung des Landvogts, ging es vor hundert Jahren in die Nutznießung des Gemeindepfarrers über. Auch der Pfarrgarten verrät nach Anlage und Ausdehnung den herrschaftlichen Ursprung. In vier breiten Terrassen steigt er bis unter den Hügel, auf dem die Kirche steht. Die beiden untersten bilden den Ziergarten und sind durch einen Aufgang mit geschwungenen Treppenwangen untereinander verbunden. Die dritte ist mit Gemüse bepflanzt, während die oberste, ein Rasenplatz mit sechs alten Nußbäumen, ehemals der Lusthain des Vogtes war. Noch stehen die grauen, verwitterten Steinsitze mit den Löwenköpfen an den Lehnen. Im Abhang ist ein Quell ausgemauert, dessen spärliches Wasser aus dem Rohr in die eherne Trogmuschel träufelt. Die beständige Feuchtigkeit hat den Tufstein mit einem schwarzgrünen Besatz überzogen. Von hier führt ein Privatsteig durch das Gehölz zur Kirche empor.

Unter diesen Nußbäumen verbrachte ich die schönen Sommernachmittage, meistens indem ich der Mutter, die dann irgend eine Handarbeit verrichtete, vorlas. Es war dies eine alte Gewohnheit zwischen uns. Doch nun beschäftigte uns eine gemeinsame und ungewöhnliche Arbeit.

„Meinst du nicht, wir fertigen daraus am besten nach klassischem Muster ein griechisches Faltengewand an. Um die Hüften soll es ein Gürtel und auf der linken Schulter eine bronzene Agraffe zusammenhalten.“ Bei diesen Worten hob die Mutter zwei einfarbige Wollstoffe auf, die ihr auf den Knien lagen.

„Gewiß,“ versetzte ich, „das wird trefflich zu der gedämpften Färbung des Hintergrundes passen und wirkt viel echter, als die üblichen Helvetiarequisiten, schreiend weißes Unterkleid, flimmernder Goldpanzer, Purpurmantel.“

„Dein erster Einfall,“ fuhr die Mutter fort, „war doch sehr hübsch, das Ideal des Volkes sei nicht besser zur Anschauung zu bringen, als in der Tracht des Volkes, die Darstellerin der ‚Freiheit‘ solle ihr Sonntagsmieder anziehen mit den silbernen Ketten und Spangen. Aber es war zu gewagt, da der gemeine Mann nur im Außergewöhnlichen etwas Höheres findet. Uebrigens, da kommt sie gerade zum Maßnehmen,“ sagte sie nach dem Garten deutend, durch den nun Verena Tischmann heraufgegangen kam.

Zu einem bevorstehenden vaterländischen Fest hatte ich ein Spiel gedichtet. Die vornehmste Figur im Stück war die ‚Freiheit‘ in Gestalt einer schönen Frau, auch die übrigen Rollen wurden von ländlichen Schauspielern gegeben. Ein naher Waldgrund schien von der Natur als Zuschauerraum und Bühne geschaffen, die Matten bildeten eine sanft abgeflachte Mulde, wo Tausende bequem lagern konnten. Als Scene diente der gegenüber aufsteigende Berg, dem die von den Zuschauern besetzte Erdwelle als gelinde Erhöhung vorgelagert war. Wirkungsvollere Kulissen ließen sich nicht denken, insofern die der Handlung freigehaltene Waldflur seitwärts durch die Tannen vorteilhaft abgegrenzt war, während der Hintergrund als wahrhaftiger Schweizerberg

sich ins Riesenhafte fortsetzte. Und wie die Landschaft, so war auch die Bevölkerung zur Teilnahme herangezogen. Die Handlung verlief folgendermaßen. Die Freiheit hält vor allem Volk Einzug. Schon lange hat man im Wald Volksgesänge und Herdenläuten vernommen. Und so folgten nun der Freiheit auf dem Fuße eine unaufhörliche Schar von Hirten und Bauersleuten inmitten eines stattlichen Viehstandes und singender Kinder. Auf der Wiese hält ‚Freiheit' an und kehrt sich dem Volke zu. Es entwickelt sich Rede und Gegenrede. In kernigen scharf ins Ohr fallenden Rhythmen und Reimen entwickeln die Sprecher das uralte Anrecht der Schweizer auf die Freiheit. Diese antwortet, allerdings sei das Bergland am Fuße der Alpen ihre alte liebe Heimat, aber aus ihren Worten spricht unbestimmte Sehnsucht nach etwas Größerem. Plötzlich schrecken von der andern Seite Kanonenschläge die friedliche Bauersame auf. Man vernimmt kurze Trommelschläge, deutlich ertönt, von schrillen Pfeifen geblasen die Marseillaise. Aus dem Gehölz bricht eine Abteilung Freischärler und stürmt im Geschwindschritte auf die Freiheit los, wobei ihre bisherigen Verehrer teils von sich aus flüchten, teils durch die ungestümen Neulinge gewaltsam zurückgedrängt werden. Der Anführer trägt eine grüne Schützenbluse, hat das Gewehr am Rücken hängen und eine feuerrote Jakobinermütze aufgestülpt. Seine Schar besteht aus Fabrikarbeitern mit geschwärzten, unzufriedenen Gesichtern. ‚Freiheit' wendet sich unerschrocken den Ankömmlingen zu. Der rote Hauptmann fällt vor ihr aufs Knie, beteuert ihr seine Liebe und schwört, er werde sie entführen. Er springt auf; er umstrickt sie mit unwiderstehlicher Ueberredung, sie sei in den Schlupfwinkeln der Berge aufgewachsen und wisse nicht, wie groß die Welt sei. Und sei doch die geborene Fürstin der Welt, der alles dienen müsse. Er wolle ihr alles

zu Füßen legen, die Riesenstädte und die Throne der mächtigsten Fürsten. Mit ‚Freiheit‘ geht eine Verwandlung vor. Sie blickt klar und voll und glühend. Ihre Gestalt, die sich bis jetzt hat gehen lassen, bekommt Haltung und Majestät. In der Jungfrau erwacht das Weib. Nun aber, im Augenblick da sie dem Freibeuter die Hand reichen will, treten die älteren Freiheitsleute herbei und bringen etwa dieses vor: sie hätten vorhin, wie sie nun zugäben, die Freiheit unterschätzt und herabgewürdigt, da sie mehr sei als bloß Mitbürgerin ihres kleinen Landes. Denn sie sei zu heilig und zu schön, um nicht der ganzen Welt anzugehören. Aber eben darum möge sie sich vor dem Räuber warnen lassen, lieber rein und unberührt bleiben, keinem andern Willen unterthan als dem eigenen, stolz und frei über unsere Berge dahinwandeln und von da aus die Welt regieren. Doch ist Freiheit noch im Bann des roten Bewerbers, der sich anschickt, sie zu umfangen. Mit glänzendem Blick ist sie ihm zugewendet, glückverheißend, als bringe schon die nächste Stunde seinem Verlangen Erfüllung. Dann aber plötzlich durchzuckt es sie. Kalt, verächtlich wendet sie sich von dem Bewerber ab, steigt einsam die Höhe hinan und sieht in gleichmäßiger Entfernung von allem Volk friedlich auf es hernieder. Die Massen, die bis jetzt unthätig dastanden, beginnen sich zu rühren, und bald befindet sich Mensch und Vieh in so eiliger Bewegung, daß die Schar der Eindringlinge im Umsehen umzingelt ist und Freiheits ungestüme Freier im allgemeinen Volksbestande aufgehen. Als so die alten Gegensätze ausgeglichen sind, hier ein Freischärler ein Haupt Vieh am Halfter führt, dort ein anderer liebend ein Landmädchen im Arme hält, steigt unter den Schlägen des Fahnenmarsches das eidgenössische Feldzeichen auf. Das Banner wandert von Hand zu Hand aus den untersten Reihen bis zum Freischarenhauptmann. Der

reißt die rote Mütze vom Haupt, ergreift die Fahne und schwankt, nun nicht mehr der Vertreter der aufrührerischen Partei, sondern eines einzigen Volkes von Brüdern, das rote Fahnentuch mit dem lichten Kreuz schwer wallend vor der ‚Freiheit' hin und her. Sie nickt mit inniger Anmut ihnen allen den Gruß zurück. Dabei hat sie hie und da einen Schritt rückwärts in die Höhe gethan und damit die Massen, die nicht von ihr getrennt sein wollten, ebenfalls hinangezogen. Indem nun alles Volk aufwärts gerichtet ist, ergiebt sich ein Sinnbild für die noch wenig erkannte Wahrheit, daß unser Anteil an der Freiheit nicht ein Besitz sein kann, sondern auf dem unablässigen Streben nach Freiheit beruht.

Die Leute hatten gespielt, als sei alles eitel Leben. Das Stück schlug durch. Viele weinten. Von überallher waren Zuschauer herbeigeströmt. Auch Vornehme in eleganten Herrschaftswagen. Im schönsten, der von Schloßdorf kam, saßen Herr Monfort, Lucie und Eduard VonStätt, aber auch noch ein mir auf den ersten Blick unsympathischer geschniegelter Stutzer von unverkennbar französischen Allüren. Herr Monfort und VonStätt waren wieder die Alten. Ich mußte Hans Störgi und Verena Tischmann, die beiden Hauptspieler, an den Schlag rufen, da sie von diesen besonders entzückt waren. Lucie dagegen, sichtbar befangen und zurückhaltend, hätte mich auch ohnedies halbfremd anmuten müssen, da ich sie nun ja zum erstenmal gänzlich außer Trauer sah. Zwar setzte sich ihre Toilette aus einem zierlichen nestförmigen Hut aus rosa Tüll und einem glatt anliegenden lila Musselinkleide bei allem Geschmack höchst einfach zusammen; aber in den langen, hellen Handschuhen, den gelben Stiefelchen und dem feinen Goldschmuck um den Hals und am Schloß des Elfenbeingürtels, noch mehr aber mit dem sich nun öfter rümpfenden Näschen und einer nur schlecht verborgenen Langenweile im Gesicht

erschien sie mir von geradezu abgefeimter Eleganz zu sein; meine wenig zeitgemäße pfarrherrliche Tracht kam mir unwillkürlich zum Bewußtsein und die kurz angebundene Art, in der Lucie mir begegnete, erhöhte noch meine Verlegenheit. Dagegen schien ihr der Hof des welschen Fadlings zu gefallen. Freilich ließ sie ihn für seine unermüdlichen Aufmerksamkeiten schnippisch und abweisend an; aber seine Gegenwart beschäftigte sie doch vor allem. Er entpuppte sich denn auch als ein echter Pariser Vicomte: — Godefroy de Maubon, vom Aufenthalt der Monfort in Südfrankreich her, wo auch sein Stammsitz liege, ihr Jugendfreund. Doch hatte ich nur einige Minuten Zeit, mich über den wohlriechend geölten Jüngling zu ärgern, da mich mein Amt wieder in die Mitte des Festkomitees rief. Dort, am Tisch ländlicher Honoratioren, verscheuchte der Duft des Landweins und der noch kräftigere des frischen Käses die Nachwirkung großstädtischer Wohlgerüche rasch, und als ich noch einmal nach ihnen zu sehen ging, konnte ich ihnen noch eben die Hand drücken.

Dagegen hatte die Mutter den ganzen Nachmittag mit den Monfort'schen verbracht und von der Kutsche aus als der besten Tribüne sich das Festspiel angesehen. Längst begierig meine heimlich beargwöhnte Schloßdorfer Freundin kennen zu lernen, nahm sie diese gute Gelegenheit gerne wahr, und als die Gäste die Einladung ins Pfarrhaus, das für solchen Besuch auch nicht vorgesehen gewesen wäre, ablehnten, aus dem Wagenschoß dafür ein des Vicomte wegen herrschaftlicher Imbiß mit Schaumwein und Kaviarschnitten ans Tageslicht kam und Lucie vom Kutschersitze aus unter der Dienstleitung des aristokratischen Anbeters die Vorräte graziös verwaltete, indes die Herren Monfort und VonStätt für den lange entbehrten Genuß einer weltmännischen Konversation zu sorgen verstanden, wußte ich meine Mutter in der feinsten

Gesellschaft und fand sie auch nachher, während sie an meinem Arme durch das feiernde Volk wandelte, in der angeregtesten Verfassung. Sie ließ Lucie, gegen die sie ein geheimes Vorurteil gehegt zu haben zugab, nun volle Gerechtigkeit widerfahren: es sei ein ungewöhnlich angenehmes und kluges Mädchen. „Aber," fuhr sie fort, indem sie mich für einen Augenblick von der Seite anlächelte, „sie taugt besser zur Marquise, als zur Landpfarrerin!" Der junge Vicomte de Maubon sei auch garnicht übel und steche sehr vorteilhaft von der gewöhnlichen Schranzenart ab; sei er doch sehr bescheiden gewesen und habe mehreremal glücklich in die allgemeine Unterhaltung eingegriffen; überdies sei er Hugenotte und stamme von glorreichen Glaubensmärtyrern ab. Immer erst bei meinem Erscheinen sei ihm das gezierte unangenehme Benehmen angeflogen, wie auch Lucie immer erst dann ihre Natürlichkeit eingebüßt habe. Das sei auch keineswegs zum Verwundern; denn ich selbst habe mir vor sichtbarer Befangenheit kaum zu helfen gewußt und sogar sie, die Mutter, fast in Verwirrung gesetzt. „Aber nichts von Eifersucht," damit schloß sie, „ich bin froh, daß mich die Fügung der Umstände überhebt, mit meinen Wünschen einzugreifen. Ich habe alles genau verfolgt, ohne etwas merken zu lassen, und bin für mein Teil überzeugt, daß es zwischen jenen beiden richtig ist." Ueber dieser Auseinandersetzung, die ich beinahe stillschweigend über mich ergehen ließ, war sachte der Abend hereingebrochen. Auf allen Bergen erglühten nun zu Ehren des Vaterlandes Freudenfeuer, die höchsten so hoch oben, daß sie Punkte schienen. Zudem war es eine Sternennacht. Da nun das Leuchten in dem Ausschnitt der Höhenzüge schon ein Stern sein konnte, während hoch darüber noch menschliches Feuer funkelte, so hielt es schwer, irdisches und himmliches Licht zu unterscheiden.

* * *

Diese gelinde Ungewißheit in einem mir immerhin nicht ganz gleichgiltigen Punkte wollte mich des Andenkens an den für mich sonst so erfolgreichen schönen Tag nicht recht froh werden lassen. Das hatte insofern sein Gutes, daß ich nun ohne Enttäuschung, ja mit gesteigertem Bedürfnis der Pflege einer seltsamen ländlichen Freundschaft oblag. Oberhalb des Dorfes am Waldhügel hatte ein alter Hufschmied seine einsame Esse. Aus der ganzen Umgegend brachten die Bauern ihre Rosse, weil kaum je eines das Eisen verlor, wenn es in seiner Schmiede beschlagen war. Geriet er darum in den Ruf eines Hexenmeisters, so hatte er sich ihn sonst schon durch sein menschenscheues Wesen und seine abenteuerliche Vergangenheit zugezogen gehabt. Er stammte aus diesem Thal, das Kind einer wilden Ehe, und war als junger Mensch seiner Verwegenheit halber gefürchtet gewesen. Bestandene Weiber erzählten, wie er ihrer Tugend nachgestellt habe. Dann hatte es ihn zu Hause nicht mehr gelitten, er hatte Handgeld genommen und über zwanzig Jahre lang in fremden Diensten gestanden. Viel umgetrieben kehrte er endlich zurück und richtete für sein ehemaliges Handwerk in einem verfallenen Gemäuer eine Werkstatt ein. Das Häuschen war auf drei Seiten vom Wald umgeben und von wildem Gewächs fast zugesponnen. Nun war ich einmal in den Flühen von der Nacht überfallen worden und befand mich, der Gegend unkundig, in Gefahr. Auf mein Rufen eilte der Schmied herbei, der seine halbe Zeit in den Bergen streifte und sie kannte, wie nicht viele neben ihm. Der Alte war mir behilflich gewesen; nur von dem Augenblick an, da ich mich zu erkennen gab, änderte er sein Wesen, führte mich so weit, bis ich mich allein zurechtfinden konnte und verschwand, ohne mehr ein Wort gesprochen zu haben. Ich hatte dann auf meine Nachfrage erfahren, er habe einen finstern Haß auf alles, was

mit der Kirche zusammenhänge. Allein der Anblick des wunderlichen Mannes versöhnte mich: seine große, stämmige Gestalt, etwas gekrümmt von den vielen widrigen Schicksalen, sein leidenschaftliches Gesicht, das ein langer, eisgrauer Bart umwallte. Der Alte ging ohne Hut, nur mit Flanellhemd und Hosen angethan und mit seinem Schießstock bewaffnet, aus dem er gelegentlich wilde Vögel erlegte.

Als ich ihm für jene Rettung meinen Dankbesuch in der Hütte abstattete, war der Alte noch kurz angebunden gewesen; doch wich er von da an den Begegnungen nicht aus, und da ich stets freundlich blieb und nie die geringsten Anstalten machte, dem ergrauten Sünder gegenüber zu thun, was doch meines Amtes zu sein schien, so verlor er nach und nach sein Mißtrauen und wurde zugänglicher; doch betrat er das Pfarrhaus nie, lieber wartete er draußen eine Stunde lang auf mich, wenn er mir etwas zu sagen hatte. Wir beide fanden uns nämlich in der Liebe zur Natur und dem gemeinsamen Verlangen, sie in ihren Geheimnissen zu belauschen. Ich merkte bald, wie viel ich hierin von dem Alten zu lernen habe. Gesteinsarten, Flora, Tier- und Vogelwelt des Thales waren ihm so vertraut, als sie einem Gelehrten von Fach nur hätten sein können. Er unterschied auf ziemliche Entfernung nach einem undeutlichen Schrei den Häher, den Specht, den Habicht; er kannte Standort und Blütezeit des unscheinbarsten Pflänzchens. Er führte ein sehr sorgfältiges Herbarium, sogar mit den lateinischen Bezeichnungen war er teilweise vertraut. Diese Sammlung war in umfangreichen Mappenbänden von grauem Löschpapier in der Stube des Schmieds aufgebeigt. An den Wänden hingen seine Instrumente zum Zerlegen und Bestimmen in Futteralen und ledernen Haften. Auf den Schäften standen ein Mikroskop, Gläser mit Spirituspräparaten, Fläschchen mit chemischen Lösungen, ausgestopfte Tiere.

Seit der Schmied gar Histörchen aus seinem Wanderleben zum Besten gab, war der Verkehr zu allem noch recht unterhaltend. Aber wie wenig ich es auch merken ließ, mich trieb eben doch ein seelsorgerliches Bedürfnis zu dem Alten hin. Ich nahm es keinem übel, der heutigen Tages der Kirche den Rücken wendet, sobald es nur aufrichtig und nicht aus unlauteren Beweggründen geschah. „Der Alte ist im Grunde eine ehrliche Haut," sagte ich mir, „wer weiß, was ihn abspenstig gemacht hat, ob nicht gar der Anblick sogenannter Christen. Ich will mich ihm nicht aufdrängen, aber auch nicht mich ihm entziehen. Dabei muß man nicht erzwingen wollen, man muß es werden lassen."

Und wirklich fing einmal der Schmied von sich aus an, über Gott zu reden. Es war ein heißer Nachmittag im Juni. Wir hatten einen Ausflug in die Thalniederung gemacht und lagen nun am Rand eines Sumpfes. In dunklem, totem Glanze, das Sonnenlicht stumpf zurückwerfend, regungslos lag das Wasser da. Daraus stiegen giftgrünblau, in dichten Garben, die Binsenruten auf. Ihre mit weißen Büscheln gekrönten Spitzen spielten leicht in der leise streichenden Luft. Dahinter fing das fruchtbare Land an. Einzelne Obstbäume mit sattem Grün und in sich gerundeten Umrissen schauten über das Feld herein. In der Ferne durchschnitt ein Wässerungsgraben die Matten schräg durch. Man erkannte die Richtung an kleinen vergilbten Holzschleusen und den rundköpfigen Weidenbäumen. Schmied und Pfarrer, lagen wir auf dem Rücken. In der heißen Luft vergnügten sich Wasserjungfern und die bunten Käfer. Der Schmied hatte einige schöne Exemplare gefangen und erklärte mir ihre Gattung. Ich hielt das mit einem Chloroformbehälter verkorkte Glas in der Hand und betrachtete die Insekten, von denen die meisten schon betäubt waren. Nur hie und da zuckte noch eins auf.

Jetzt reichte ich das Glas zurück. Es herrschte unendliche Ruhe.

„Herr Pfarrer", brach der Alte nach tiefen Atemzügen das Schweigen, zum ersten Mal meinen Titel zur Anrede gebrauchend, „ich rede nie von Gott; aber ich glaube an Gott." Ich war innerlich vergnügt, gab aber keinen Laut. Nach einer Pause fing der Alte von neuem an. Es klang feierlich, was er nun sprach: „Gottes Kleid ist Licht und das Weltall sein festliches Haus. Und nun soll Er, der ewig Erhabene, um mich sich kümmern oder um sonst ein elendes Wurm, das Mensch heißt? Thäte er das, er wäre für mich der große Gott nicht mehr." Wieder schwieg der Alte. Man hörte nichts als die schwirrenden Flügel der Libellen, und da ich mit geschlossenen Augen die Herkunft dieses Geräusches zu vergessen suchte, überkam mich die Einbildung, ich vernehme den sausenden Umschwung des Erdballs im unendlichen Raum.

* * *

Eduard VonStätt hatte mich einen baldigen Gegenbesuch in Schloßdorf versprechen lassen, und sobald ich zu Hause abkommen konnte, hielt ich Wort. Mußte mir doch selbst daran gelegen sein, aus dem unbehaglichen Zwischenzustand hinauszukommen, in den mich Lucies rätselhaftes Betragen am Tage des Festspiels versetzt hatte. So sehr ich mich freute, sie wiederzusehen, so sehr mußte ich doch hoffen, die Mutter möchte richtig vermutet haben; denn wenn nicht die Thatsache einer wenigstens obschwebenden Verbindung Lucies mit dem Vicomte mich an mich selbst zurückwies, aus eigenem, freien Willen an mich halten und mir Lucie wie eine gleichgiltige Sache aus dem Kopf schlagen, dazu war ich nun nicht mehr fähig. Fand aber erst meine heimlich aufglimmende Neigung von außen her ihre Nahrung, dann sah ich vor mir den entsetzlichen Widerstreit aufklaffen zwischen meiner großen

Liebe zu Helene Klinger, in die ich mein Ideal vom Weibe hineinverlegt hatte, und meiner sich steigernden Schwäche für Lucie, die auf dem natürlichen Wege nicht übermäßigen, aber herzlichen Wohlgefallens sich meines Herzens unversehens bemächtigte. Mit klopfendem Pulse stieg ich also den Schloßrain hinan; wenn ich ihn wieder hinunterging, sagte ich mir, mußte die Spannung gehoben sein. Gleichmäßig war ich auf die eine oder andere Entscheidung gefaßt, sodaß sich meine Enttäuschung ins Maßlose steigerte, als die Botschaft überhaupt weder in dem einen noch in dem anderen Sinne lautete, in der ich sie erwartet hatte. Oben angekommen, erfuhr ich, sie sei vor zwei Tagen schwer erkrankt, doch nach der heute ruhiger verbrachten Nacht vom Arzte außer Gefahr erklärt worden. „Sie muß sich auf dem Ausflug zu Ihnen erkältet haben", erklärte VonStätt, „an jenem Abend klagte sie über Kopfschmerzen und befand sich von da an in steigendem Maße unwohl." Zum Ersatz für das vereitelte Wiedersehen zog er dann in der Decke des Wohnzimmers einen Schieber auf, eine altmodische Vorrichtung solcher Gebäude, sodaß wenigstens ein Luftweg zwischen der Kranken und mir hergestellt wurde; denn in dem Zimmer gerade über uns lag sie. VonStätt rief meinen Namen hinauf, und ich schloß mich ihm mit dem Wunsch auf gute Besserung an. Da klang es von einer matten Mädchenstimme herab: „Schade! Sehr schade!" Man hörte, wie oben die Krankenwärterin Einsprache erhob. So sandte der Onkel noch einen Gruß durch die Öffnung und schob den Deckel wieder vor.

Da Herr Monfort sich nur bei Tische sehen ließ, verbrachte ich den ganzen Tag allein mit VonStätt. Gewißheit, wie sie mir erwünscht gewesen wäre wurde mir zwar nicht zu Teil; der Vicomte sei dann abgereist, lasse jedoch von sich hören und erhalte Antwort, das war alles, was ich erfuhr. Dennoch ging ich nicht ohne Trost

von dannen. Meine gedrückte Stimmung konnte ich vor VonStätt nicht verbergen. Wenn er die wahre Ursache erriet, war er fein genug, es nicht merken zu lassen; vielmehr schien er des Glaubens zu sein, ich fühle mich von meinem Berufe nicht befriedigt. „Seit ich Sie kenne", sagte er, „bin ich geradezu neugierig, wie Sie sich aus der Sache ziehn. Sie und Pfarrer! Ein so feinfühliger und tastfähiger Mensch Pfarrer! Wie gerät eine ausgesprochene Suchernatur auf den durch Grund- und Glaubenssätze eng abgepfählten Kirchenboden?" Dann überraschte er mich durch den Nachweis, wie ich unbewußt in meiner Amtsführung gerade meine dem ergriffenen Beruf entgegenstrebenden Instinkte verraten habe. Was denn das Festspiel anders gewesen sei, als die Kundgebung eines noch schlummernden Dranges zur Kunst, was meine Freundschaft zu dem freigeistigen Feldschmiede anderes, als ein grüßender Handschlag für die durch nichts zu hemmende Lust nach Erkenntnis? In mir kämpfe sich ein Ringkampf aus, und es werde sich weisen, was schließlich die Oberhand bekomme, ob das Bedürfnis nach einem Glück, das im Gleichgewicht des Gewissens liege, oder der ruhelose, nie befriedigte Trieb nach der höchsten uns möglichen Ausbildung unseres Wissens oder unseres Gestaltens. Gelinge mir, mich an eine im Ungefähren und Summarischen verlaufende Lebensauffassung zu verlieren, wie es auch die christliche sei, so werde ich weiter nichts vermissen und so weit glücklich sein. Gingen mir jedoch die Augen auf für die elementare ungeordnete chaotische Schönheit des Lebens, so müßte ich mich von einer neuen ungeahnten Seligkeit ergriffen fühlen, mit der die meines bisherigen Glaubens unvereinbar sei.

Wir saßen in VonStätts hochgelegener Turmstube, als er so zu mir sprach. Er war feierlich geworden und begann nun ein wenig zu lächeln. „Ob Sie wohl die Wiedergeburt

zur Persönlichkeit an sich erleben werden," sagte er vor sich hinnickend, „die Renaissance des eigenen Ich?" Bereits war mein Auge, als es im Raume umherstreifte, an allerlei Andenken aus Italien haften geblieben, auf dem Tische dem mit Patina überzogenen neapolitanischen Satyr, der, allerdings sehr verkleinert, in seiner Schale nun statt der Südfrüchte die Zigarrenasche aufnahm, an der Wand einem herrlichen Aquarell, das den Neptuntempel von Pästum in glühendstem Sonnenschein wiedergab. „Sie müssen nach Italien. Auch mir ist es dort erst aufgegangen," sagte VonStätt, indem er aufstand und ein Packet mit Photographien herbeiholte. Und als ich sie durchsah, kam er auch schon mit einer großen verschlossenen Mappe herbei, von der ich mich von früher her erinnerte, daß sie VonStätts eigene Arbeiten enthielt. Ihr entnahm er wieder eine jener Prosaskizzen, und kaum hatte ich sie gelesen, so setzte ich mich hin und ließ mir die kleine Dichtung von ihrem Verfasser in die Feder diktieren.

## Der Mönch.

Ich spazierte an einem Sommerabend auf der appischen Straße noch innerhalb der Mauern Roms. Kaum daß Jemand hinter mir herging oder mir begegnete. Nach einiger Zeit kam langsamen Ganges ein Mönch heran, der las. Ein Bettelmönch vom Orden der Prediger, einen schwarzen Mantel über der weißen Kutte. Oben an der Stirn war vom Haar nur ein schmales Kränzlein gelassen, und da er das Haupt nach dem Buche hinbeugte, schimmerte zuoberst ein Stück Tonsur im Abendlichte. Als er aufblickte, lag etwas Glänzendes in seinem Angesicht und etwas Hartes, leuchtende Finsternis, wenn es das gäbe.

Über das Pflaster kam jetzt, von einem muntern Esel gezogen, ein Karren gerasselt, auf dem zwischen einer Ladung

von Früchten und grünen Kräutern allerlei Landvolk saß. Hinten oben ein junger schöner Campagnole, sein Mädchen im Arm. Singend fuhren sie vorüber und achteten des Mönches nicht. „Wie die Welt doch schlecht ist," sagte er zu mir, „sinnlos fahren sie der Lust nach, statt zu beten und zu fasten."

„Warum sollten sie nicht," versetzte ich, „ist doch der Himmel so blau, die Luft so lockend und die ganze Erde so grün und wunderschön."

„Mögen sie ins Verderben gehn," fuhr er fort, „aber meinen Weg nicht stören. Sieh, darum lieb ich sie diese appische Straße, lauter graue Mauern, bis an das himmlische Thor."

„Heiliger Bruder," wandte ich ein, „seht, wie der feuerrote Mohn auf der Mauerzinne glüht, wie das Weinlaub die Fläche hinabklettert, wie darüber hin aus den Gärten der Lorbeer aufsteigt und die Pinie."

„Nimm ein Kruzifix und schließe dich in eine Zelle mit vier weißen Wänden."

„Auch in die Zelle wird Sonne dringen. Verriegle die Fenster noch so ängstlich, das Lied der Nachtigall wird hereintönen."

„Geh in die Katakomben. Bei den Aschenurnen vergissest du Licht und Leben."

Ohne Gruß ging er weiter. Ich sah ihm nach.

Langsam, im Schritt, kam eine schwarze geschlossene Kutsche heran. Zwei Diener, ebenfalls in Schwarz, gingen nebenher. Auch die Rosse waren Rappen, aber große, glänzende Tiere.

Vielleicht zehn Schritte vor dem Wagen wandelten zwei geistliche Herren. Der jüngere und kleinere war nur der

Begleiter, indessen der Alte, hochaufgerichtet und würdevoll, mit vornehmen Bewegungen der Hände unterstützte, was er zu jenem sprach. Er ging lebhaft, mit kleinen Schritten: der Saum des bis auf die Füße reichenden Gewandes, immerfort in flatternder Bewegung erhalten, verriet den purpurnen Einschlag des Futters. Es war ein Kardinal. Der Mönch senkte den Arm mit dem Buche, legte die andere, freie Hand voll Ehrfurcht über die Brust und verbeugte sich tief. Dann ging er rasch quer über die Straße, sank auf ein Knie, nahm dem Kirchenfürsten die Hand, die dieser lässig gewährte, küßte sie auf den Ring, erhob sich und war schon nach drei Schritten wieder in sein Buch vertieft.

* * *

Als ich des Abends spät nach Hause kam, saß ich noch bei der Mutter, da sie mich erwartet hatte. Wohl gab sie ihrem Bedauern über Lucies Erkrankung Ausdruck; aber ich spürte auch, wie sie erleichtert aufatmete. Hatte sie sich doch gewiß den ganzen Tag im Stillen geängstigt gehabt, mein Herz möchte sich heute für Lucie entscheiden. Ich konnte ein geheimes Befremden nicht unterdrücken, weil nun die Mutter sogar in einem nicht ganz freundlichen Tone über Lucie sprach. „Ich war doch auch ein Schloßfräulein,“ sagte sie, „aber ein so preziöses Ding hoffe ich nicht gewesen zu sein. Ich kenne gerne die ausgezeichneten Eigenschaften an dem Mädchen an, aber was mir nicht gefallen will, ist der unverkennbar kokette Beigeschmack in ihrem Benehmen.“ Zu diesen gelinden Spuren, daß die Mutter eine Heirat nach ihrem Sinne für mich im Schilde führe, gesellten sich alsbald unzweideutigere, indem sie mir zugleich mitteilte, ich habe heute den Besuch von Hedwig Roth verfehlt, das liebe Mädchen sei reizend gewesen wie nur je.

Von Anfang an hatten die Mutter und ich in der Familie des Fabrikherrn herzliche Aufnahme gefunden. Ich durfte mir dieses freundliche Entgegenkommen um so höher anrechnen, als es ein Mann von Titeln und Würden war, der seinen Bezirk im Kantonsrat vertrat und im Militär ein hohes Kommando bekleidete. Er stand auch da wie ein Oberst, breit, stattlich, wohlbeleibt, die Beine gespreizt, die Hände auf dem Rücken und kommandierte immer ein wenig, nur schon wenn er sprach. Guter Laune ein höchst anregender Gesellschafter, in seinen Witzen immer handgreiflich, oft derb. Dann zog er die eine Hälfte seines martialischen grauen Schnurbartes etwas in die Höhe, kniff ein Auge ein und beobachtete mit dem andern blinzelnd die Wirkung an seinem Gegenüber. Sein Gesicht war rot und etwas gedunsen; denn er trank täglich eine Flasche Wein, eine große Flasche er allein ganz aus. Aber nie mehr, wenn er sie zu Hause trank und ins Wirtshaus ging er selten. Cigarren rauchte er nur im Notfall, Cigaretten auch dann nicht, sonst seine kurze Pfeife, die er immer bei sich trug. Er verlangte von einem tüchtigen Menschen soviel Arbeit, als er selber leistete, und das war viel Arbeit. Er besaß eine ungemeine Begabung, die Thätigkeit vieler zu überwachen und zu einer einzigen Gesamtkraft zu vereinigen. Die Spinnerei hatte er in verwahrlostem Zustand übernommen und in kurzer Zeit emporgebracht. Durch den Leichtsinn des modernen Handelsstandes ließ er sich nicht verleiten, seine Preise und damit die Güte der Waren herunterzudrücken. Zwei schweren, andauernden Krisen hielt er unentwegt stand, auf die Gefahr hin, zu stürzen. Er ließ sich sein gutes Vertrauen nicht nehmen, dauerhafte Ware müsse auch in unsern schwindelhaften Zeitläuften zu Ehren kommen. Gegen seine Untergebenen war er streng, was den Dienst betraf; dafür zahlte er ersprieß-

liche Söhne und war um ihr Wohl besorgt. Traf die Familie eines Arbeiters ein Unglück, gleich ging er selber hin. Nicht um zu trösten, dazu sei der Pfarrer da, aber um zu helfen. Zur Kirche kam er nie. „Nehmen Sie mir das nicht übel", sagte er kameradschaftlich. „Sehn Sie, es reitet und jagt sich nun einmal nie so schön, als Sonntag morgens, wenn überall Glocken läuten." Und kein Mißgeschick, eigenes oder fremdes, konnte ihn in dem Glauben beirren, daß in Sachen der eidgenössischen Politik das herrschende Regierungssystem die Erfüllung alles Heiles sei. Kurzum, ein Patentschweizer!

Als ich ihn zum ersten Mal besuchte und mit ihm auf seinem Bureau saß, war seine älteste Tochter eingetreten, ihr grau und weißes Kätzchen auf der Schulter. Sie setzte es auf die Erde, und wir beobachteten alle drei das drollige Tier. Es knusperte an dem Bein eines Sessels, nahm seitwärts einen Sprung mitten in die Stube hinaus, richtete sich auf den Hinterbeinen in die Höhe und spielte mit den Vordertatzen und der Schnauze an dem herabhängenden Zipfel des Tischtuchs; dann setzte es sich friedlich schnurrend in die Sonne. Aber nicht lange, so legte es sich glatt auf die Erde, drückte Kopf und Vorderleib dünn zusammen, während der Schwanz hinten lebhaft hin- und herschlug; auf diese Weise sprungbereit, erhob es sich plötzlich hoch in die Luft und krallte sich an einer Franse des Ruhebettes fest, die vielleicht ein wenig gebaumelt hatte. Als es, auch dieses Zeitvertreibs müde, irgendwo unthätig sich hinlegte und alle viere von sich streckte, bedeckten wir es mit einem Tuche. Man sah an den Wallungen der Decke, wie das Kätzchen darunter sich bald still verhielt und bald sich über und überkugelte, bis der runde Kopf irgendwo unter dem Saume auftauchte mit erstaunten Augen und dem drolligsten Gesicht. Nun zogen wir das Tuch in Abständen weg, immer wieder ein Stück

weiter, sobald das Tier zugriff. Plötzlich würdigte es aber diese Lockungen nicht der geringsten Beachtung mehr, sondern ging vornehm seiner Wege und haschte im Spazieren beiläufig einigen Mücken nach, die in der Luft tanzten. Mit einem Mal schoß es in rasendem Lauf quer durchs Zimmer und verschwand unter einem Kasten. Geraume Zeit blieb es verschwunden, kam dann zum Vorschein, als ob nichts wäre, schwang sich mit einem unbegreiflichen Sprung auf das hohe Fensterbrett, legte sich dort geruhsam hin; nur der Kopf zuckte bisweilen nach den Fliegen, die an der Scheibe summten. In keinem Augenblicke ließen sich die Bewegungen des Tieres vorhersagen; bald ging es auf Anregungen seiner Umgebung ein, bald leckte es sich selbst genügsam sein Tätzchen blank, bald lockte es ein verborgener Reiz zuhinterst in einen entfernten Winkel. Trotzdem es immer in denselben Zerstreuungen abwechselte, so wiederholte es sich doch nie. Immer that es das Alte in einer neuen, noch nie dagewesenen Weise.

Doch beobachtete ich damals weniger das Kätzchen selber, als das Widerspiel seiner Einfälle auf dem Gesicht, in den Bewegungen und den Ausrufen seiner anmutigen Herrin. Hedwig Roth, ihres Vaters einziges Kind aus erster Ehe, hatte von ihrer frühverstorbenen Mutter die zwei frohen, blauen Augen und auch das glänzende schwarze Haar von ihr, das reichlich und leis gewellt über dem feinen Gesichtchen lag. Wer mit der zarten Frau umgegangen war, erkannte, so hieß es, auf den ersten Blick in Hedwig ihre Tochter. Aber als Kind des Vaters war sie ungemein praktisch veranlagt, hielt peinliche Ordnung und sah gleich, wo etwas fehlte. Keine zerrissene Masche, kein nur halb gestoßener Riegel, keine offene Naht entgingen ihr. Sehr geschickt in den Handarbeiten und eine flinke, sichere Rechnerin machte sie sich im Haushalt wie im Geschäft vom Morgen bis Abend

zu schaffen. Wenn sie nur Hand anlegen konnte! Ihre Munterkeit verlor sie nie. Manchmal setzte sie auch ihr Köpfchen auf und konnte ein recht resolutes Persönchen sein, man sah es ihr gar nicht an. Sie kam mit ihrer Stiefmutter oft zu uns hinüber, und dann setzte ich mich gerne zu den drei Frauen hin und las ihnen vor.

Besonders ist mir ein Regennachmittag in Erinnerung geblieben, wo der „Landvogt von Greifensee“ an der Reihe war. Ich kam so zu sitzen, daß ich gegen das Fenster zu Hedwig im Profile sah. Sie saß mit der Handarbeit vor den Geranien, die auf dem Sims standen. Ihr Gesicht, über die Leinwand hingebeugt, hob sich auf der durchbrochenen Gardine ab. Die Kopffläche lag im Dunkeln, alles Leben dagegen in der einen Linie. Während ich vorlas, stach Hedwig ihre Nadel emsig durch und wieder zurück; ihre feinen Lippen, fest aufeinander gepreßt, bildeten eine schnurgerade Linie. Als jedoch der wundersame Liebeshandel des Salomon Landolt mit Figura Leu begonnen hatte, lauschte sie auch mit dem Munde, die Unterlippe zurückspannend, sodaß die obere vortrat und die Zähne schimmerten. Ab und zu schlüpfte die feine Zungenspitze aus dem Versteck und tupfte zierlich nach oben. Die Finger waren erst noch fleißig gegangen, standen darauf hie und da still, ermunterten sich jedoch immer wieder. Als nun aber, in der Geschichte, Figura das geschliffene Gläschen lächelnd erhob und ein Strahl der Nachmittagssonne nicht nur das Gläschen und die Ringe an der Hand, sondern auch das Goldhaar, die zarten Rosen der Wangen, den Purpur des Mundes und die Steine am Halsband einen Augenblick beglänzte, da schob Hedwig, geblendet von der schimmernden Erscheinung, die Leinwand vor sich hin in die Mitte der Tischplatte, legte die Hände feiernd ineinander und verharrte so bis zu den Worten: „Daß er

ihr liebster und bester Freund sei.“ Auch ich unterbrach mich hier und ließ meinem hellen Entzücken über die Dichtung freien Lauf. Aber Hedwig trommelte ungeduldig mit den Fingern auf dem Fensterbrett. Ich sprach ja bereits über das Werk im ganzen und ließ sie in der Hälfte zappeln. Als dann die fünf schönen Frauen des Landvogts noch singend ans Ufer sprangen und damit die Novelle zu Ende war, hatten meine Zuhörerinnen an dem Verhalten der Damen dies und jenes auszusetzen, bis schließlich Hedwig die Frage that, was nun an der Geschichte ‚wahr‘ sei.

„Wahr ist alles daran,“ versetzte ich, nicht ohne zu lächeln, „historisch das meiste.“

„Und Figura?“

„Die ist zu zierlich, um gelebt zu haben.“

„Sie hat nicht gelebt?“

Ich verneinte nochmals und verfolgte auf Hedwigs Mienen die Enttäuschung, die ihr allerliebst zu Gesichte stand.

Kaum war die Jagd eröffnet, so lud uns Herr Roth mit andern seiner Bekannten zu Wildpret und einem gemütlichen Abend ein. Doch war die Mutter schon zu leidend, um noch annehmen zu können. Auch andere hatten abgesagt, und so waren wir schließlich nur unser sechs, außer Falck und mir noch eine junge Dame, eine Doktorin der Medizin, mit der ich mich alsbald lebhaft herum zankte. Von diesem Tischgespräch nicht sehr erbaut, ließ der Hausherr einen neuen Wein auftragen und kündigte ein kleines Intermezzo an. Er rückte mit sechs gelben verschlossenen Briefen heraus, wovon jedermann einen ziehen mußte, die Frauen solche mit blauen, die Herren solche mit roten Kreuzen. Schon öfter hatte seine landjunkerliche Phantasie bei solchen Anlässen einen Spaß ausgeheckt, und diesmal zeigte es sich wieder, wie unbe-

kümmert um alles gesellschaftliche Herkommen sie dann ihrer Wege ging. Er hatte die Nachmittagsstunden dazu verwendet, um dichtend und malend drei kleine, kolorierte Kunstwerke anzufertigen, deren jedes in drolliger Weise die Gefühle zweier Liebender zum Ausdruck brachte. Das erste zeigte Halbsonne und Halbmond mit lächerlich zum Kuß gewölbten Lippen; das zweite einen Hund und eine Katze mit schmachtenden Schnauzen und auf den Hinterbeinen tanzend, den Leib in ein Fadengewirre verwickelt, wobei der hinüberlaufende Faden die Vorstellung erweckte, das Vergnügen des einen wickele sich an dem des andern ab; das dritte endlich gab einen Ring Würste, die unten zusammengebunden, nach oben ein herzförmiges Gebilde ausmachten, nur liefen die obern einander zugekehrten Enden nicht in Wurstzipfel aus, sondern trugen ein männliches und ein weibliches Gesicht. Unter jedem der drei Machwerke stand zu ihrer Erklärung ein aus vier Zeilen bestehender Reimspruch. Diese drei Blätter waren jedes in der Mitte durchschnitten und jede der sechs Hälften in Briefumschläge gesteckt. Die Frage war nun, was für Paare sich bildeten. Das Schicksal entschied der Nase nach, insofern der Oberst an seine Frau geriet, der Doktor sich zur Doktorin fand und somit ich für Hedwig übrig blieb. Als ich mein Blatt neben ihres hielt, entpuppte sich aus den Hälften folgender Spruch:

Sieh! dieses Würstepaar
Gleicht einem Herzen gar
Nicht Wurst ist mir Dein Herz
Bin Dein in Freud und Schmerz.

Warum sollte ich mir den originellen Einfall nicht gefallen lassen? Indessen entdeckte ich nicht ohne Genugthuung an Hedwig einen unverhohlenen Widerwillen gegen dieses

Spiel. Vielleicht weil der Knittelvers ihrerseits mehr Geständnis war, als ihr lieb sein konnte.

* * *

Der diesjährige Winter setzte scharf ein. Schon anfangs November herrschte grimmige Kälte. Ich hatte alle Hände voll zu thun, um der einbrechenden Not zu steuern. Doch nicht die äußere gab mir am meisten zu schaffen.

Eines Nachts weckte mich der Schneesturm. Ich fühlte einen inneren Zwang, an Verena Tischmann zu denken. So unbefangen sie sich sonst gab, in letzter Zeit war sie mir ausgewichen: wenn wir uns begegneten, vermied sie es, mich anzusehen und als ich sie letzthin anredete, hatte sie nicht geantwortet, sondern still vor sich hin geweint. Es begann zu tagen, schwefelgelb und trostlos. Da ich doch nicht mehr einschlafen konnte, kleidete ich mich an und ging ins Dorf. Bei Verenas Hütte angekommen, sah ich eine Gestalt die Front herunterklettern, und als ich hörte, wie sich oben klirrend das Fenster schloß, wußte ich alles. Der Andere schwang sich über den Zaun, kam dicht vor mir zur Erde und wollte sich davon machen.

„Hans!“

Ich setzte ihm nach.

„Hans!“

Ich schrie es jetzt.

Der Bursche blieb stehen und stand wie eine Säule.

„Du willst also Verena heiraten!“

Keine Antwort.

„Ja oder nein.“

Der Bursche ließ einen lauernden Ton zwischen den Lippen hervor, wie ein wildes Tier, das sich sprungfertig macht, wenn es gereizt wird. Dann packte er mich mit

beiden Händen vorn am Rock. Ich verlor die Fassung nicht. Jetzt mußte es sein, spürte ich, jetzt bezwang ich ihn oder bezwang ihn nie. Ich sah das fahle, unheimliche Gesicht dicht vor mir im Zwielicht. Ueber uns, in der eisgrauen Winterluft, rangen unsere beiden Willen um die Oberhand. Ich überschlug in Eile, wie dem Gegner wohl beizukommen sei. Ich bedachte, daß Hans Störgi nur ein leidenschaftlicher, kein böser Mensch war, und von dessen Mutter wußte ich, was für ein hingebender Sohn es sei. Vielleicht wirkte das. Bei der Mutter wollte ich ihn fassen. „Hans!“ sagte ich ruhig, „was meinst du, wenn dein Vater deine Mutter auch bloß nur besucht hätte und sie dann, als dein Leben geschaffen war, hätte sitzen lassen und ihr hättet dagesessen in Schande ohne Mann und ohne Vater. Wenn dich Vreni nicht dauert, so denke wenigstens daran, daß auch deine Mutter ein Mädchen war.“ Die Rechnung war richtig. Das Wort schlug bei Störgi die tierische Lust in Banden und erregte seine wirkliche Liebe zu Verena, die er sich bis jetzt nicht eingestehen wollte. Indem nun sein natürlich empfindender Sinn die Geliebte auf eine Linie gestellt sah mit der Mutter, war sie nicht mehr Gegenstand der niederen Begierden, sondern war hineingezogen in die menschlichen Empfindungen der Ehrfurcht und der Pietät. Zentnerschwer fiel es ihm aufs Herz; vor ihm türmte sich das Unrecht auf, das er dem Mädchen angethan. Es hatte ihn mächtig angepackt. Sein Gesicht zuckte. Er rang gegen die Thränen. „Wollt Ihr mich nicht heute unter tags besuchen, Hans?“ sagte ich jetzt in herzlichem Tone und bot ihm die Hand. Der Bauer, nahm sie in seine beiden Hände und ging schweren Ganges davon.

Ich saß wieder im Lehnstuhl am Fenster der Pfarrstube, als ich auf dem Flur Schritte vernahm, und zwar schwebende

keine Männerschritte. Die Thüre ging auf: da stand Verena, ein Bild des Jammers. Haar und Kleider ungeordnet. Die Augen starr, tiefliegend, mit blauen Schatten und roten Rändern. Das Gesicht schneebleich, die Lippen weiß. Sie legte sachte die Thüre ins Schloß, schwankte unsichere Tritte nach meinem Sessel und brach zusammen. Auf die Knie gesunken, erfaßte sie mit ihren eiskalten Händen meine Hand, die auf der Lehne lag, preßte die fiebernde Stirn darauf und löste ihr Elend laut wehklagend in éinen Strom von Thränen. Während ich auf die Sünderin niederschaute, stieg vor mir jene Scene auf, da Christus einem verrufenen Weibe die Sünden vergiebt: ich sehe ihn im vornehmen Hause bei feiner Gesellschaft zu Tische liegen, sehe ihm zu Füßen das Weib weinend und sehe es diese Füße mit Thränen netzen, mit den Haaren trocknen, sie küssen, sie aus einer Alabasterflasche mit Salbe begießen; ich sehe die Pharisäer sich verwundern und sehe die erhabene Ruhe des Herrn, der die Frau in Frieden entläßt und sagt: „Ihr sind viele Sünden vergeben; denn sie hat viel geliebt.“ Diese Worte traten halblaut auf meine Lippen, so lebhaft dachte ich an sie. Verena verstand sie in ihrer Weise; sie schluchzte tief auf und sagte aus ihren Thränen heraus: „Ja, auch Euch, Herr Pfarrer, hab ich lieb; aber nicht wie Hans, so wie ich den Heiland lieb hätte, wenn er zugegen wäre. Ich wollte ins Wasser gehen heute früh, weil mir das ganze Leben zum Ekel war. Da hat es mich noch zu Euch hingetrieben; nun ist mir, so lang ich Eure Hand halte, es sei alles nur ein böser Traum und nicht geschehen.“ Sie fiel in ihr leises Weinen zurück. Doch kam ich nicht dazu, mit ihr zu beten, denn in diesem Augenblick sprang sie auf wie verändert und wischte schnell die Thränen ab. Sie hatte die Schritte auf dem Flur erkannt. Wirklich trat Hans Störgi ein, im Sonntagsstaat. Er grüßte und

blieb wohlanständig an der Thüre stehen. Verenas Anwesenheit versetzte ihn nicht in Unruhe. Ihr Anblick jammerte ihn. Teilnahmsvoll sah er sie an. Aber noch herzbewegender war es, wie Verena nun in der Gegenwart dessen, den sie liebte, sich leise zu sich selber zurückfand. Sie schlug schamhaft ihre Augen auf und blickte zu ihm hin, voll Reue, voll Anklage, aber über allem so voller Hingebung, daß in dieser mächtig durchbrechenden reinen Liebe schon die ganze Sühne für ihren Fehltritt zu liegen schien. In ihre weißen Wangen trieb das Blut die leise Röte des wiederkehrenden gesunden Lebens, das heilt und selbst Übertretungen auszugleichen vermag. Verena schickte sich an zu gehen. Unter der Thüre sagte sie treuherzig: „B'hüt dich Gott, Hans!" „B'hüt dich Gott, Vreni!" erwiderte dieser ebenso unbefangen und mit demselben Ernste. Als wir allein waren, dankte er mir für meine Strenge in der vergangenen Nacht. Gleich nachher werde er sich schicklich mit Verena verloben und dem Standesamt Anzeige machen.

* * *

Lag auch das Lächeln der Idylle über meinem Pfarrstande, so blieben doch so bunt wechselnde Erlebnisse nicht ohne nachteilige Folgen auf die Ruhe und das friedliche Gleichgewicht meines Innern. Noch löſten sie sich ja in guter Ordnung das eine an das andere ab; nur war nun die Glätte der ruhigen Fläche in eine Reihenfolge schwerer, rollender Wogen übergegangen. Zum tobenden Aufruhr war es nicht gekommen; noch konnte sich ja alles wieder legen. Da brachte mich aber ein Brief meines Freundes Ludwig von Treisingen aus Rand und Band. In einer weichen Stunde bald nach Seligenwald hatte ich mich dem Freunde auf einigen Bogen anvertraut, und dieser darin eine Aufforderung gesehen, nach Helene Klinger zu forschen. Aus gelinder

Neugier, aber weit mehr noch in der Hoffnung, mir zum Glück zu verhelfen, hatte er unter der Hand über Helenens Aufenthalt und Schicksale Erkundigungen eingezogen, und da diese vom Glück begünstigt waren, enthielt Ludwigs Brief die ermunterndsten Aufschlüsse. Die Entdeckungsreisen waren mit abenteuerlichen Zwischenfällen durchflochten, sodaß ich Dorfpfarrer mich unvermutet in einen Romanhelden verwandelt sah. Bei seinen Nachforschungen auf eigene Faust hatte sich Ludwig zunächst an meine Angabe gehalten, Helene setze irgendwo in einer großen deutschen Stadt ihre Studien fort, die sie bis jetzt in Berlin betrieben habe. Durch Nachfrage an amtlicher Stelle setzte er sich in Kenntnis der beiden Pensionate, wo sie gewohnt hatte, erfuhr aber nur, sie sei verzogen, ohne daß man ihm sagen konnte, wohin. Da gelangte er durch Zufall in den Besitz eines Konzertprogramms, wo Helene unter den Mitwirkenden genannt war und beschloß, beim Unternehmer des Konzertes weitere Erkundigung einzuziehen. Um aber die Sache wenig auffallend erscheinen zu lassen und den Ruf des Fräulein Klinger nicht in Mitleidenschaft zu ziehen, kam er auf den Gedanken, eine Dame mit der weiteren Mission zu betrauen. Eben wußte er eine Cousine, mit der er von Jugend auf befreundet war, in Berlin. In der Behandlung kleiner Geheimnisse wohl bewandert, würde sie ihm gewiß behilflich sein. So schrieb er, indem er das Nötige verriet und sie im übrigen in die Irre führte, um seinerseits das Geheimnis zu wahren. Bald liefen die parfümierten Rosabillets der Baronesse ein, die in einem allerliebsten Gemisch von Geschäftlichkeit und Schabernack getreulich über den Stand der Nachforschungen Bericht erstatteten. Der Auftrag hatte sie am letzten Tag ihrer Anwesenheit in der Residenz erreicht; sie und eine Freundin begingen in ihrer Herzensgüte die Sünde an der Kunst, die weltberühmte

Galerie, die sie auf zuletzt verspart, unbesucht zu lassen und statt dessen die Wanderung zu Gunsten eines ihnen gänzlich unbekannten verliebten Mitmenschen anzutreten. Bei den Distanzen der Großstadt waren sie stundenlang unterwegs. Schließlich fiel die Cousine in einem dunkeln Hausflur die ganze Treppe hinunter und zerbrach ihren Sonnenschirm, wiewohl sie selber mit heiler Haupt davonkam. „Habe nachher," schrieb sie, „das Taschentuch vor Lachen in den Mund gesteckt und gedacht, wenn dabei kein Glück ist, dann geht die Welt unter!" Wieder auf ihren Landsitz zurückgekehrt, setzte sie die Untersuchung schriftlich fort und teilte eines Tages an der Hand endgiltiger Belege dem erbauten Vetter mit, jene verzauberte Helene halte sich gegenwärtig keineswegs in einer Weltstadt auf, sondern wohne bei einem Onkel in einem idyllischen Forsthause des Harzes.

Ließen sich anmutigere Aktenstücke finden als diese grünen und roten Briefbogen der vornehmen Dame, die Ludwig alle pflichtschuldigst an mich übersandte und ich mit hundert sich überbietenden Gefühlen erlas! Der feine Wohlgeruch, den sie ausströmten, vermittelte nachhaltiger als alle Einbildung die mir entfremdete Welt gesellschaftlicher Eleganz und verfeinerter Lebensgewohnheit. Ich glaubte mich in einem Salon zu befinden, das Rauschen seidener Gewänder zu vernehmen. Den Briefen lag ein bedruckter Zettel an, das Programm jenes Konzertes, wo Helenens Mitwirkung verzeichnet war. Kaum hatte ich den Zusammenhang erkannt, als mich am ganzen Leib ein Zittern befiel und ich mich im Innersten ergriffen fühlte. Ich brachte das Blatt an meine Lippen, bedeckte mit tausend glühenden Küssen die Stelle, wo der teure Name stand. Ich erschrak über mich selber, wollte meine aufgeregten Gedanken zur Ruhe zwingen, riß den Flügel auf, versuchte es mit Beethoven, versuchte es mit

Schumann, sprang aber unbefriedigt weg, trat vor meine große Oellandschaft, ein sommerliches Feld im Sonnenglanz, in der Mitte einen riesigen Eichbaum, düster, dunkelgrün, die ganze Aussicht beherrschend, am Horizont aufsteigende Gewitterwolken. Als ich hineinsah, schrie alles an mir nach Luft und Befreiung. Ich mußte hinaus, in den Hof, ins Dorf, wo ich hinschaute, schien mir alles so ärmlich, so blaß, so abgestanden. Jetzt wußte ich es, ich ging in meinem Berufe nicht auf. Mein anderer Mensch schlummerte nur, die Sehnsucht schlummerte nur, die mich ungestüm über alles hinausführte, was mich umgab, und was manchmal auch mir selber mein Wesen ohne Rest auszufüllen schien.

Erst als ich den ganzen Nachmittag im verschneiten Walde herumgestürmt war und über und über mit Schnee bestreut zu Hause anlangte, brachte ich einen klaren und hohen Frieden mit heim. Ich hatte Helene wieder in ihre Rechte eingesetzt.

## Sechstes Kapitel.

Das Schöne von allem Schönen
Vereinst mir Du.
Vor Bildern und in Tönen
Erscheinst mir Du.
Es schlingen sich heimlich Pfade
Die decken die Fernen zu,
Drauf nahst wie eine Gnade
Dereinst mir Du.

Von den kleinen Gedichten, in die ich im Geheimen das Andenken an Seligenwald eingefaßt hatte und die ich der Mutter eines Tages vorlas, gefiel ihr dieses noch am besten. Wir hatten Besuch erwartet, der aber ausgeblieben war. Nun stand das schwere Theesilber aus dem großväterlichen Schlosse wieder auf dem Tisch, und die Mutter, die sich auf die städtischen Gäste hin gewissermaßen bereits angeregt hatte und auch ihre schwere seidene Robe trug, führte dann durch die Entfaltung einer ungewohnten Frische und ihrer nun mir allein zugewendeten gesellschaftlichen Kunst zwischen uns beiden eine festliche Stunde herbei. Da ich mit meiner Absicht nicht zurückhielt, nun die mir unverhofft aufgedeckte Spur von Helene Klinger nicht wieder preiszugeben, kam es zu einer Aussprache. Die Mutter meinte, ich sollte mich vorsehen und mich nicht auf einen einmaligen Eindruck versteifen, so sehr er an sich jenem Mädchen und mir alle Ehre mache. Jede Ehe zwischen selbständigen Menschen sei ein Wagnis und ein Doppeltes, sobald zu der Verschiedenheit der Charaktere Unter=

schiede der Lebensauffassung und Gewohnheit hinzuträten, wie sie bei Kindern zweier Länder nicht zu vermeiden seien. Dann lieber noch Lucie Monfort, die wenigstens Schweizerin sei. Wie ich ihr übrigens Helene Klinger geschildert habe, werde diese wohl zu vernünftig sein, um ihren einmal ergriffenen Beruf auf halbem Wege aufzugeben. In der That schwebte auch mir jener Augenblick deutlich vor, da Helene mich noch in den letzten Stunden unseres Zusammenseins an die Treue gemahnt hatte, die wir uns selber schuldig sind. Ich hatte mich zwar durch ein Versprechen nicht gebunden, wie es ihr erwünscht gewesen wäre. Aber unter dem Einfluß der mütterlichen Rede erschien es nun auch mir ein voreiliger Eingriff in das Schicksal, ihr zu schreiben. Mir ahnte, es würde bei bloßen Briefen nicht bleiben, sondern auf eine Entscheidung so oder anders hinauslaufen. Da bangte mir denn doch, auf die zufällig mir gewordene Kunde so viel wichtiges abzustellen. Nicht ohne einen ungeheueren Aufwand von Vernunft entschlug ich mich also der Versuchung, einer möglichen Annäherung weitere Folge zu geben. Als es jedoch innerlich erzwungen und die Entsagung durchgesetzt war, empfand ich es als ein gutes Schicksal, von Helene getrennt zu sein und mich durch sie angezogen zu fühlen. Das war richtiger, als daß sie in den engen Verhältnissen einer Pfarrfrau Schaden genommen hätte. Ihre stille, aber anhaltende Wirkung aus der Ferne, das spürte ich nun, erzog mich. Nur weil ich sie verloren hatte, konnte ich mich selber finden. Gleich den Tönen einer unsichtbar gespielten edeln Geige umschwebte mich der Gedanke an sie.

Dann wurde die Mutter kränker. Ihre Kräfte begannen zu versagen. Sie sah sich vom Haus auf das Zimmer, vom Zimmer auf das Bett beschränkt. Ihre Freundinnen unterstützten mich in der Pflege. Am liebsten hatte sie Hedwig

Roth um sich, und bevor sie die Sprache verlor, war es eine ihrer letzten Aeußerungen an mich, Hedwig sei es, die sie sich zur Tochter gewünscht habe. Sie freute sich, den Vater wiederzusehen. In den langen schwarzen Nächten schaute sie unverwandt auf das weiße Alabasterkreuz ihr gegenüber, das im Dunkeln einen Lichtschein ausstrahlte. Als sie die Arme nicht mehr rühren konnte, strengte sie sich an, wenigstens die Hände zu falten. Sie lag da wie tot, lange bevor sie es war. Nur ab und zu kehrte der Geist noch in den Körper zurück. Sie starb im Frühjahr und fand ihre Ruhestätte an der Kirchenmauer im Schatten der Linde. Die ganze Dorfschaft gab ihr das Geleite; denn es war kein Bedürftiger, der ihr nicht manche Wohlthat zu danken gehabt hätte. Während des Trauergottesdienstes stand der unbemalte Tannensarg, nur von einer grünen Guirlande überhangen, zwischen Ziergewächsen vor dem Altar. Dann trug man sie hinaus. Sie nahmen den Kranz hinweg, schlangen die Seile und schleppten die Bürde bis über die Oeffnung, wo noch für einen Augenblick das schimmernde Tannengehäuse in seiner symbolischen Reinheit schweben blieb. Dann begann der Sarg zu sinken und war im Umsehen in dem dumpfen, schwarzen Viereck verschwunden.

Einige Nächte darauf träumte ich. Ich befand mich in einer Bauernstube. Nur war sie heller und geräumiger als die gewöhnlichen, in die ich täglich kam, das Gemach eines vornehmen Bauern: die weiß getünchten Wände bis in die Schulterhöhe holzvertäfelt, im Hintergrunde der grüne Kachelofen mit der vorspringenden Steinbank, die niedrigen Fenster durch kein Stück Mauer unterbrochen über die ganze Breitseite hinlaufend; doch waren teilweise die grünen Vorhänge gezogen, sodaß die Stube in einem weichen, verschwimmenden Lichte lag. In der einen Wand öffnete sich ein Alkoven.

Die fleischfarbene blaukarrierte Tuchgardine war nur halb vor das Bett gestreift. Aufgeräumt und glattgestrichen stand es da, die Linnen strahlend weiß, dazu ein rotes Kopfkissen nach alter Art. Ich hatte das Bewußtsein, es sei der Tag nach meiner Heirat mit Helene. Ich saß mit ihr am braunen, eichenen Tisch in der Mitte des Raumes. Etwas abseits auf einem Stuhl die Mutter über einer Handarbeit. Manchmal streiften ihre Augen zu uns hinüber. Helene stützte den Ellbogen an der Tischecke auf und hielt das Kinn in die Hand gelegt. Sie sah mich unverwandt an. Der Blick sagte: „Glaubst du es noch immer nicht, daß ich dein bin.“ Erst waren es ihre Augen, Helenens hellbraune, heitere Augen. Dann aber ging, ohne daß die Innigkeit des Blickes sich verminderte, mit den Sternen eine Verwandlung vor. Sie wurden größer, wurden dunkler. Die Ruhe vertauschte sich an ein bewegliches, frohes Leuchten. Es waren jetzt blaue Augen.

* *
*

Diese blauen Augen gehörten Hedwig. Seit ich erwacht war, beschäftigte mich diese Verschiebung. Der Wunsch, um nicht zu sagen, der letzte Wille der sterbenden Mutter, die aufrichtige Freundschaft, die ich für das Mädchen empfand, und das betrübende Gefühl, nun ganz allein zu stehen, rückten mir nun doch den Gedanken an eine Heirat mit Hedwig nahe.

Nachmittags, als ich auf den Kirchhof stieg, um das Grab zu besuchen, stand Hedwig weinend davor, und ich wurde weich gestimmt durch die Anhänglichkeit, die das gute Mädchen der Verstorbenen bewahrte. Wir setzten uns auf die Bank, die rund um die Linde lief. Ein herrlicher Frühlingstag! Es ging eine laue Luft, und die Sonne entfaltete all ihre österlichen Wunder. Junge, neue Lebenskeime

drängten zum Licht. Ueberall sah man die grünen Gräserspitzen zwischen den trübseligen Ueberbleibseln des Winters hervorbrechen. Unsere Gedanken hielt es nicht bei den Gräbern. Beiden pulste der Frühling im Blute. Mir war, so lieblich sei sie noch nie gewesen, wie ich sie nun vor mir sah; sie trug eine blaue Sommerbluse und Schneeglöckchen im Gürtel. Sie hielt meinem Blick bald stand, bald schlug sie den ihren nieder. Ich spürte, wie nahe sie meinem Empfinden stehe. Es war dicht daran, daß meine Sinne sich verwirrten. Aber der wundervolle Glanz, der über der Gegend lag, zog meinen Blick in die Ferne. Ich sah die Berge goldig leuchtend vor mir liegen und entdeckte nun, darauf eingeübt, auch den Gipfel, wo ich damals von Helenen Abschied genommen hatte. Es lag Schnee dort, und die Anstrahlung der Sonne zeichnete gerade diesen Punkt durch ein mächtiges Funkeln vor der ganzen Umgebung aus. Da stieg Sehnsucht in meinem Herzen auf und verwehrte mir, mich mit einem geringeren Glücke zu bescheiden. Hedwig aber lächelte mich artig an und that die verschämte Frage, ob wir nicht zusammen bei dem ‚Großmütterchen‘ einen Besuch abstatten wollten.

Damit meinte sie ein kleines einstöckiges Haus in einem Blumengärtchen, an der Hauptstraße. Die weiße, reinliche Mauer war von einem Pfirsichspalier übergittert. Im Erdgeschoß füllte ein großes Bogenfenster fast die ganze Hausfläche, vor und hinter dessen Scheiben verrieten allerlei Gegenstände den Kramladen. „Warenhandlung von Witwe Müller“, meldete das Schild. Aeußerlich sah sie aus wie eine rechte, derbe Bauernfrau von breiter, rundlicher Postur, nicht groß, mit einem roten unschönen Gesicht, das fast böse aussah, und trug eine Brille. An schönen Tagen saß sie vor dem Haus und strickte, das schwarze Häubchen im grauen Haar, mit den grauen Augen

durch die weit vorgeschobene Brille spähend, über ihre fleißigen Hände hingebeugt. Vor gespannter Aufmerksamkeit hielt sie den Mund leise gespitzt. Wer vorüberging, bot ihr guten Abend. Sie sah nicht oder nur flüchtig auf, wenn sie freundlich den Gruß zurückgab. Und erhob sie, um Luft zu schöpfen, den Kopf und bog ihn, tief Atem holend, bis in den Nacken zurück, so war es für einen Augenblick. Trat aber jemand zum Haus und zog die Ladenklingel, flink packte sie das Strickzeug hinter sich auf die Bank zusammen und ging bedienen, kam jedoch gleich hinter dem Käufer wieder heraus, um sich aufs neue hinzusetzen.

Diese Frau war nur primitiv gebildet. Wenn ein Brief nicht in deutscher Schrift, sondern mit lateinischen Buchstaben geschrieben war, mußte sie sich ihn vorlesen lassen. Aber ihrer Herzensbildung that das keinen Abbruch. Sie hatte im Leben gelesen, hatte verstanden, was sie las und war dadurch weiser geworden, als man es in der Schule wird. Ihr Mann war ein wohlhabender Bauer gewesen, hatte sich aber zu weit hinausgewagt; es war zum Umschlag gekommen. In den bescheidenen Umständen, in die sie so gestoßen wurde, fand sich seine Frau gleichsam wieder zu Hause; denn sie selber war armer Leute Kind gewesen. Nach dem Tode des Mannes, der die Wende des Glückes nicht lange überlebte, gründete sie das Spezereigeschäft und erzog ihre unmündigen Kinder mit ihrer Hände Arbeit, und wo sie nicht ausreichte, in reinem Gottvertrauen, das sie nicht in einer Schwierigkeit im Stich ließ. Aus allen ihren Kindern war etwas tüchtiges geworden. Zwei Söhne, der eine Landwirt, der andere Kaufmann, waren glücklich verheiratet; ebenso die eine Tochter. Die andere versah eine einträgliche Stelle im eidgenössischen Postdienst. Ihr größtes Glück war es aber, daß ihr Jüngster, der Traugott, die geistliche Laufbahn eingeschlagen hatte.

* *
*

Traugott Müller war auswärts Hauslehrer gewesen, nun aber Bezirkshelfer geworden und wohnte in dieser Eigenschaft bei seiner Mutter, bis er eine Pfarrstelle fand. Eine, breite, untersetzte, saftige Gestalt und mit dem runden, rotbackigen Gesicht seiner Mutter Sohn, war er trotz dem in Gang und Ausdruck schwerfälligen Wesen ein kluger, tüchtiger Mensch. Wir wurden bald gute Freunde und standen auf Du. Als nun damals Hedwig Roth auf dem Kirchhof mir treuherzig einen Besuch bei Mutter Müller vorschlug, versprach ich ihr, auf den Abend hin dort zu sein. Ich fand sie dann auch bei Traugott und der Alten in der Küche sitzen; dort gefiel es der Frau von ihrer Wohnung weitaus am besten. Kein Stäubchen, kein Spinnweb, keine Rußflocken, der rote Backsteinboden sauber ausgekehrt, die getünchten Wände so rein gehalten, daß sie leuchteten. Auf dem Brett, das um den Rauchfang lief, grobes, irdenes Bauerngeschirr, rot oder Naturfarbe, zwischen Tellern, Pfannen und Kuchenmodeln aus Zinn oder Kupfer; am Herd strahlten die messingenen Knöpfe und Riegel, daß er als das reine Ziermöbel zur Geltung kam; auch wurden über Nacht stets einige Topfpflanzen auf Simsen und hölzernen Gestellen in der Küche untergebracht. Von allen diesen Dingen war der kleine Raum so vollgestellt, daß eben noch Platz blieb für den Tisch und uns vier Leute, die um die Lampe saßen. Hedwig hatte der guten Frau den „Landvogt von Greifensee" erzählt, und da fand ich die drei über eine altväterische Urkunde hingebeugt. „Das ist das Schützenbrevet meines Großvaters," rief Traugott zu, „mit der eigenen Unterschrift des Obristen Landolt." Lebhaft nahm ich das Dokument in Augenscheine es konnte kein Zweifel bestehn. Schon hüpfte Hedwig mit geschlossenen Füßen wie ein Gummiball drei Mal vom Boden auf und rief: „O seht ihr, dann ist gewiß auch die schöne

Figura wahr, wenn Sie es auch nicht glauben wollen, Herr Pfarrer!" Dabei verfiel sie in einen zierlichen Menuettschritt, indem sie zugleich mit gespreizten Fingerchen ihr Kleid leicht anfaßte und gleich einer Empiredame sich herumbewegte, auf dem Backsteinboden, aber zwischen Blumentöpfen. Schließlich zog sie einen kleinen Spiegel aus der Tasche, um Figura auch in ihrem neckischen Spiel nachzuahmen. Da warf ihr aber das Glas schwarzes Haar zurück, indessen Figuras goldige Locken ihre Phantasie durchschimmerten. Enttäuscht ließ sie den Arm sinken und setzte sich zu Frau Müller, die immer ruhig fortstrickte. Plötzlich mußte dem Mädchen ein Einfall durch den Sinn gefahren sein; ungestüm umschlang es die Alte und flüsterte leidenschaftlich auf sie ein. Diese wurde verlegen und wehrte ab. Aber Hedwig bestürmte sie und raunte es dann Traugott zu. Endlich rückte sie mir gegenüber heraus; Frau Müller habe in ihrer Jugend einer Zigeunerin das Wahrsagen abgelernt: ob ich denn etwas dagegen hätte, wenn sie einmal Karten schlüge; es sei ja alles nur Spaß. Was sollte ich dagegen haben! Und als nun Hedwig ihrem allerdings um Jahre älteren Jugendgespielen angelegentlich winkte und deutete, holte er im Laden vorn drei Kartenspiele und schob sie seiner Mutter zu, die sie unter Widerstreben und Beteuerungen an sich zog. Voll Bewegung setzte sich Hedwig neben sie. Das Dachshündchen sprang ihr auf den Schoß und schnubberte neugierig mit der Schnauze über den Tisch. „Ja, Bärli!" rief sie dem Tiere zu, es streichelnd und liebkosend, „jetzt wollen wir sehen was aus uns werden will." Frau Müller warf einen Seitenblick auf Hedwig und machte sich ans Geschäft. Sie mischte, ließ abheben, mischte wieder, legte vier Zeilen von je vier Karten auf, traf nach bestimmter Regel eine Auswahl, ließ Hedwig drei Blätter ziehen, schoß ebensoviele aus, nahm

die gezogenen auf und wiederholte das dreimal. Als sie das Ergebnis umlegte, lagen drei Könige nebeneinander. „Der Herzkönig ist in der Mitte," interpretierte sie, „der Liebste also auf dem rechten Fleck. Er ist auf beiden Seiten von zwei Freunden flankiert, doch kann ich nicht sagen, ob es Ratgeber sind oder Nebenbuhler." Sie griff zum zweiten Spiel und befolgte für mich dieselbe Manipulation. Blieb ein Rest von vier Karten. „Herzdame: bedeutet die Liebste. Eckernaß: bedeutet große Reise. Eckernzehn: bedeutet Brief. Kreuzaß: Sapperlot, Herr Pfarrer, daß ich so sagen muß!" Dem dritten Spiel, das Traugotts Lose enthielt, entfielen zuletzt drei Karten, alles Damen, Herz in der Mitte. Uebersah man das dreifache Ergebnis, so überraschte auf beiden Seiten die auffallende Ergänzung von Traugotts drei Damen zu Hedwigs drei Königen, während ich mit meiner reicheren aber unverständlichen Konstellation ohne alle Vergleichungspunkte einsam in der Mitte blieb.

Um halb zehn Uhr kam der Oberst, um Hedwig abzuholen. Er steckte aber noch ein Pfeifchen an und bat um ein Lied. Traugott zog seine Zither hervor, die er leidlich handhabte, während Hedwig die Volkslieder dazu sang. Der Oberst rauchte, Frau Müller stopfte an ihren Strümpfen. Bei einem letzten sentimentalen Gesang, der in den Dorfchören eben an der Mode war, glich nun Roth die betrübte Wirkung des Kehrreims, der in die Klage um verlorenes Lenzglück ausklang, durch einen improvisierten drolligen Abgesang aus. Da er ihn überdies mit einem gewissen anzüglichen Accent vortrug und dabei zwischen seiner Tochter und mir vielsagende Blicke schießen ließ, verfiel Hedwig wieder in dieselbe tödliche Verlegenheit, in die sie seiner Zeit das Wurstherz versetzt hatte. Sie paßte einen Augenblick ab, wo sie sich nicht beachtet sah, und als nun Traugott an der Zither herumstimmte,

der Vater hingegen Frau Müller ins Gespräch zog, trat ihr, Hedwig, für einen Augenblick die ganze Empfindung sichtbar in die Züge. Ich nahm den Blick in Empfang, wußte aber nicht recht, was damit anfangen.

Und als ich dann wieder in meinem Pfarrhause war, in dem nun Niemand mehr waltete, als die alte, mürrische, halbtaube Haushälterin Marianne, die mich nun auch offenbar wegen der Verspätung mit unmißverständlichem Brummen empfing, da wurde mir unter dem Eindruck des eben verbrachten Tages klar, welche Wendung mein Leben mit dem Tode meiner Mutter genommen hatte. Die tiefe, natürliche, durch keine Verstimmung getrübte Trauer der ersten Tage wich nun einer Unzufriedenheit. Wie sollte es nun in Zukunft werden? Sollte das meine Gesellschaft bleiben, so artige Leute es auch waren? Sollten die Müller und die Roth auf immer mein nächster und täglicher Umgang sein?

Einige Kleinigkeiten im Verkehr mit Traugott Müller erhöhten in der Folge noch mein Unbehagen. Er hatte nun einmal eine ganz andere Erziehung als ich und daher andere Begriffe von Lebensart. Er unterließ keine Gelegenheit, seine geistliche Würde im Dorfe neben mir geltend zu machen, ja seine Fähigkeiten sichtbar herauszustreichen und mich gerne als den vornehmen Herrn hinzuhalten, der aus Liebhaberei Geistlicher sei, während er, der Bauernsohn, beim Volke nicht in einer Gastrolle auftreten werde, wenn er erst einmal gewählt sei. Als sei ich überhaupt nur halb bei der Sache und nicht allzu ernst zu nehmen. Dabei benutzte er nach wie vor in aller Unbefangenheit den Zutritt, den er bei mir genoß, kam zu allen Tag- und Nachtzeiten zu mir auf die Pfarrstube, ja drang sogar in mein Schlafzimmer ein. Wie vor einem verkappten Spion konnte ich ih. gegenüber ein geheimes Mißtrauen nicht überwinden, konnte mich aber auch nicht entschließen, ihn offen

auf meinen Verdacht anzureden. Er wurde immer gleich so pathetisch und spielte auch an sich unscheinbare und einfache Dinge unfehlbar auf letzte Gewissensaktionen, auf Wahr oder Falsch, auf Ueberzeugung oder Heuchelei hinaus. Jeden Augenblick, den er gerade durchlebte, schien er für enscheidend zu halten, unterstrich er sozusagen durch ein gesteigertes Bewußtsein von seinem Thun und Lassen. Und wen dieses Benehmen zu Zweifeln an seiner Lauterkeit geführt hätte, der konnte sich handkehrum versichern, wie alles das nur naiver Uebereifer war; so gerade sah Traugott mit seinen Augen in die Welt hinein. Man konnte ihm nicht böse sein, er wollte wirklich das Beste. Ich aber, meinerseits überreizt wie ich damals war, wiewohl nicht ohne den aufrichtigen Wunsch, mich in dieses Betragen zu finden, wußte doch mich der langsamen Entfremdung nicht zu entziehen, die seit Traugott Müllers Anwesenheit in seinem Heimatsdorf nun von allen Seiten über mich kam. Ich meinte, es sei doch sehr zweierlei, was er wolle und was ich wolle. Und da ich nach einer einmaligen gründlichen Auseinandersetzung mit ihm keine Lust mehr empfand, dergleichen Szenen des weiteren aufzuführen, und übrigens auch gegenüber der Außenwelt den Schein nicht scheute, als streiche ich vor ihm die Segel, so ließ ich ihn in seiner Wirksamkeit, die er neben mir her zu entfalten begann, unbehindert gewähren, ja ermunterte ihn dazu, indem ich ihn zu Gastpredigten einlud und hörte sogar das harmlose Lob seiner Gemeindegenossen nicht ungern. Das wäre allerdings eine an Schwachheit grenzende Selbstverleugnung gewesen, hätte sich nicht in Wahrheit mit diesen Empfindungen ein stiller Hochmut insgeheim von meiner bisherigen treuherzigen und unbescholtenen Amtsführung losgelöst und meine Gesinnung unter der Hand mit nicht unbedenklichen Gedanken erfüllt. „Nun also,“ sagte ich mir und steckte dabei die Hände

in die Hosentaschen, „wenn dieser bausbackene Geist den Leuten hier genügt, dann bin ja vielleicht ich zu etwas besserem da.“ Und ferner: „Traugott mag ein ganz gescheiter Mensch sein und als Theologe vielleicht mehr los haben wie ich. Aber er weiß nicht, was Sehnsucht ist. Der Wunsch nach Frau und Pfründe ist noch lange keine Sehnsucht.“ Und so fing ich an, mir die Welt in einsamen Stunden träumend zu übergolden, nicht habgierig mit irdischem Trugprunk, sondern gewissermaßen mit dem Goldstaub, der den Engeln, wenn sie unter dem Himmel hinflogen, von den Fittichen gefallen war.

* * *

Nicht Zweifel an Gottes Güte machten mir Not. Beruhte doch mein ganzes Wesen auf der Zuversicht, daß über den menschlichen Geschicken eine höhere Macht waltet und daß diese Macht für uns ein Herz hat. Ich hielt das für Wahrheit, nicht weil man es mir gesagt hatte, sondern weil ich es glaubte erfahren zu haben. Dagegen wurde es mir immer schwerer, mich in ein Christentum zu finden, das öffentliche Anstalt war. Ging nicht im Dutzendwesen gemeinschaftlicher Andacht der Gottesempfindung ihr zarter Flaum verloren? Konnte sich der Geist meistern, immer gerade wenn es zur Predigt läutete, am empfänglichsten zu sein? Sehnlich verlangte mich nach einer Zeit, wo ich mein Geheimnis still verborgen in der hintersten Herzensfalte in mir herumtrug. „Du hast die Kirche nicht nötig und die Kirche hat dich nicht nötig!“ fing ich mir zu sagen an. Im Überschwang dieser Empfindungen ging ich spazieren. Im Grünen erholte ich mich von was es sein mochte. Während ich im Thale zwischen den wogenden Feldern hinschritt, sah ich zu meiner Kirche hinauf und überlegte wie es wohl wäre, wenn sie zusammengerissen würde. Dann wäre die Kirche von Rudiswyl zerstört,

und doch die Kirche nicht, nur der Bau, der ihr zur Versammlung diente. Ich übertrug diese Erwägung: wenn durch Gewalt oder eigene Einsicht die äußeren Merkmale der Kirche aufgehoben wurden, kirchliches Amt, Pfarrstellen, studierte Predigten, war es dann um das Christentum geschehen? Fromme Menschen gäbe es doch gewiß nach wie vor. Nur hätten sie ihr Obdach verloren. Oder besser: sie befänden sich unter freiem Himmel. Solchen Gedanken nachgrübelnd stieß ich unversehens auf Johann Jakob Gäbeli. Er hatte den Jauchewagen in den Runkelrüben stehen lassen und trat nun schwerfällig auf mich zu. Die komische Feierlichkeit seines Auftretens verriet, er komme in einer großen Sache.

Gäbeli war ein wunderlicher Stallknecht. Im Dorf galt er für verschroben. Man hieß ihn zwar nicht offen heraus verrückt, deutete aber nach der Stirn und gab hinterher durch eine verneinende Handbewegung zu verstehen, es sei da oben nicht alles richtig. Ich schätzte den Gäbeli jedoch schon als regelmäßigen Kirchgänger, und so oft ich mit ihm sprach, immer hatte ich den Eindruck, es sei ein origineller Kopf. Denn wenn es, wie wohl nicht häufig, jodoch ab und zu vorkommt, daß Bauern über religiöse Dinge philosophieren, so ist es gewiß unerhört, einen Stallknecht zu finden, der über diese Rätsel nicht etwa spekuliert, sondern ihnen auf dem Wege historischer Forschung beizukommen sucht. Gäbeli hatte sich aus Gottfried Arnolds Ketzergeschichte, die er bei einem Trödler erstand, und aus neueren Schilderungen respektable kirchengeschichtliche Kenntnisse angeeignet und auf diese sein Urteil über die gegenwärtige kirchliche Lage gebaut. So machte er gelegentlich einem förmlichen Haß gegen das apostolische Glaubensbekenntnis Luft und verurteilte es, wie er sagte, kraft einer von der Gnade Gottes erhaltenen Offenbarung zum Feuertode. Die Konzilien hätten es gut gemeint; aber diese von

ihnen geschaffenen Glaubensformeln verfehlten ihren Zweck vollständig und führten zu Spaltungen statt zur Eintracht. Als Glaubensformeln möge füglich von ihnen gelten, wie man scherzhaft vom Kanonengießen sage: man nehme ein Loch und schlage Messing darum, es schaffe Namenschristen, Glaubensköpfe; aber es bevogte das reine Evangelium und binde es mit dem Konfirmationsgelübde noch hinterher in Ketten. Gingen doch seit Jahrhunderten alljährlich eine Anzahl Jünglinge und Jungfrauen in die Kirche zum Altar und sagten auf das Kommando des Ortsgeistlichen zum Bekenntnis und Gelübde alle schon einstimmig ja. Dabei denken sie im Herzen: „Wenn ich nur erst den Zettel, den Gedenkspruch, so gleichsam die Quittung in Händen habe, pfeife ich nachher.“ Er selber sei so gewesen und wolle sich ja nicht etwa besser machen als die andern.

Gäbeli stand bereits im Schwabenalter. Er hatte ein glattes, gutmütiges, etwas dummpfiffiges Gesicht, kurzes, blondes Haar auf dem kugelrunden Kopf und wasserblaue Augen. Er sprach langsam, bedächtig, mit einer dünnen, weinerlich klingenden Stimme. Beim Gehen erhob er die Füße kaum, sondern schleifte die schweren Holzschuhe schlurpend über den Boden hin. Seine Zwilchkleidung war unsauber und duftete stark. Jetzt als er zwischen zwei Bäumen hervor auf mich zutrat und mich still stellte, geschah es mit einer selbst bei ihm ungewöhnlichen Umständlichkeit. Er drehte seine Zipfelmütze in den Fingern herum, indem er dabei vor lauter Verlegenheit bald einige Worte hervorbrachte, bald aufs neue schwieg. Endlich rückte er heraus. Er spreche in seiner Eigenschaft als Präsident einer in Rudiswyl gestern ins Leben getretenen Zweigniederlassung des Mäßigkeitsbundes vom blauen Kreuz. Der Kampf gegen die Trunksucht sei zwar leider aus der Bibel nicht zu belegen, wo vielmehr der

Wein öfters gelobt und vom Herrn selbst zu heiligen Zwecken verwendet worden sei, auch habe der Apostel Paulus dem Timotheus den Genuß von Wein im Krankheitsfall empfohlen, was übrigens auch die Temperenz auf ärztliche Verordnung hin gestatte. Ich möchte daher dieser zweifelsohne nützlichen und menschenfreundlichen Bewegung meine Teilnahme nicht versagen. Doch sei das, fügte Gäbeli noch verlegener bei, nur die eine, sozusagen amtliche Seite seines Unterfangens, mich auf offener Straße zur Rede zu stellen. Es sei nun auch noch etwas persönliche Gewissensnot im Spiel. Sei er, Gäbeli, doch nun einem kirchlichen Rettungswerk beigetreten, weil er die darin angestrebte Sache für gut halte, so könne er doch je länger, je weniger die kirchlichen Glaubenszuthaten mit in Kauf nehmen: was not thue, seien praktische Erfolge; alles andere sei Unsinn. Ich sicherte ihm meinen Rat und Beistand um so lieber zu, als ich, sobald man den Standpunkt des Laien an den des Beamten tauschte, Gäbeli eigentlich nicht das geringste vorzuwerfen hatte, sondern in ihm einen Leidensgefährten, einen Genossen des schwankenden Glaubens herzlich begrüßte.

* *
*

Nun waren freilich so ziemlich alle jungen Pfarrer in einer gewissen Ueberhebung gegen die hergebrachten kirchlichen Formen befangen und neigten zur Ansicht, daß man ohne Krücken und Stützen sicherer zum Ziele komme. Auch sie waren förmlich eifersüchtig auf reines persönliches Leben und trugen die Forderung, mit der Zeit Schritt zu halten, auf ihrer Fahne. Die Abstriche am alten Lehrbestand sollten durch tadellose Lebensführung eingebracht und auf Grund des energischen Beispiels die Welt dem Christentum aufs neue erobert werden. Alles menschlich Gute, Kunst, Bildung und leibliche Wohlfahrt sollte einen christlichen Anstrich erhalten.

Zeitgemäße Nächstenliebe! Mehr Herz fürs Volk! Die Not teilen mit den armen Leuten. Und zwar auf dem Wege sozialer Einrichtungen! Wohlan denn, von der Kanzel in die Volksversammlung, und keine unfruchtbaren Abstraktionen mehr! Für diese aufgeklärte Losung legte sich auch Traugott Müller mit der ganzen Breite seines Wesens ins Mittel. Als ich jedoch mich unterfing, auf meine Weise für das Recht der religiösen Überzeugung einzutreten, stand ich in seinen Augen als Verräter an meinem eigenen Berufe da.

Gäbelis Brotherr David Joos, der Müller von Rudiswyl, war seinerseits ein Feind der Landeskirche, aber nicht weil sie ihm zu engherzig, sondern weil sie ihm zu weit war. Joos war nämlich Wiedertäufer und fuhr sonntäglich mit der Frau und den älteren seiner Kinder auf seinem Bernerwägelchen in ein zwei Stunden benachbartes Dorf, wo seine Sekte einen Prediger und einen Betsaal unterhielt. Der Mann war einer der rechtschaffensten und friedlichsten Einwohner im Dorfe. Auch Doktor Falk hielt große Stücke von ihm, hob aber, gemäß seiner Art, mehr die humorvollen Züge hervor: daß er, der Doktor, bei einem Krankenbesuche immer die Mühle müsse abstellen lassen, weil bei dem Klappern es unmöglich sei, ein Körperinneres zu behorchen, oder daß die Kinderschar über ihre stete Vermehrung insofern selber nachsinne, als sie zu folgern pflege: die Mutter ist wieder krank, also bekommen wir ein Brüderchen. Da Joos in der Schulpflege das Protokoll führte, ergab sich mein Verkehr mit ihm von selbst. Und schließlich unterhielten wir uns eben doch auch von dem, was uns trennte. Er gestand mir offen, in ihren Augen sei der Pfarrer ein Mietling und habe allein schon als Staatsbeamter gebundene Hände. Auch heiße das doch nicht zu Gott beten, wenn man Sonntag für Sonntag die gleichen Seiten des Kirchenbuches herunterlese. Bei ihnen

gehe es noch von Bruder zu Bruder, man kenne sich, man halte sich warm. Ich trat ihm nicht entgegen, und seit dieser Anerkennung, die wohl meiner Überzeugung entsprach, aber im Grunde nur einer höflichen Äußerung im Gespräch gleichkam, betrachtete mich Joos als einen Gegenstand seiner Bekehrungsversuche. So oft er mich sah, fingen seine blauen himmelhellen Augen zu glänzen an; eine brüderliche Herzlichkeit für mich sprach sich an ihm aus. Er schüttelte meine Hand mit Nachdruck, so oft ich ihm sie gab, und auf seinem glatten, sonnverbrannten faltenlosen Antlitz blitzte eroberungssüchtig die Beschränktheit des Sektierers. Er sprach mir von einem nächsten Sonntag ausnahmsweise um fünf Uhr stattfindenden Gottesdienst. Ob er mich nicht um drei Uhr abholen dürfe: Predigt und Kinderlehre seien ja dann erledigt. Ich lehnte nicht ab, sagte jedoch noch viel weniger zu; mit mir selber ward ich einig, es darauf ankommen zu lassen, ob er mich hole oder nicht. In den drei Tagen aber, die mich noch von jenem Sonntag trennten, ging ich meiner eigentümlichen Lage auf den Grund: vom geistlichen Amt an sich hielten also wir Jungen nichts; Gesinnung und Wandel gaben den Ausschlag. Wer mit seinem Christentume, wie immer er es dann verstand, heiligen Ernst machte, der war doch unser Bundesgenosse, dem gaben wir die Hand. Oder lag nicht darin, daß wir es eben nicht thaten, eine große Halbheit, eine Täuschung über eine gar nicht vorhandene Freiheit. Ich nun wollte wenigstens gerade gehn und nicht ausbiegen, wenn es an mich herantrat. Die Folgen ließen sich dann allerdings nicht absehen, und so hoffte ich denn im Stillen immerhin, der Müller möchte sich des Planes von sich aus entschlagen haben. Wer aber Sonntags schlags drei mit dem von Frau und Kindern besetzten Wägelchen vor dem Pfarrhaus anhielt, war Joos. Er kam mit

einer so selbstverständlichen Miene, mich in Empfang zu nehmen, daß ich nicht nur in Erfüllung meines mir innerlich gegebenen Versprechens, sondern auch aus Freude über den Eifer des Mannes meinen Hut nahm und mitfuhr. Ich saß neben ihm auf dem Kutschersitz, die Familie drückte sich in den Wagenteil zusammen. Wie ein Sieger auf dem Triumphwagen ließ Joos seinen Braunen durchs Dorf traben und knallte mit der Peitsche. Auf der Hinfahrt konnte ich ein Unbehagen nicht ganz los werden; aber die Bekanntschaft mit dem Sektenprediger, der etwa in meinem Alter stand, benahm mir alle Vorwürfe; es war die beste geistliche Rede, die ich seit langem gehört hatte. Der unerlaubte Kollege, im übrigen ein bescheidener, angenehmer, flachshaariger Mensch und äußerlich von einem Staatsgeistlichen kaum unterschieden, erzählte mir nachher auf mein Kompliment hin, was für unermüdliche Ausdauer bei ihnen auf die Ausbildung einer volkstümlichen Beredsamkeit verwendet werde, und wie er sich ununterbrochen übe, durch Lektüre von Vorbildern, englischen besonders, und durch beständige eigene Versuche, Ausdruck und Anschauung in einen möglichst engen und lebendigen Einklang zu bringen. So sei er dann allerdings Herr seines Wortes geworden, daß er es stets zur Verfügung habe und habe auch die heutige Rede kaum vorbereitet, sondern unter dem Eindruck der Stunde gleichsam unmittelbar von Gott empfangen. Müller Joos war selig, und verbreitete noch am selben Abend, er der sonst so bedächtige, den Nachbaren und Jedem, der es hören wollte, die Kunde von meinem Proselytentum bei den Täufern.

Natürlich kam Gäbeli schnurstracks gelaufen und machte mir Vorstellungen. Das sei denn doch stark; Müller Joos sei ja ein braver Mann, er, sein Knecht, könne nicht klagen, der beste Herr, den er je gehabt. Und auch mit dem Hieb auf den pfarrherrlichen

Stand sei er, Gäbeli, durchaus einverstanden. Aber von den Staatschristen zu den Sektenchristen gehen, heiße den Teufel mit dem Belzebub austreiben. Es gebe für mich nun nur den einen Ausweg, Temperenzler zu werden und mich aus den fruchtlosen Glaubenskämpfen auf den Boden reiner Bruderliebe zu flüchten. Ich fand mich mit ihm ab. Am andern Morgen rückte dann Traugott Müller an, mit keiner geringeren Miene, als wie die Ketzerrichter einst ihre Opfer verbrannt haben mögen. Es setzte eine Scene nach allen Regeln geistlicher Kunst. Ich hatte mich hinter meinen großen Lehnstuhl zurückgezogen und hörte ihn an. Die Wanduhr schlug mehr als einmal unterdessen. Endlich pflanzte ich mich vor ihn hin und sagte nur: „Ah! Nun also trittst Du plötzlich ein für die alte Pastorenkirche mit ihrem Amtsgefühl und ihrem geistlichen Selbstbewußtsein. Wenn sie Dir den Einfluß bei den Entkirchlichten hemmt, willst Du sie in Trümmer geschlagen wissen. Das aber hindert Dich nicht, Dich ihrer als Bollwerk zu bedienen, wenn es gilt, vor den außerkirchlichen Rivalen verschanzt zu sein.“ Das sagte ich ihm ohne eine Miene zu verziehn, in eisigem Tone. Da verfiel er in neue polternde Ausbrüche seiner Entrüstung und war schließlich geistig so erschöpft, daß er mich nur noch einen Wolf im Schafspelze zu schelten wußte.

* *
*

Er hatte Recht. Ich war nichts anderes. Nicht in einem gedankenlosen Verstoß gegen Standesrücksichten, sondern in bewußter wenn auch noch verhaltener Empörung gegen eine amtlich vergleichgiltigte Denkweise ließ ich umstürzlerische Gefühle gegen die Kirche verstohlen fortbrodeln. Mein Umgang mit den ländlichen Sonderlingen und Sektierern, dem Schmied, dem Stallknecht, dem Müller, und mit VonStätt

und Falck, den hochgesinnten Freidenkern, erwies sich nun als Unkraut, das der böse Feind über Nacht in den Weizen gesät hatte, wenn nicht geradezu eine elementare Regung meiner innersten Natur vorlag und die in den unbewußten Regionen meines Wesens bisher vorherrschende fromme Herzenseinfalt meiner Mutter nun durch den grollenden Kirchenhaß des Vaters geknebelt wurde. Aber während ich mir auf meinen gänzlich unabhängigen Sinn etwas zu gute that, machte einzig die Freiheit zu gehen mein Urteil möglich und wertvoll. Wär ich auf die Einkünfte meiner Pfarrstelle angewiesen gewesen, hätte meine Mutter noch gelebt, die mich gerne seßhaft sah, schon dann hätt ich Verhältnissen, denen ich noch selber angehörte, nicht so beobachtend gegenüberstehen können. Aber allerdings war auch schon die Entscheidung dem engen Bereiche meines Willens entrückt und Mächten ausgehändigt, gegen die ich nichts mehr vermochte. Meine Vorliebe für Ausnahmen war bei den Amtsgenossen herumgekommen und zum Ueberfluß dann auch noch das ihnen mit Recht anstößige Beispiel durch den Aufwand kleiner Zufälligkeiten vermehrt worden; sogar jener Abend bei Mutter Müller, wo ich mich dem Kartenschlagen nicht widersetzte, wurde mir jetzt als eine absichtliche Begünstigung des Aberglaubens angerechnet. Ihr Sohn Traugott glaubte es seiner Ehrlichkeit schuldig zu sein, überall mit vollen Backen über meine Seltsamkeiten Rede zu stehen; und da ich den kirchlichen Anstand so wenig schonte, durfte er sich dieses Zugeständnis an den freundschaftlichen Anstand wohl gestatten. Wenn nun auf diese Weise mein Ruf bei den Mitgeistlichen schutzlos allen Windstößen preisgegeben war, so hatte ja ferner auch ich nichts gethan, um etwa durch den Eindruck begütigend zu wirken, den ich als Mensch im Verkehr ausübte. Den Umgang mit den Amtsbrüdern hatte ich mehr gemieden, als gesucht; die Wenigsten

kannten mich persönlich, und war ich etwa auf Pfarrkränzchen oder Conventen anwesend, so fiel die Neugier auf, mit der ich mich von theologischen Wortführern weg den menschlichen Originalen der Versammlung zuwandte. Es gab böses Blut, als ich einst mitten in einer lebhaften exegetischen Auseinandersetzung mich davon und an einen alten, braven, fern an einem Tischende einsam rauchenden Landpfarrer heranmachte, der eine große Nummer unter den Bienenzüchtern war und mir nun auf meine Bitte hin seinen im kantonalen Imkerverein gehaltenen Vortrag über die Faulbrut in den Grundzügen noch so gerne skizzirte. Oder ich verlor mich, zu nicht geringerem Aergernis und unter ähnlichen Umständen, mit einem schwachen Redner, aber großen Heraldiker in Erwägungen über das mütterliche und andere, diesem verwandte Familienwappen. Nicht ohne Ursache nahm man mir also meinen Querkopf übel, wenn auch weit übers Maß hinaus die Wirkungen einer solchen eigenmächtigen Gesinnung befürchtet wurden. Da aber die Angelegenheit immer größere Verwirrung zu stiften drohte, je tiefer sie in weitere Kreise drang, so sah sich schließlich der kirchliche Obmann des Bezirks, und das war kein anderer als der reife, milde, ruhige Dekan Maurer, zu einem Vorschlage veranlaßt. Er meinte, es könnte doch auch mir nur angenehm sein, mich wieder in normale Beziehungen zu den Kollegen zu setzen, und da sei es doch wohl das Beste, man spreche sich über das Grundsätzliche an meinem Verhalten einmal in aller Eintracht offen aus; ob ich nicht für das nächste Kapitel einen Vortrag anmelden und darin meinen Standpunkt darthun wolle; alles andere werde sich ja dann wohl finden. Ich war einverstanden und schlug über das Leben des Glaubens im Einzelnen und in der Volksmasse zu sprechen vor.

Mehr Geistliche als sonst besuchten die Zusammenkunft. Ich spürte, kaum hatte ich den Saal betreten, daß man mir mißtrauisch entgegenkam. Eine bittere Stimmung stieg in mir auf. Ich zog mich in einen Winkel zurück und musterte die Versammlung. Sie hatten alle so stehengebliebene Gesichter. Die Verhandlungen begannen, ich erhielt das Wort. Da ich die Wichtigkeit einsah und wenigstens eigenen nachträglichen Vorwürfen vorbeugen wollte, hatte ich besondere Sorgfalt aufgewendet. Ich trug frei vor. Es schlief mir denn auch keiner ein, trotzdem ich über eine Stunde sprach. Aber je weiter ich kam, um so öfter schüttelte einer den Kopf oder seufzte ein Anderer auf, und manchmal ging durch die ganze Versammlung ein allgemeines Murren. Allerdings hatte ich mir Klarheit und Schärfe zur peinlichsten Pflicht gemacht. Die Leute sollten nicht getäuscht, die letzte Folgerung sollte gezogen sein. Auf den Vortrag folgte statt des üblichen Beifalls die peinlichste Stille. Nach Eröffnung der Besprechung fehlte es an Rednern nicht, von denen jeder, je nach Temperament und Gesinnung, seiner Entrüstung oder seiner Betrübnis Ausdruck gab. Hätte sich nun damals das Mißbehagen nicht insgeheim so sehr in mich eingefressen gehabt, wäre mir die Kirche nicht auch äußerlich verleidet gewesen, nachdem starke Zweifel sie mir bereits innerlich zersetzt und zerrissen hatten, wäre ich nicht überhaupt von der Einbildung beherrscht gewesen, mit einem amtlichen Christentum auf immer zerfallen zu sein, so wäre kaum geschehen, was geschah. Nun stand ich im Bann einer unwiderstehlichen Reiselust, die ich kaum ertrug. Auch war ich, heimlicher Gewissensregungen wegen, zu einer ruhigen Darlegung unfähig. Ich fühlte, es sei eine nur zur Hälfte notwendige Handlung, zur andern Hälfte aber ein mutloser, nicht zu rechtfertigender Fluchtversuch. Ueber den Mangel einer schlichten, in sich selbst abgeklärten Gewiß-

heit mußte vielmehr ein theatralischer Anflug hinweghelfen. Wie es sich dann abspielte, würde ich ungern erzählen, auch wenn ich mich dessen noch erinnern sollte. Ich hatte mich zu starken Ausdrücken hinreißen lassen, und die Jungen, vom Schlage Traugott Müllers, und er selber mit dabei, blieben mir nichts schuldig. Wir redeten aufeinander ein, die Dämme parlamentarischen Umgangs durchbrechend, und hätten uns vielleicht zum Aeußersten hinreißen lassen, wenn nicht der sichtbare Schrecken der älteren, würdigen Männer uns davor bewahrt hätte. Ich weiß nur, daß ich außer Fassung war und schon auf dem halben Weg zur Thüre vor der Versammlung stand. „Ich in der Kirche bleiben, wo es so eng ist und so dunkel!“ so rief ich noch aus. „Ist denn Gott ein Gott aus der Nähe, ist er nicht vielmehr ein Gott aus der Ferne, der Gott, der Himmel und Erde gemacht hat? Ich muß Luft haben. Ich muß die Ferne ausmessen.“ Ich stammelte noch einiges. Man mußte mich gehen lassen.

Kaum aber war ich draußen, so entsank mir der letzte Mut. Ich kehrte um und that wieder einige Schritte gegen die Thüre zurück. Sie stand angelehnt. Durch die Spalte spähend und horchend entging mir nichts. Die Sitzung war aufgehoben. Der Aelteste hatte der Sitte gemäß das Schlußgebet zu sprechen. Dekan Maurer schaute gen Himmel, faltete die Hände und sprach mit starker, aber zitternder Stimme: „Herr, wohin sollen wir gehn? Du hast Worte des ewigen Lebens. Erhebe Dein Angesicht über uns und gieb uns Frieden. Geleite Du den Bruder hinaus, der uns verlassen hat. Sei seines Fußes Leuchte und ein Licht auf seinem Pfade. Laß uns nicht sagen: er ist in die Irre gegangen. Laß uns sagen: Du hast ihn anders geführt. Wir streichen ins Leere und haben unsern Lohn dahin als unnütze Knechte. Sei uns gnädig nach Deiner großen Barmherzigkeit. Ver-

wirf uns nicht. Erfüll uns früh mit dem Verlangen nach Deiner Gerechtigkeit und gieb uns über Bitten und Verstehn. Siehe, wir treten vor Dich und strecken die Hände nach Dir aus: Herr erbarme Dich! Jesu Christe, erbarme Dich! Bis ausgegossen wird über uns der Geist aus der Höhe!" So betete der greise Gottesmann in dem ihm eigenen getragenen, singenden Ton. Ich schlich von dannen und fühlte mich alles, nur nicht einen Märtyrer.

Das Gefühl unendlicher Erleichterung verscheuchte freilich jede Reue. Ich vermied es auf der Heimfahrt, Kollegen zu treffen, stieß jedoch noch mit einem freisinnigen Pfarrer zusammen, dessen Gemeinde nicht weit von Rudiswyl lag, sodaß wir eine Zeit lang denselben Weg zu gehen hatten. Er nahm den Vorfall nicht eben schwer. Er lachte und sagte: „Nun, Einer wie Sie kann es sich ja leisten, den Ast abzusägen, auf dem er sitzt." Da gab ich ihm zurück, dankbar, den Unterschied meines Empfindens handgreiflich andeuten zu können: „Auf mich paßt das Gleichnis nicht. Ich sitze auf dem Rücken eines Pferdes. Laßt mich nur in meinem Sattel gelten —" „Schöne Verse!" nickte er, der für einen Kenner galt, als ich die Strophe zu Ende geführt hatte, „sie könnten von Göthe sein." „Sind sie auch," rief ich, „und sind überschrieben: Freisinn." Und so ritt ich denn also, um im Bilde zu bleiben, froh in die Welt hinaus, ‚über meiner Mütze nur die Sterne.‘

Als ich mein Entlassungsgesuch an die zuständige Behörde noch am Abend selber abgefaßt hatte und es des andern Morgens zur Post trug, um es einschreiben zu lassen, trat Falck in die Poststube ein und wußte von nichts. „Raten Sie," rief ich, indem ich ihm den breiten und versiegelten Brief unter die Augen hielt. Einen Augenblick stand er ahnungslos; dann freilich schlossen sich ihm schnell allerlei Andeutungen der letzten Zeit zu der Vermutung zusammen,

mit der er, als er sie aussprach, so ziemlich ins Schwarze traf. Doch war er weit entfernt, mich zu beglückwünschen, wie ich es doch gerade von ihm mit Sicherheit erwartet hatte. Vielmehr zog er wie über einen ärgerlichen Zwischenfall die Brauen zusammen und ließ mich auch alsbald nicht im Zweifel, in seinen Augen sei das unklug und bedenklich gehandelt. Ich aber war meiner Sache sicher und gab in seiner Anwesenheit das Schriftstück aus den Händen, woran er mich übrigens, seiner ganzen Art nach, nie gehindert hätte, sobald ich ihm nicht von mir aus einen Anteil am Entschluß einräumte. Ich sei doch einfach zum Pfarrer geboren, setzte er mir dann auf einem Spazierwege in einer an ihm ungewöhnlichen Erregung auseinander. Für den Freigeist sei ich ja so wie so verdorben, und so scheine es ihm doppelt schade, daß ich nicht mehr die verwunderliche Rätselgestalt bleiben wolle, die mit Gott und der Welt auf friedliche und genügsame Weise im Reinen sei. Mehr und mehr sei ich für ihn ein stilles ungestandenes Wohlgefallen geworden, ein außerhalb dem Treibbeet der Vernunft fröhlich aufgeblühtes erfreuliches Menschengewächs, das aus unbekanntem Samen die ewige Sonne über den Boden gelockt habe. Nun sei sein Glaube an eine Wunderpflanze doch Lügen gestraft, wenn ich selber an meinem Sonnenblumenberuf irre werden wolle. Schließlich erklärte er offen, ich nehme ihm etwas mit meinem Abschied vom Amte und bekundete dabei einen schlecht verhehlten Unwillen, der, so ehrenvoll er für mich war, mich doch betrübte. Als ich mich dann nach Hause wandte und er seiner Wege ging, drückte er mir die Hand treu und fest wie immer.

* * *

Nur schon ein größerer Urlaub hätte vielleicht genügt, mich ins Geleise zu bringen. Aber ich war von der Ein-

bildung beherrscht, mit der Kirche auf immer zerfallen zu sein. Hätt ich eine Frau gehabt, Kinder, Geschwister, Freunde, die ich hätte verlassen müssen. Aber ich hatte Niemanden!

Mein Amt führte mich indes noch an das Sterbebett des alten Schmieds, der in den letzten Zügen lag. Eine innere Krankheit, plötzlich zum Ausbruch gelangt, führte den verwetterten Leib der Auflösung entgegen. Ich teilte mich mit dem Arzt in die Pflege des Hilflosen. Für die Stunden, wo keiner von beiden um ihn sein konnte, hatten wir den Dorfbader angestellt. In einer Nacht, in der ein heftiges Gewitter niederging, kam das Ende herbei. Ich weckte den Wärter. Ein neuer furchtbarer Anfall befiel den Kranken. Der Sturm, dem das Hüttchen am Berghang weit härter ausgesetzt war, als die Häuser unten im Dorfe, rüttelte das kümmerliche Bauwerk und heulte grauenvoll. Die Sparren krachten in allen Fugen. Der sieche Mann drehte sich und wand sich. Er keuchte und stöhnte. Ich flößte ihm Champagner ein und legte Eis auf. Die Linderung zeigte sich. Der Alte versuchte zu sprechen. Das Bewußtsein hatte ihn nicht verlassen, aber es war verdunkelt durch das rasende Fieber und die Seelenängste, die es heraufbeschwor. Sein Geist irrte in Phantasieen. Er glaubte sich in den unwirtlichen Steinhalden des Hochgebirgs zu befinden. Jetzt erkannte er den Pfarrer.

„Pfaff! Pfaff!" ächzte er entsetzt. „Der Pfaff ist da. Der Pfaff will mich töten. Hölle! Teufel! Pfaff!"

Ich legte die Hand auf die glühende Stirn. Ich beugte mich über den Sterbenden.

„Ich bin Freund!" artikulierte ich ihm ins Ohr. Vielleicht verstand er das noch. Der Zuspruch schien in der That ihn aus den Klauen der Dämonen zu befreien. „Ich weiß

den Weg nicht," keuchte er. „Zeige mir den Weg auf den Grat." Ich antwortete das Psalmenwort: „Und ob ich schon wanderte im Thale der Todesschatten, fürcht ich kein Unglück."

Der Alte schloß die Augen, als wollte er schlafen. Aber seine Lippen bewegten sich, und manchmal schien er zu lächeln. Es war kein wildes, knirschendes Lachen mehr, wie er sonst wohl im Fieber von sich gegeben hatte, sondern der stille, friedliche Vorbote der Ruhe. Einzelne der abgerissenen Laute verstand ich: „Es geht . . . aufwärts . . . bald oben . . . es wird heller . . . der Morgen kommt . . . schönes Land . . . den Berg dort hab ich noch gar nie gesehen . . . ganz neue Spitzen . . . hinauf . . ." Eine zeitlang bewegten sich die Lippen noch weiter, als bereits die Stimme versagte. Dann stand das Leben still, und der schneeweiße Friede des Todes verbreitete sich über das Gesicht.

Der Bader machte sich daran, den Leichnam für das Begräbnis zu reinigen und einzukleiden. Ich steckte mir die Laterne an, nahm eine Handsäge von der Wand und ging hinaus an den Saum des Forstes, der einige Schritte oberhalb des Häuschens begann. Mit einigen großen Tannenästen und duftenden Weißdornzweigen beladen, kehrte ich zurück, das Sterbezimmer weihevoll einzurichten. Wir schoben das Bett in die Mitte des Raumes und stellten zu beiden Seiten Stühle mit brennenden Kerzen hin. Die grünen Aeste und die Blütenreiser brachten wir zu Häupten des Bettes, auf der Decke und an den Wänden an. Die Regentropfen, die noch daran hingen, glänzten, als ob es Thränen wären. Durch die Verschiebung des Lagers war das Haupt absichtslos gerade unter die Stelle gerückt worden, wo an einer Schnur ein ausgestopfter Bergadler mit gespreiteten Flügeln von der Decke herabhing. Es war ein Meisterschuß des Alten

gewesen, von dem er gern erzählte, wie er das Pünktchen mit der Kugel aus schwindelnder Höhe herunterholte. Noch sah man, was für ein stolzes Tier es gewesen sein mußte.

Der Sturm stieß ans Haus, daß es jedesmal bis ins Fundament zitterte. In Folge dessen teilte sich dem herabhängenden Vogel eine deutliche Bewegung mit. Er kam ins Schweben, als wäre er lebendig. Der Schmied lag da, wie ein erschlagener Prophet. Eisgrau wallte ihm der lange Bart über die Brust. Der Tag brach an, als Falck kam. Er untersuchte die Leiche.

„Wann starb er?“ fragte er.

„Vor zwei Stunden.“

„Und noch über vierzig Grad! Es steckte eine prächtige Lebensenergie in dem Alten.“

Ich zog den Arzt ans Fenster. Eben ging die Sonne auf, bei der aufgeregten Luft ein ungewöhnliches Schauspiel. Als nun aber ein voller, blutig roter Strahl in die Dachstube drang, traten wir beide zurück, um ihm den Weg nicht zu verlegen und sahen zu, wie er auf das Totenbett fiel und mit dem gelben, gespenstisch flackernden Kerzenschimmer in Streit geriet um das entseelte Antlitz, das er aufs neue schien beleben zu wollen. Ueber den stumm sprechenden Zügen schwebte der Totenvogel geheimnisvoll hin und wieder.

Tags darauf, am Sonntag meiner letzten Predigt, ließen Hans und Verena taufen. Es war ein wundervoller Morgen. Ich stand im Chorrock am Fenster und schaute noch einmal den Zug meiner Kirchgänger an. Zumal bei diesem Sonnenschein war der Anblick wohl im Stande, die innere Sammlung zu vollenden. Eine farbige Schar ohne Anfang und Ende bewegte sich würdig und doch nicht ohne Eile an der hellgrauen Straßenmauer und den Gehöften vorüber. Die

Frauen in Landestracht, die Männer in braunem Tuch und schwarzen, breitrandigen Filzhüten, zu dieser Jahreszeit zudem ohne Oberröcke, in Hemdsärmeln. Vorsichtige trugen ihren Regenschirm unter dem Arm, einen grauen oder einen grünen. Die Glocken schlugen an. Ich nahm die Kirchenbücher und stieg ins Wohnzimmer hinunter, wo die Taufgesellschaft mich erwartete. Am offenen Fenster, über blühenden Zweigen und Morgenduft, hielt Verena das Kind auf dem Arm und summte ihm innig zu. Ihr Gesicht, noch etwas bleich und müde, aber von einem stillen Lächeln überschimmert, nahm sich in altväterischer Spitzenhaube lieblich aus. Das saubere Hemdstück, das Mieder aus schwarzem Sammet mit den schweren, silbernen Göllerketten standen ihr wohl. Neben ihr Hans, lang und stattlich. Er trug eine neue schwarzsamtne blumenbestickte Weste, einen frischen Strauß im Knopfloch und hielt den Hut in der Hand.

Nun zog das Trüpplein durch den Pfarrgarten nach der Kirche empor. Als ich das Innere betrat, verstummten die Glocken und standen die Leute auf. Ich trat hinter den Taufstein. Von der vordersten Bank erhoben sich die Taufzeugen, ein Bursche und Verenas junge Nachbarin. Sie nahm den Schleier vom Kinde auf den Arm und überreichte es im Wickelkissen. Das Wesen wurde nun unruhig. Es stieß lebhaft mit den kurzen Aermchen um sich. Erst ließ es einzelne klägliche Rufe vernehmen. Schließlich schrie es deutlich. In der Regung einer noch ganz dunkeln Lebensempfindung wehrte es sich hilflos gegen den Akt, der an ihm vollzogen wurde. Als das Kind, durch den Paten der Patin zurückgebracht, sich wieder in der sicheren Hut weiblicher Arme befand, wurde es ganz ruhig, hielt die Augen offen und ließ sich, die Fäustchen still übereinander gekreuzt, geduldig von mir segnen.

Dann erstieg ich die Kanzel, um von der Gemeinde Abschied zu nehmen. Kopf an Kopf alle aufmerksam mir zugekehrt saßen sie da. Die weißen, steifen Hemden schimmerten. Frauen und Mädchen hatten helle Blumen im Schoß. Durch die hohen Fenster fiel die Sonne ein und nahm breite Flächen der Gipswände für sich in Anspruch. Etwas leuchtendes lag über dem Kircheninnern.

Auch sonst war die Zeit vor meinem Wegzug äußerlich und innerlich viel bewegt. In einer Pause hatte ich mich zu meinem Lieblingsplatz hinaufgeflüchtet und saß nun traurig an dem Quellchen unter den Nußbäumen. Da hörte ich unten klingeln, bekannte Stimmen nach mir fragen, und als ich hinblickte, kamen Traugott und Hedwig über die Terrassen heraufgewandelt. Als Verlobte, wie ich erriet, noch bevor sie mir's gestanden. Während ich nun mit ihnen am bronzenen Brünnlein saß, dünkte es mich schön, daß das Glück diesmal als Kleeblatt in drei Blättern ergrünt sei. Nun, wo ich die beiden verbunden wußte, schwanden die Sorgen um die Zukunft meiner Gemeinde. Traugott brachte ihr, was mir versagt war, die Pfarrfrau — Grund genug, ihm ohne weiteres Platz zu machen. Und da sie ja beide von jung auf zum Dorf gehörten und mit den Leuten umgingen wie mit ihres gleichen, so mußte doch gleich der ganze Segen beisammen sein. Neben den Reisevorbereitungen benutzte ich die letzten Tage dazu, um Traugott und Hedwig in meine Nachfolge einzuführen. Ueberdies trafen wir hinsichtlich meines Hausrates die Vereinbarung, daß Eßzimmer und Saal blieben wie sie waren und von den beiden benutzt wurden, bis ich mich irgendwo fest niederließ. Für beide Teile brachte diese Bestimmung nicht nur Annehmlichkeiten mit sich, sondern mehr als das, sie war eine äußere Verpfändung unserer Freundschaft. Traugott beschied ich noch besonders zu mir, um ihm die Tauf- und Sterberegister einzuhändigen.

Ich führte ihn an den Kasten, wo das Geschirr für die Sakramente aufbewahrt lag: „Hier ist die silberne Taufschale, hier das Etui mit den Kelchen und in diesen Tüchern die zinnenen Henkelkannen. Und dort das breite Messer, um die Abendmahlsbrote in Streifen zu schneiden. Das laß dann deine Frau thun. Früher that es die Mutter. Nie saß ich ohne ein heiliges Gefühl dabei, wenn sie mit sichern Händen schnitt und beigte. Der feuchte Geruch des schneeweißen Brotes verband sich mir mit der Ehrfurcht vor dem kommenden hohen Festtage.“

Als ich ging in der Fabrik Abschied zu nehmen, fand ich Hedwig im Garten auf dem indischen Stuhl liegen, den ich ihr zum Andenken an meine Mutter geschenkt hatte. War sie von dem Gelesenen so bewegt oder eben aus einem leisen Schlummer aufgeschreckt, sie empfing mich schon mit Verwirrung, und als ich ihr gar vom Scheiden sprach, wußte sie sich nicht mehr zu fassen, sondern brach nach vergeblichen Anstrengungen, nichts merken zu lassen, vor mir in Thränen aus. Sobald ich sie weinen sah, nahm ich sanft ihre Hand und redete ihr zu, wie mein Wesen für die Ferne eingerichtet sei, wie dagegen sie, diesem Thal entsprossen, es als lieblichste Blume zieren möge. Sie lauschte und richtete ihre Augen aufwärts. Die laue Luft trocknete ihr die Wimpern, indes ihre Blicke in dem grünen Laubzelte wandelten, das die alte Buche leise rauschend über uns ausspannte. Sie ermunterte sich vollends, sprang vom Stuhl auf, stellte sich vor mich hin und glühte vor Schönheit und bräutlichem Wesen. Sie öffnete ihre Lippen, ohne jedoch zu sprechen. Ihr Gesichtchen nahm einen lauschenden, rührenden Ausdruck an. Die Augensterne wetteiferten an Bläue mit dem strahlenden Himmel.

„O!“ rief sie schließlich, „er soll kein Dutzendpfarrer werden. Die Fenster müssen offen stehn am Pfarrhaus von

Rudiswyl, damit strömende Luft sei in den Stuben und in den Herzen."

Sie begleitete mich an die Gartenthüre. Noch ein Mal gaben wir uns die Hand.

* * *

Es war ein wunderbarer Sommernachmittag, als ich bergan wanderte. Auf der Höhe, wo der Weg ins Gebirge führt und die Fernsicht nach der Seite, wo ich herkam, sich schloß, schaute ich ein letztes Mal rückwärts. Aber wie es an heißen Tagen zu geschehen pflegt, die Luft gewährte bei der Fülle des Lichts keine Durchsicht. Kaum daß ich mehr die Kirche oder die Fabrik einzeln unterscheiden konnte. Gebäude, Gärten, Ackerland flossen ineinander über. Rudiswyl war ein allgemeiner Eindruck, tief unter mir. Dagegen erschien nun anderswoher eine deutliche Wirklichkeit. Wenn ich geradeaus sah, so dehnte sich der Himmel blau, gleich einer Meerflut, darin aber hatte eine kolossale Ansammlung schneeweißer Wolken stattgefunden, die als festes Eiland im Raume ruhten. Die Insel sah so irdisch aus, daß man kein Bedenken trug, den Fuß darauf zu setzen. Sie war zudem in langsamer Fahrt begriffen und kam immer näher, als hätte sie im Sinn, zu landen und Bewohner aufzunehmen. Erst nachdem ich eine Zeit lang hingesehen, bemerkte ich, daß sich am Rande weiße Streifen abtrennten, einer nach dem andern, daß endlich das mächtige Gebilde in zwei Stücke zerriß und die Trümmer, selber in Auflösung begriffen, ins Unendliche hinausschwammen.

Im Waldhaus von Seligenwald nahm ich Wohnung und besuchte von da aus alle Stätten meiner Erinnerung an Helene Klinger. Dieses und der Uebergang zu einem unbekannten Leben verursachten mir starke Erregung. Damals

taumelte mein Bewußtsein an viel gefährlicheren Abgründen vorbei, als die Klüfte waren, deren Rande ich bei meinen einsamen Höhenwanderungen entlang schwankte. So viel ich mir auch auf die neue Freiheit zu gute that, ich konnte dennoch den Argwohn nicht loswerden, es handle sich nicht um ein rechtmäßig erworbenes, sondern um ein unredliches, erschlichenes Gut. Besser noch einen drückenden und beengenden Beruf als gar keinen! Ich litt unsäglich unter meiner Unabhängigkeit. Die regelmäßige Beschäftigung, die wohlthätig abgemessene Thätigkeit der stündlichen Pflicht fehlte mir an allen Ecken und Enden, und mißmutig fing ich an, den Gründen meiner Thorheit nachzuspüren. Alsbald artete meine Liebe für Helene, ohne daß meine Sehnsucht nach ihr sich vermindert hätte, in ein hämisches Nachrechnen aus; ihr rückte ich es vor, mich aus dem schlichten Segen der täglichen Arbeit heraus in die planlose Unzufriedenheit einseitigen Genießens verlockt zu haben. Erst nach mehreren verzweiflungsvollen Tagen erlebte ich eine unvergleichliche Abendstunde, die mich nicht nur mit mir selber versöhnte, sondern auch für die Aufnahme eines freien und ungebundenen Daseins geeignet machte.

Stundenlang war ich wieder in den Wäldern herumgestürzt, wie ein Rasender, nur um der Geliebten habhaft zu werden, sie zur Rede zu stellen und mit ihr zu hadern wegen alles dessen, was sie mir zu leide gethan habe. Ich wurde förmlich gehetzt von der beständigen Erwartung, dort nach jener nächsten Ecke, dort hinter jenem nächsten Felsen, dort über jener nächsten Böschung müsse ich unfehlbar mit Helene zusammenstoßen. So lief und rannte ich in der glühendsten Mittagshitze über Stock und Stein. Allmählich aber dehnten sich die Schatten; die Sonne stach nicht mehr so sehr. Ich kam mehr im Kühlen zu wandern. Eine gelinde Erschlaffung bemächtigte sich meiner. Ich hörte auf zu hasten und über-

ließ mich einem langsamen, ruhigen Schritte, der mich von ungefähr befiel. An einem hohen, freien Punkte hielt ich gänzlich inne und lauschte. Da stand er die Halden und Hänge hinan, der trotzige Bergwald, und flüsterte mild sein Geheimnis von der Seligkeit in der Stille. Er, der über den Fernen thronte, er sollte mir sagen, wo sie war, sie, die meinen Geist hinwegtrug und ich wußte nicht, wohin. Kreuz und quer war ich gelaufen, ins Gewühl gerannt, durch die Wüste gerannt und konnte sie nicht finden und sie nicht vergessen. Da wurde die prächtige Einsamkeit mein Tröster, und barmherzig umfingen mich die Gewalten des Bergschweigens. Mein Auge öffnete sich für ein Gesicht, mein Ohr für eine Offenbarung — — — — —

Die Sonne war am Untergehn. Tannen und Tännlein glühten bis in die Spitzen. Es leuchtete durch den ganzen Wald. Da — zwischen den Stämmen hervor — was giebt es? Doch nicht sie? Wahrhaftig sie, die Frau meiner Liebe. Und wer bringt sie? Kenn ich ihn? Ich sah ihn schon. Mein Bruder? Aber ich habe ja keinen Bruder.

„Kennst du mich?“ sagt er. „Sieh her! Findest du's nicht, wer ich bin? Dustehst vor dir, du selber. Freilich nicht du, Mensch aus Staub und Thon, der arbeitet, weil ihn hungert, der sich in Decken hüllt, weil ihn friert; vielmehr du, frei von Erdenschwere, die Welt umwandernd im Flug der Gedanken und mit der Schwungkraft der Hoffnung. Ich bin deine Ahnung, bin was Bestes an dir ist, was wächst und sich rüstet für ein anderes Leben.“

So der Jüngling. Ich selber aber, längst bin ich in ihren Anblick versunken. Sie sitzt mir nahe auf moosigem Fels, im hellen Kleide, das ich an ihr liebte, der eine Fuß vorschreitend, die Hände auf dem Knie. Mich grüßt sie. Mich schaut sie an, die Seele im Blick. Von nicht irdischer

Schönheit. Sie müßte zerfließen, umfing ich sie. Horch, sie spricht! Tönendes Silber — sie spricht:

„Deine Liebe, mein Lieber,
Hat mich erschaffen.

„Sie hieß mich wandern
Außerhalb des Leibes.

„Ihr, die Menschen, seid getrennt.
Wir, die Geister, gehn Hand in Hand.

„Ihr eßt nicht am selben Tisch,
Ihr ruht nicht an gleicher Stätte.

„Wir aber, euere Urbilder,
Licht-Ich und Licht-Du,

„Wir umwandern die Welt,
Wer will uns scheiden?

„Wir schwebten dir vor,
Des Nachts im Traume.

„Heut, einmal, ward dir die Stunde,
Uns wach zu schaun, von Angesicht zu Angesicht.

„Ich danke dir, daß du sie liebst:
Denn deine Liebe schuf uns.“

Sie schweigt. Sie ist aufgestanden. Sie richtet sich auf in der Haltung einer Königin zu ihrem herrlichsten Anblick. Sie schaut von mir weg in die Lande und schaut, die volle Glut ertragend, mitten in die glühende Sonne. Sie ist glänzenden Leibes geworden, in Purpur getaucht; das Abendrot hat sich an ihr gesammelt. Sie deutete mir, in die Ferne zu sehn. Gehorsam verkürzte ich nun ihren Anblick und kehrte mich den Thälern zu. Da sind sie auch schon verschwunden, sie und der Jüngling. Aber noch lange leuchtete die Spur im Walde nach.

Die Einsamkeit sang und rauschte, um mir die Kunde in Musik zu hüllen. Der Abend leuchtete im Duftglanz, um mein Geheimnis in schimmernder Hülle zu bewahren. Dort, am äußersten Wolkenrande der Erde winkte mir Hoffnung, grüßte mich Glück. Von den Ewigen erging der Ruf an mich. Wohlan in die Ferne! Weit über mich selber hinaus!

## Siebentes Kapitel.

Im Eisenbahnwagen nach Florenz las ich Dantes Schrift vom neuen Leben. Da berührte mich jemand an der Schulter. Es war VonStätt. Er hatte mich beim Zugwechseln in Modena bemerkt.

„Hätten wir das gewußt," rief er aus, „eben habe ich meinen Schwager Monfort und Lucie in Mailand verlassen; sie reisen nach Hause."

VonStätt und ich hatten verabredet, den Winter in Rom zu verbringen. Doch wollte ich zunächst auf eigene Faust reisen und ihm dann Nachricht geben. Schon hatte ich Italien in einem ersten Eindruck auf mich wirken lassen. Ein ganz gewöhnlicher Werktag, einer von den tausenden. Aber für mich ein Fest der Sonne und der bunten Farbe und des jauchzenden, nicht zu ermüdenden Lebens! Ich kam von den Seen her und hatte mit Verona die erste italienische Stadt betreten gehabt. Und was ich an jenem einen Sommerabend in mich aufgenommen habe, bestimmte auch nun, am folgenden Tage, noch meine ganze Gefühlswelt. Es war etwa folgendes gewesen.

Die sinkende Sonne erfüllte die Luft. Aus einer der weißen menschenleeren Straßen stahl sich ein Gäßchen seitab; gleich bog es selber wieder irgendwo ein, sich in einem verfallenen Hause zu verfangen. Wildes Weinlaub hing an den Mauern herunter. War die Tünche abgefallen, so wucherte die Höhlung von buntem, blühendem Kraut und auch an den

beiden Häusern, deren Hinterseiten das Höfchen bildeten, waren die Geländer der vielen Altänchen, Erkerchen und Simse von allerlei rankendem Gewächs umsponnen. Großes und kleines Volk saß zwar genug zu ebener Erde an den Fenstern und auf den Balkonen, aber noch im Bann der heißeren Tageszeit. Sie regten sich kaum die Frauen und die Kinder. Bis ein Mann, der an einem Riemen eine große Harfe trug, in den Hof kam und anhub zu spielen. Da begann das helle Leben. Alles sprang auf, nach der Musik zu sehen. Unten umstand die Schar der Kleinen den Harfner: Jungen, keine drei Käse hoch, der eine mit einer drolligen Nachtmütze, der andere in einem Flügelrock mit langen Schößen; dem Kleinsten hing gar ein Zipfelchen Hemd hinten zum Höschen hinaus. So oft ein Stück zu Ende war, schrieen die Munteren Bravo. Andere klatschten in die Hände oder suchten dem Mann das Kupfergeld zusammen, das von allen Seiten klingelnd auf das Pflaster fiel.

Ich besuchte dann den alten Herrengarten vor der Stadt. Am römischen Brunnen sprang das Wasserspiel. Zuoberst spendete eine Urne aus vier Röhren das Wasser, eine breitere Muschel empfing es, wo es sich ruhend ausdehnte, dann vom nachströmenden verdrängt, als silberner Ueberzug den braunbemoosten Rand überrann, um sich, an den dicken Köpfen steinerner Seeungeheuer hinab in die flache, unterste Schale zu gießen. Ich stellte mich neben den Brunnen und sah vor mich hin. Zunächst umgaben ihn wohlgepflegte Zierbeete, im Stil der großväterlichen Zeit. Auf das anmutigste wechselnd, kreisrund gebogen, gerade verlaufend oder in spitzen Winkeln ausspringend bewegten sich die grünen Buchsborte an dem mit gelbem Kies bestreuten Wegen hin, die in sich wieder ein zierliches Labyrinth ergaben. Links war die Gartenmauer von blühendem Spalier überdeckt und das

Gartenhäuschen, das sie fortsetzte, bis unters Dach mit Grün eingesponnen. Von ihm weg zog sich ein langes, schmales, schnurgerades Beet einwärts; es war mit Flachs besät, und da er eben blühte, hielt es den bunten Ziergarten als ein himmelblauer Gürtel zusammen. Auf der andern Seite war der heitere Gartenbezirk abgegrenzt durch die Cypressenallee, die vom Thore den Garten hinauf an den Fuß der Terrasse führt. Die schönsten Cypressen weit und breit! Jeder einzelne Baum erhob seinen grünschwarzen Wipfel zu erstaunlicher Höhe. Den Orangenblüten entströmte heimliche Berauschung. Eintönig melodisch klang vom Brunnen der plätschernde Strahl. Ich überließ mich dem Eindruck. Es schläferte mich in eine andere Welt hinüber. Etwa als läse ich einen Eichendorff'schen Roman. Rings umher architektonische Formen altmodischer Gänge, hohe, feierliche Alleen, Springbrunnen und künstliche Blumenbeete mit Päonien und prächtigen Kaiserkronen. Als hätte ein Zauberer über Nacht seine bunten Signaturen über das Grün gezogen und säße nun selber eingeschlummert in dem Labyrinth beim Rauschen der Wasserkünste und träumte von der alten Zeit, die er in seine stillen Kreise gebannt hat.

Abends im Gasthof ließ ich mein Zimmer finster und rückte behutsam einen Stuhl auf den Altan hinaus, um durch Licht und Geräusch den friedlichen Anblick nicht zu stören, den ich beim Oeffnen der Fensterthüren vorgefunden und nun statt der vorgehabten Ruhe noch in aller Heimlichkeit zu genießen beschloß. Vor meinem Balkon lief eine schmale, verlassene Gasse senkrecht in die fast ebenso enge ein, in der ich wohnte. Das Eckhaus bildete ein Rokokopalästchen, über dessen Fenstern ich schon bei Tage allerlei Blatt- und Blumenstücke anmutig ineinandergeschlungen hatte prangen sehen. Die rosaroten Läden waren geschlossen gewesen; nun

stieß man sie auf. Ich sah in einen kleinen erleuchteten Saal. Die hohe Thür stand nach einem nicht breiten Altan hin offen. Das Licht der Zimmerlampe und schräg von unten her der trübere, gelbe Schimmer der Straßenlaterne bestritten sich in der Beleuchtung des Dunkeln. Zwischen großen Blumentöpfen nur an den Schatten kenntlich, die sie warfen, war der Rücken einer sitzenden, weißgewandeten Gestalt hell angestrahlt; von dem Mädchenkopf, der sich lebhaft hin und her wendete, warf das glänzend schwarze Haar wenn auch nur schwach gespiegelte Lichter zurück. Eine junge Stimme rief hinein. Ebenso frische antworteten. Noch drei Mädchen kamen herausgeschlüpft. Sie reichten der Sitzenden eines der Gläser; als das Krystall durch den Bereich des Lichtes ging, funkelte die Flüssigkeit hellgrün auf. Die eine, groß und schlank, lehnte an der Mauer, sodaß sie, von der Zimmerlampe nicht beschienen, in der ungefähren Helligkeit der Laterne hauptsächlich als plastische Figur wirkte. Neben ihr stand die Gefährtin frei da, sie nun im Raum des hinausdringenden Lichtschimmers, der ihr auf der Wange, dem Hals und den weißen Busenfalten des Gewandes lag. An der Seite der Sitzenden gemächlich über das Geländer hinausgebeugt, gewährte sich die Dritte quer von der Seite als Schattenriß, indem der ganze Oberleib, aber namentlich die feine Gesichtslinie und die zierlich im Glase ruhende Hand, selber dunkel, auf der ungewissen Entfernung der sich in einigen Gaslichtern verlierenden Gasse abhob.

Die Mädchen plauderten hörbar, doch unverständlich; sie hatten sich heimliches zu sagen. Zugleich tönte es aus dem Eingang des Gasthofes von dem Konzert herauf, das hinten in der Gartenwirtschaft ein reisender Sänger mit Saitenbegleitung gab. Eine edle Männerstimme von nicht gewöhnlicher Kraft und Höhe unterbrach die Stille mit ihrem

Wohlklang. Jetzt verharrte sie hoch oben auf einem hell-schimmernden Tone und eilte dann mit Leidenschaft dem Ende zu. Der ferne Beifall war verrauscht. Die Mädchen schwiegen. Das nahm, irgendwo in unsichtbaren Zweigen, eine Nachtigall wahr und begann auf das allerherrlichste zu schlagen. Und schon fing es drüben wieder zu flüstern an. Und schon rührte sichs aufs neue in den Saiten der Mandoline, während doch nun der singende Vogel alles überklang.

* * *

Nun genoß ich also unter VonStätts kundiger Führung lange Monate hindurch Kunst und Natur des einzigen Landes. Bald ging mir die ganze Seligkeit des neuen Zustandes auf. Was war doch das für ein anderes Dasein, ruhig sich hinzustellen und offenen Auges zuschauen, als halbblind auf ein geglaubtes Ziel hin loszuhasten. Reines Sehen der Welt, wie sie war, heitere, unbefangene Lust am Dasein — wie mächtig hatte mich danach verlangt, nun sollte Italien es mich lehren. Vermochte auch alles das, was ich gegenwärtig vor und um mich sah, ebensowenig wie seine große Vergangenheit, die ich mir gleichzeitig durch gründliche Studien aufzuschließen suchte, den Rest wirklichen Glaubens in mir nicht zu töten, also daß ich doch noch öfters heimlich mein Kniee beugte und die Lippen betend bewegte, so war mir dennoch im Stillen bange, mit meinem Glauben an einen persönlichen Gott ein altmodischer, unmoderner Mensch zu bleiben.

Mit VonStätt sprach ich hierüber selten, dann aber gründlich, stundenlang. Ihm erschloß ich mich ganz. Auch er hielt die Religion für die persönlichste Angelegenheit, die sich denken läßt und erwartete mit heiterem Blick das Heil von der Zukunft. Aber den Glauben an ein Übernatürliches wies er streng zurück.

„Ich will Ihr zähes Festhalten an der Religion nicht tadeln," versetzte er mir, „meiner Überzeugung nach ist das Christentum freilich tot, unwiderbringlich tot und im Zustande langsamer Verwesung begriffen." Die Art, wie er seinen Atheismus begründete, war vornehm und hatte etwas Verführerisches. Er überzeugte mich, daß der Unglaube nicht oberflächlich machen müsse, daß vielmehr der Weise und Einsame der Herr der Erde sei. Ich war tief ergriffen von der schauerlichen Schönheit und dem heiligen Ernst einer Studie, die der Freund mir vorlas:

## Die Fürsten der Welt.

Es war einmal ein Weiser, ein Denkender. Der floh die Menschen und lebte bei den Tieren im Walde. Da begegneten ihm eines Tages drei seltsame Gestalten.

Die eine ein widerlich aufgeputztes Weib in modischer Haartracht, mit gierigen Augen und einem süßlich lächelnden Zug um den Mund, das auffallende Kleid mit flatternden Bändern behangen, um die Hüften gleich einem Wespenleib geschnürt, indes der volle Busen unter einem Gehänge von Spitzen unkeusch hervorschimmerte. Sie trippelte und tänzelte in kleinen Schrittchen und erging sich in anstößigen Gebärden.

Neben der Dirne stand ein Mönch in schleppender, brauner Kutte, der den Rosenkranz zwischen den Handknöcheln drehte und dabei den Kopf so sehr vornübergebeugt hielt, daß man nichts wahrnahm, als eine ungeheure Glatze.

Der dritte war vollends eine lächerliche Figur: ein zottiger, behaarter Kerl mit Hörnern am Kopf und grün und blau bemaltem Gesichte, aus dem ungeheuerliche Augen und fletschende Zähne hervorstachen, mit Bocksfüßen und einem Ringelschwänzchen, wo der Rücken zu Ende ist. In den Händen trug er eine dreizinkige Feuergabel.

Der Weise erstaunte über die abenteuerliche Gesellschaft. „Wer seid ihr?" fragte er die Nahenden.

Sie antworteten: „Die Fürsten der Welt."

Da ergrimmte der Weise und schrie: „Pack dich, erbärmliches Gesindel! Ihr Herrscher über die Welt?"

Sie erwiderten: „Du siehst uns nicht, wie wir wirklich sind. Das ist nur der Fastnachtsaufzug, in den uns die Gottesnarren der Erde gesteckt haben."

Aber der Weise befahl den dreien: „Wohlan, ich will euch sehen, wie ihr seid."

Alsobald benahm ihm ein Schwindel das Bewußtsein. Als er sich wieder besann und schauen konnte, was bekam er zu sehen?

Ein schönes, nacktes Weib, schneeweiß, mit blendendem Leibe, einer berauschenden Fülle der Glieder und dem wallenden Haar, das ihr wie ein roter Mantel über den Rücken fiel. Nachlässig stand sie da, eine sehnende Traurigkeit im Angesicht. Um den Mund war ein bezauberndes Verlangen gegossen, als sie ihn aufthat und voller Wohllaut sprach: „Ich bin die Sünde. Wer sich mir ergiebt, dem gewähre ich köstliche Lust." Dabei breitete sie die schimmernden Arme grüßend nach dem Weisen.

Neben dem Weib stand hochaufgerichtet in gebieterischer Haltung das Gerippe des Todes. Es schaute mit seinen tiefen Augenhöhlen unheimlich vor sich hin und sang: „Ich mähe die Menschen dahin wie das Gras." Dabei bestrich es die Sense mit dem Wetzstein, daß es war, als krächzten Raben.

Ihm zur Seite stand ein vollendet schöner Mann, ebenfalls ohne alles Gewand, in majestätischer Würde. Er sagte ruhig, mit tiefer, klingender Stimme: „Ich bin Satan, der

Herr alles Fleisches. Wer zu mir kommt, dem gebe ich die Reiche der Welt und setze ihn über die Schätze der Erde."

Da spürte sich der Weise seiner Sinnen nicht mehr mächtig. Er geriet in inneren Widerstreit und warf sich schließlich voll Verzweiflung vor dem Tode nieder. „Nimm mich weg," rief er, „ich will nicht mehr leben!"

Aber der Tod grinste und sprach: „Raff ich dich dahin, dann bist du nicht vernichtet, sondern frei."

Und er winkte den Gefährten, von diesem abzulassen und weiter zu gehen, nach einer besseren Beute.

* * *

„Damit will ich nicht leugnen," fuhr VonStätt ein ander Mal fort, „daß eine so straffe Geisterorganisation wie die katholische Kirche für die Kultur der Massen ein wertvolles Hilfsmittel werden könnte. Wir bewundern an den Katholiken gern ihre großartige Idee einer alle umfassenden Gemeinschaft. Vergessen wir nicht, daß dies einmal mehr als Idee war, nämlich eine höchst derbe in tausend Dingen spürbare Wirklichkeit. Ich gestehe es offen, ich sehne mich nach dem Mittelalter mit seiner einen Kultursprache, seinem einen Himmel, seiner einen Himmelskönigin. Wenn es einen Schein von Möglichkeit gäbe, durch Rückkehr aller Völker in die allein seligmachende Kirche die Einheit des Abendlandes anzubahnen, ich träte noch heute über."

In der Charwoche besuchte ich gemeinsam mit VonStätt die großen Kirchen. Wir standen oben an der Skala Santa, der Treppe, so sagen sie, über die Christus zu Pilatus geführt wurde; seitdem darf kein Mensch ihre Stufen mit Füßen treten. So rutschen sie denn auf den Knien hinauf, was besonders von Frauen und alten Leuten einen fast unerschwinglichen Aufwand körperlicher Kraft erfordern soll.

Als ich dort stand, fiel eben die Abendsonne voll ein und spielte in dem roten Kopftuch einer jungen Campagnolin und in dem weißen Haar eines Greises, die nun die mühselige Kasteiung fast überwunden und noch auf der obersten Stufe schon mit unbeschreiblichem Verlangen nach dem daliegenden Kruzifix sich ausstreckten, um ihm die Füße zu küssen, und das in einer Rembrandtschen Beleuchtung, wie man sie vollendeter nicht denken kann. „Welche Stellungen, welche Linien!“ rief ich aus. „Bei uns geht alles so nüchtern zu. Nicht einmal gekniet wird im Gottesdienst, was doch nicht nur einen wohlthuenden Anblick gewährt, sondern auch der Andacht den angemessensten Ausdruck verleiht. Und dabei zuckt man überlegen die Achseln über äußerliche Werkheiligkeit und Ablaßkram!“

Am grünen Donnerstag waren wir zur Vesper in Sankt Peter. Die Bilder verhüllt. Der ungeheure Raum fast ganz dunkel. Nur einige riesige Wachskerzen erleuchteten einen kleinen Umkreis und versetzten das Ganze in eine schwächliche, zaghafte Helligkeit. Von fernher, aus dem rechten Querschiff, wo die hohe Klerisei des Kapitels versammelt war, vernahm man das Miserere des Allegri. Ich weiß nicht, wie lange ich in dieser Halbnacht dahindämmerte. Vor mir, um mich knieten Leute. Jetzt ertönt eine Glocke. Auf einem Balkon erscheinen Lichter: man stellt die Reliquien aus; andächtiges Murmeln, Seufzen, und doch über allem herrschend die feierlichste Stille. Da sah ich über mich und mir war, ich sähe in den blauen nächtlichen Himmel, an dem einige leise Sterne schimmerten. Ich sagte mir, es sei die Kuppel, die offenbar bei dieser spärlichen Beleuchtung zu dieser Wirkung gelange. Dennoch war die Täuschung vollkommen; keine Einrede vermochte den Eindruck zu verscheuchen, man habe über sich das nächtliche Firmament. „So geht es mir

einigermaßen mit dem Katholizismus überhaupt", sagte VonStätt, als ich ihn darauf aufmerksam machte, „ich weiß, er ist Menschenwerk; aber wie oft hat er nicht so geschickt auf mich zu wirken gewußt, als wäre es doch der reelle Himmel."

Aber den größten Erfolg erzielte VonStätt mit seinen Diensten eines Cicerone in den Stanzen des Vatikans vor der „Disputa". Wie klar ist mir unter seiner Anleitung das Bild der Bilder geworden! Auf dem Altar steht das Wunder. Ringsherum die Kirchenväter. Halb begreifen sie, halb beten sie an. Ein Alter ohne kirchliche Auszeichnung, vielleicht Tertullian, da der Mönch ihn scheel ansieht, weist nicht nach der Hostie, sondern mit erhobenem Arm über sich hinauf, Ueberzeugung im Angesicht. Ambrosius, die Augen leuchtend gen Himmel gekehrt, deutet mit unschlüssig fragender Gebärde, klar sei es ihm nicht. Daneben Augustin, im unersättlichen Drang nach Wahrheit, hat kaum ein Buch geschlossen und streckt schon die Hand nach einem neuen aus. Links feuert doch wohl Cyprian im Bischofsmantel mit leidenschaftlich ausgestreckten Händen zur Anschauung des Gottesleibes auf. Hieronymus, ins Lesen vertieft, kommt nicht vom Buchstaben los, Papst Gregor dagegen hält den Blick steif auf das Sakrament gerichtet. Um diese Alten und Großen scharen sich die Jünger und Schüler. Schöner könnte die Entwicklung vom Zweifel zum Glauben nicht zum Ausdruck kommen, als auf der Gruppe linker Hand. Die äußersten lesen abgewendet, auf eine Balustrade lehnend, in ihrem Buch; sie deuten den Umstehenden: das könne nicht sein, hier stehe es anders. Einer thut einen Blick über ihre Schultern, aber ohne überzeugt zu werden. Ein anderer hat von ihnen weg bereits den ersten Schritt gegen den Altar gethan. Seine Handbewegung sagt: „Nein, nicht eure irdische Weisheit, nur das Wunder kann mich befriedigen." Ein dritter, das Ebenbild

eines schönen Mannes, beim Altar angelangt, bleibt bescheiden hinter den Vätern stehen. Er will nicht mitsprechen nur empfangen will er und aufnehmen. Noch rührender ist hinter ihm der Jüngling, den die Verehrung auf die Kniee zwingt, der Drang nach Erkenntnis jedoch selbst auf den Knieen noch vorwärts treibt. Neben den Weisen vorbei hat er sich einen Ausblick verschafft auf das Allerheiligste. Dann den Blick empor über den Wolkenboden, wo die obere, die himmlische Gemeinde Sitzung hält. Ja, die Heiligen im Licht, sie brauchen keinen Glauben mehr; sie dürfen schauen. Eine ruhige Verklärung, eine über Erdenzweifel lächelnde Gewißheit macht ihre Züge wunderbar. Und doch haben sie die Erde nicht vergessen; sie halten ihre eigene Versammlung nicht für vollständig, bevor auch jene zur Klarheit erhoben sind. Teilnehmend verfolgen sie die Beschlüsse der irdischen Wissenschaft, einige traurig, andere ungeduldig über den langsamen Fortschritt und die vielen Irrungen der menschlichen Erkenntnis. Und einer bezeichnet, lebhaft mit dem Finger deutend, den Gelehrten, der auf dem rechten Wege sei; doch läßt sich nicht sagen, welchen er meint.

* * *

Sechstausend spanische Pilger waren nach Rom gekommen, daß der heilige Vater sie segne und ihnen einen Landsmann selig spreche. Schon Wochen voraus wußte man, der Papst werde in Sankt Peter zum neuen Heiligen beten.

Vor dem Feste erschien meine Hauswirtin. Früher schön und reich, war die alte Marchesa heruntergekommen und in Kleidung und Haarputz vernachlässigt. Alles hatten ihr die Jahre genommen, Mann, Sohn, Vergnügen und Vermögen, ihr gelassen nur zwei nichtsnutzige Enkel und den Glauben an die heilige Kirche. Sie ging fleißig, womöglich jeden Tag

zur Messe und steuerte, kaum daß sie sich und ihre Pfleglinge mühsam durchbrachte, doch manches Scherflein an Priester und geistliche Genossenschaften. Als Anerkennung dafür erhielt sie Eintrittskarten und Permesse zu den großen kirchlichen Festlichkeiten.

„Signorino!“ sagte sie, „Sie müssen den Papst sehen. Ich bin zu alt, um noch so lange zu stehen. Die Leute würden mich totdrücken und was soll aus Cesare werden und aus Carluggio, wenn ihre Großmama totgedrückt ist. Aber auch er ist alt geworden, der gute, heilige Papa! Dio mio! Als ich das letzte Mal bei ihm in Audienz war, sah er blaß aus und hat gezittert; aber er ist so herzensgut und so heilig.“

„Ach, früher,“ fuhr sie fort und versetzte sich, die Verschiebung der Zeiten in ihrem zergrämten Gehirn nicht mehr achtend, in die Tage des Kirchenstaates, „am San Giovanni, wenn da der Papst von der Loggia des Lateran herab der unzählbaren Menge der Römer und des Landvolks aus allen Gauen die Benediktion erteilte, da hat er noch eine Stimme gehabt, daß jedes Wort des Segens an der Mauer von Santa Croce in Gerusalemme wiederhallte. Jetzt wird er bald sterben. Signorino muß den Papa sehen. Viel Vergnügen!“

Ohne ihr Anerbieten wäre ich dem Spruch verfallen: in Rom gewesen und hat den Papst nicht gesehen. Als ich nach Sankt Peter fuhr, staute sich der Wagenverkehr schon auf halbem Wege. Nach einer zweifachen Kontrolle des Ausweises am Eingange gelange ich ins Innere. Der Riesenraum schluckt Masse auf Masse; fünfzigtausend Menschen in denselben Mauern, unter einem Dach. Ein beständiges gedämpftes Lärmen mit hundert Ursachen: Tritte, Säbelrasseln,

Sporenklirren, halblaute Unterhaltung in allen Sprachen der Welt.

Das Chor ist erleuchtet. Unzählige Kerzen bekleiden die hinterste Wand bis zur Wölbung; es flimmert, als hange ein Schleier aus roten Sternen vor dem Allerheiligsten. Oben in der Mitte der Kuppelgürtung ebenfalls aus Lichtern erstellt, der Name des Papstes. Die Buchstaben erscheinen selbst aus dieser fabelhaften Höhe ungeheuer. In Wirklichkeit muß jeder einzelne ein förmliches Gebäude sein. In der Mitte des Schiffes ist durch Rampen eine Bahn abgesperrt, durch die der päpstliche Zug heraufkommen soll. Die Bürgergarden Seiner Heiligkeit bilden Spalier. Sie präsentieren das Gewehr, wenn ein Mitglied des heiligen Kollegiums mit seinem Gefolge aus der Sakristei in den Vatikan zieht, um den Papst abzuholen. Es wird vier, halb fünf, fünf, viertel nach fünf. Der Lärm wächst. Der rote, schwere Vorhang vor der untersten Seitenkapelle hebt sich und hebt sich wieder, und jedesmal beben die Massen vor Erwartung, ob er's sei, ob er komme. Es tost und braust immer lauter. Schon hat der Aufzug begonnen, der das Erscheinen des Papstes einleitet, Chorknaben, Benefiziaten, Kleriker, Kanoniker, Beamte in allen Trachten und allen Farben, die Ehrenwachen, die Schweizer, die Palastwachen, die Gendarmen, die Nobelgarde. Dies die Vorhut. Dann die hohen Würdenträger, die Bischöfe in violetter Seide, die Kardinäle in Purpur.

Die Menge ist losgebrochen. Sie werfen die Hüte auf, schwenken die Taschentücher in der Luft, sie schreien wie besessen Hochrufe auf den Papst. Aber wo bleibt er nur? Man sieht ihn ja gar nicht? Geht er denn zu Fuß? Wird er nicht getragen? Der Vorhang ist ganz aufgezogen. Da plötzlich mit einemmal ist er da, hoch über allem Volk, auf erhabenem Thron, von den beiden Straußenwedeln überschattet.

Sein Anblick entfesselt die Massen. Sie überschreien sich. Sie rasen vor Glauben an Gott auf Erden.

Huldvoll gegen seine spanischen Gäste trägt er hohe Gala. Zwar ist die dreifache Krone mit all dem Gold und den Edelsteinen ihm zu schwer geworden. Er hat sie der Erzstatue seines heiligen Ahnherrn Petrus aufsetzen lassen. Nur das leichte, weiße Käppchen bedeckt sein fürstliches Haupt. Aber über dem weißseidenen Gewand trägt er den hermelinverbrämten Purpurkragen. In Angesicht und Gebärden spricht sich die höchste Vollendung priesterlichen Wesens aus. Mit ergreifender Hoheit überwindet er die Gebrechlichkeit des Greisenalters und übt ruhig sein gottverwaltendes Amt aus. Die eine Hand muß sich an der Lehne des Thronsessels festhalten. Mit sichtlicher Anstrengung und tief atmend hebt er den Körper jedes einzelne Mal, da er den Segen erteilt. Inbrünstig blickt er gen Himmel, fängt mit der erhobenen freien Hand den herabströmenden Segen auf und spendet ihn, die Hand öffnend in weitausgreifender Bewegung über die Menge hin. Der unerhörte Beifallsjubel scheint ihn zu rühren; er segnet und segnet ohne Unterlaß.

Da, in diesem höchsten Augenblick ihres Lebens, da der heilige Vater an ihnen vorüberzieht und seine Gnade sie berührt, kommt der Geist über die Spanier. Sie heben eine uralte Litanei zu singen an und singen sie begeistert in einstimmigem und doch tausendfachem Chor. Und da darüber der Jubel der andern tosend, zischend, sich brandend ins Unermeßliche anschwillt, so glaubt man durch einen Meersturm hindurch den zuversichtlichen Gesang von Kreuzfahrern zu vernehmen.

Jetzt ist der Zug hinter dem bronzenen Altarbaldachin verschwunden; er hat das Chor betreten, wohin nur Hochstehende Zutritt haben. Und als es nun ganz still ist,

setzt die päpstliche Kapelle mit heiliger Musik ein. Wie Wellenschlagen dringt es durch in den hintersten, verlorensten Winkel.

Das Volk sieht nichts; aber es weiß, daß nun der heilige Stellvertreter Christi niederkniet gleich ihm und zu dem neuen Heiligen betet. Dieses Bewußtsein erfüllt das Herz des Gläubigen. Er kniet am Boden und weiß, er kniet mit Zehntausenden und Zehntausenden und mit dem göttlichen Machthaber der Erde in ein und demselben Raume. Rastlos rinnt der Rosenkranz durch die Hand. Unaufhaltsam fließt die Thräne. Geschäftig murmelt die Lippe.

Unterdessen hat sich draußen auf dem Petersplatz eine so gewaltige Menge Menschen angesammelt, daß, um die Massen in Ruhe zu halten, Militär aufziehen mußte, Karabinieri und leichtes Fußvolk.

Die Feier ist zu Ende. Der Papst hat die Barke bestiegen und ist unter dem erneuten rasenden Vivatrufen aus dem Chor in die Kirche zurückgekehrt. Unermüdlich waltet er des heiligen Geschäftes wieder, jetzt so angelegentlich, daß sein schmächtiger Leib bei jeder Austeilung des Segens bald rechts hin, bald links hin nachgezogen wird. Vielleicht verfrüht ist die hohe eherne Mittelpforte des Hauptschiffes aufgethan worden. Der frische Abend strömt herein.

Als er der Grenze seiner Herrschermacht, der Schwelle von Sankt Peter naht, ist der heilige Vater, vom Segnen matt, in das purpurne Kissen zurückgesunken. Er sieht über Tausende hinweg durch das offene Thor auf den Platz hinaus, wo fremde Waffen schimmern, und auf die Stadt Rom. Da tritt ein tiefer Friede dem greisen Fürsten ins Angesicht. Ganz bleich, schaut er bittend gen Himmel; seine Lippen beben vor leisem Gebet. Zitternd hebt er die Hände auf, nun beide Hände, zum gleichen Segen über die Gerechten und

über die Ungerechten. Und wird dann in den Vatikan zurückgetragen.

Gleich auf der Terrasse steht das italienische Militär, regungslos, Gewehr bei Fuß, eine Mauer. Aber in Kirche und Vorhalle hat die Menge dem scheidenden Heiligen Gottes mit aller Kraft nachgejauchzt und die Bewegung sich den Massen draußen mitgeteilt, so daß noch einmal alles Volk für einen Augenblick wie von Sinnen Vivat schreit.

* * *

Spornstreichs lief ich zu VonStätt und erzählte ihm das Schauspiel. Er lächelte, und zwar wie mir schien, gegen seine Gewohnheit ohne spöttischen Beigeschmack.

„Kennen Sie den Gruß des Perikles an den heiligen Vater?" Er meinte mit dieser Frage jenes Widmungsgedicht, mit dem das Geschenk einer ausgegrabenen Herme begleitet war:

**Perikles zum Papste.**

Einer aus dem Schattenpfuhl
Von den alten Heiden
Wag ich mich vor Deinen Stuhl
Huldigend und bescheiden.

Was uns Griechen Himmel heißt
Und ihr so verachtet,
Birgt noch manchen edeln Geist,
Der Dich fromm betrachtet.

Als er mir den Wohllaut des italienischen Originals leise vorsprach, vermählte sich auf seinem Gesicht geistreiche Überlegenheit mit andächtiger Sammlung, und dieser unvergeßliche Ausdruck ließ unversehens einen leidenden Zug immer deutlicher hervortreten. Aber dessen bewußt wurde ich mir doch erst zwei Tage später, als, allen unvermutet, uns die Nachricht seines Todes traf. Er war einem Herzschlag erlegen.

Wiewohl ich ihm am nächsten gestanden hatte, war ich doch nicht der einzige, den der Verlust empfindlich traf. VonStätt hatte mich einer ständigen Abendgesellschaft zugeführt, der in einer Trattorie eine Glaslaube freibehalten war, — eine Anzahl deutscher Gelehrten und Künstler, von denen jeder, seinem freien Berufe lebend, den andern gelten ließ und im übrigen seiner Wege ging, um es mit einem Wort zu sagen, Leute, denen Rom mehr war als bloß Urkunde und Ruine.

Der Bestürzung dieses ganzen Freundeskreises verschaffte ich einen Ausweg, indem ich Herrn Monfort auf dem kürzesten Wege verständigte. Selber durch Krankheit fern gehalten verfügte er, VonStätts einziger Verwandter, Bestattung auf dem protestantischen Friedhof und kirchliche Einsegnung des Grabes womöglich durch mich. Ich willfahrte ungern.

Als dann in dem feierlichen Cypressenhaine, wo mancher einsame deutsche Mann von bewegtem Schicksal ausruht, nun auch der neue Gast versenkt war und ich Begräbnisliturgie und Segensformeln verlesen hatte, hielt ich eine wunderliche Predigt. Ich wollte den Anwesenden keinen Dunst vormachen und leugnete nicht, der Verstorbene habe sich in der griechischen Welt daheim befunden und griechischer Glanz liege über seinem Leben: „Er wollte es der Kirche nicht vergessen, daß sie seine geliebte antike Kultur zertrümmert hat. Unter der katholischen Vermummung fahndete er auf die heidnische Pracht. Die Prozession am ländlichen heiligen Fest im Süden mit den Standarten, Prunkgeräten und den wallenden schönen Menschen vermittelte ihm die Anschauung eines griechischen Zuges zum Tempel der Göttin. Paulus fand in Athen einen Altar, der dem unbekannten Gott geweiht war. VonStätt ist solch ein Athener gewesen. Er kannte Gott nicht; aber er betete ihn an. Und wollen wir seine goldlautere Freund-

schaft, die uns alle hochbeglückte, in ihrem Werte aussprechen, so bietet sich uns ein griechisches Dichterwort an, das zugleich in der Bibel steht: „Alle gute und alle vollkommene Gabe kommt von oben, vom Vater der Lichter."

Ich schlug das Kirchenbuch auf, las aber von einem eingelegten Blatt die Ode:

Durch ein Zwielicht zwischen den Morgenroten
Führt der Menschen Pfad zum Gefild der Toten;
Müde von der Mächte Geduld und Strafen
Gehen sie schlafen.

Hoch erhaben über den Weltenweiten
Strahlend thront urewig der Herr der Zeiten.
Nie noch schlug ein Sterblicher sich die Brücke
Ueber die Lücke.

Ahnend bloß ein leuchtendes Reich dort drüben
Müssen wir in schwieriger Kunst uns üben.
Schwer, nach Sternenmaß mit Geschick zu kreisen,
Wird auch dem Weisen.

Fleckenlos vermögen sie nie zu strahlen,
Immer haften Spuren von Erdenmalen:
Sei uns doch ein gnädiger Herr und Richter,
Vater der Lichter!

Die Sache hatte ihr Nachspiel, denn es wurde ruchbar, daß ein evangelischer Geistlicher einem Freidenker die Grabrede gehalten habe in einem Tone, als hätte der Verstorbene eigentlich das bessere Teil erwählt gehabt, und es bedurfte einiger Zeit, bis der Vorfall in den deutschen Kirchenblättern zur Ruhe kam.

## Achtes Kapitel.

VonStätts Hinterlassenschaft veranlaßte einen Briefwechsel zwischen meiner Freundin Lucie und mir. Doch so sehr ich diesen unerwarteten und von beiden Seiten mit großer Herzlichkeit geführten Austausch mit stillen Hoffnungen begonnen hatte, so wenig befriedigte er mich in seinem Verlaufe, eben weil der angeschlagene Ton weder zu noch abnahm, sondern genau derselbe blieb. Als dann gar Lucie in der unbefangensten Weise des Vicomte Erwähnung that, daß sie ihn in Paris viel gesehen und er auch während ihrer italienischen Reise eine Strecke weit sich angeschlossen habe, daß er nun doch Musiker geworden sei und als Komponist schon vielversprechende Erfolge habe, ja daß er sich nach mir erkundigte und mich sogar grüßen lasse, da wuchs der Wunsch in mir, den Verkehr wieder von ungefähr loszuwerden. Und als ich mich dann einmal nach langer Pause meiner Briefpflicht auf förmlicher Weise erledigt hatte, blieb Lucies Antwort von da an aus.

War nun durch VonStätts plötzlichen Tod mein Schloßdorfer Gedankenkreis zugeriegelt worden, so öffnete sich unversehens der frühere von Seligenwald, insofern eines Tages Ludwig von Treisingen auftauchte und, damit nicht genug, auch von jenen seitdem erwachsenen Judenmädchen zu berichten wußte; sie seien ebenfalls in Rom, Ortrud Schauspielerin, Mignon Nonne.

„Nonne?“ rief ich, „die Jüdin Nonne?“ Sie war in der That über- und einem Orden beigetreten, wo sie Schwester Angelika hieß und sich in ihrem weißen Kleide mit einem großen, blauen Kreuze auf der Brust allerliebst ausnahm. Ludwig brachte mir aber noch Nachrichten, die mir näher gingen. Adalbert war seinem Leiden erlegen; ich hatte die Todesanzeige über Rudiswyl erhalten. Nun erzählte sein Bruder, wie der Junge zum Erbarmen abgezehrt gewesen sei, als ob nur sein Feuerseelchen den Körper noch zwinge, zu leben und zu leben; bis zuletzt habe er von mir und der weißen Frau gesprochen und uns überhaupt immer beide zusammengenannt.

Kurz darauf saßen Ludwig und ich im großen Café am Korso, wo dieser immer nach Tisch zu finden war, und lasen Zeitungen. Plötzlich reichte er mir das deutsche Blatt, das er eben durchsah, den Finger auf die Spalte legend: „Konzertbericht. Hier.“ Es handelte sich um einen Berliner Liederabend meiner Freundin Helene Klinger. Der Kritiker schrieb:

„Ein krystallhelles Organ hat sie von der Natur mitbekommen. Was sie selber an Kunst hinzugethan hat, ist derart, daß es der Stimme den Schein erhält, nichts anderes zu sein, als Natur. Man meint, so singe sie, seit sie auf der Welt sei. Berühmte Sopranistinnen pflegen die Koloratur: diese lebt im Liede. Wenn anders uns die Rosenarie aus Figaros Hochzeit für das schönste Liebeslied gilt, das wir haben, sang die Sängerin lauter Lieder. Suleika von Schubert mußte sie wiederholen. Ich kannte alles bis auf die letzte Note und doch war mir, ich höre es alles zum erstenmal. Auch hatte ich das Gefühl, sie wolle nicht erfreuen, entzücken, Beifall davontragen; sie trete vielmehr vor uns hin, um uns etwas zu sagen, etwas, das nur sie weiß

und selber eben erst erfuhr. Woher hat sie das? Das lehrt keine Gesangsschule und bringt kein Singmeister bei; das besitzen nur die wenigen Eingeweihten, die den Weg wissen zu der Heimat des Liedes, jener heimlichen Waldwiese mit unverwelklichen Blumen und ewigem Vogelsang."

Ich spürte, daß Ludwig mich ins Auge faßte, während ich las. Als ich aufblickte, sah ich ihn lächeln.

„Richtig, wie steht's eigentlich damit?" forschte er, „ich wollte auch schon fragen?"

„Wie soll's stehen?" versetzte ich, so gleichgültig als mir das möglich war. „Da siehst du's ja: sie ist berühmt geworden."

„Die nimmt dich heute und wenn's die verwöhnteste Person wäre," versicherte Ludwig, „schreib ihr! Such sie auf!"

Ich spürte, wie ein Blutstoß mir nach der Kehle fuhr und mir Luft und Atem raubte. Ludwig sah mich jäh erröten und wollte sich entschuldigen. Ich aber beugte vor und sagte, indem ich aufstand: „Ich soll wohl ihr Impresario sein, soll ihr die Schleppe tragen?"

Kaum war ich allein, so schrie es in mir aus allen meinen Instinkten heraus nach Helene, weshalb ich unablässig spazieren ging oder Museen besuchte, um meiner selbst Herr zu werden oder doch wenigstens um nicht in meinen vier Wänden zu sein. Aber was ich unternahm oder ansah, zerstreute mich nicht, sondern wurde mir zur Andeutung und Sammlung auf das drohende Eine hin, dem ich entfliehen wollte. Im Thermenmuseum, bei einer Durchgangspforte, wo verschiedene Säle zusammenlaufen, brauchte man nur den einen Gang hinabzusehen und sah in der Thüre des hintersten Zimmers auf einem schwarzen Untersatz aus Ebenholz und einem violetten Samtkissen ein Frauenhaupt aus Marmor

liegen. „Marie Antoinette“, hatte es VonStätt getauft. Leider ist es verstümmelt. Man sieht noch deutlich, wie der Meißel angesetzt wurde, der die Nase absprengte. „Der Barbar!“ hatte ich gerufen, VonStätt jedoch sarkastisch erwidert: „Was wollen Sie, es war ein Christ!“ Es bedurfte liebender Gefühle nicht, um die Aehnlichkeit mit Helenens Gesichtszügen erst hineinzulegen. Eine Wallfahrt war es also, als ich das Kunstwerk aufsuchte und eine Andachtsübung, als ich davorstand. Nichts störte, kein Wärter, kein Besucher. Ich verweilte lange in dem Kabinett, indem ich mich jetzt an die Wand zurückzog, um blinzend und in halber Höhe kauernd horizontal über die Wangenfläche wegzusehen, dann hinzutrat und das an einer eisernen Achse drehbare Stück so verschob, daß dieselben Partien bald Licht empfingen, bald in den Schatten traten. Darüber vergaß ich mich so, daß mich die Lust anwandelte, das Ebenbild zu küssen. Als ich mich aber niederbeugte, warnte mich die Kälte, die schon aus der Entfernung vom Stein an die Wange drang. Es war ein förmlicher Abschied, bis ich ging. Dann fuhr ich nach Tivoli und besuchte die Villa d'Este.

Ich trete aus dem Palast und sehe mich über einem Garten. Ich begebe mich auf die mittlere Zinne und lehne ans Steingeländer, auf dem die Urnen stehen. Ich befinde mich in schwindelnder Höhe. Die Cypressen von unten an überragen meinen Standort, überragen selbst die Palastfront, die hinter mir noch bedeutend aufsteigt. Wie habe ich den Garten von Verona bewundert, und was ist das gegen jetzt?

Stille herrscht, wie im Paradies. Es ist alles, daß in den dunkeln Häuptern der Cypressen ein Lufthauch geht, daß auch die niederen Bäume sich neigen und flüstern und die Springbrunnen verträumt heraufrauschen. Ich beginne meinen Spaziergang, steige die Treppe hinab, überschlage in Em-

pfindung mehr als mit Gedanken den wundervollen Zusammenhang der Maße, lasse mich dann von einem Seitenpfad irreführen und wünsche mich tiefer zu verfangen. Unversehen bin ich in einer lauschigen Wildnis, Rosen, nichts als Rosen, überall Rosen. Ich trinke den Duft und trinke. Halb berauscht steig ich vollends in die Tiefe und münde in den Mittelpunkt, wo die Cypressen wurzeln und vier kleine Brünnlein gehen. Von unten seh ich das alles sich aufbauen, sich entwickeln, sich vollenden, die Treppen oft genug durch die ungebändigte Vegetation überwuchert und verhüllt. Das ist die Scenerie, nach der es in mir ruft, die der Rosenduft von vorhin gefordert hat. Es fängt vor meinem Ohr zu klingen an; ich höre Musik und Worte.

Als das in mir vorüber ist, durchwandere ich den noch unbesuchten Teil des Parks und treffe auf einsame Weiher in niederem Ziergehölz, mit Ausblick auf intime Architektur und künstliche Wasserfälle. Ich schaue in blaßgrüne und weißgelbe Laubarten und sehe im Bassin die leisklingend niedergefallenen Tropfen des Strahls ihre Ringe ziehen, sehe Nischen, Säulen, Statuen, von Pflanzen und Moosen mit hundert Farben überzogen. Staunend, träumend erlange ich völlige Sammlung; ich werde still, werde heiter und steige wieder der Höhe zu. Jetzt stehe ich auf einer äußersten Zinne und halte Fernschau. Vor mir, unter mir, um mich in friedlichem Sonnenschein was für eine Natur und mit was für einer Geschichte! Rechts die sabinischen Höhen mit ihren Oelwäldern, links das Albanergebirge mit seiner herrlichen Linie und seinen schimmernden Flecken. Zu Füßen endlos sich dehnend die Steppe. Ganz hinten ein breiter, dunkelgrauer Streifen: Rom. Und am Horizont die Kuppel von Sankt Peter. Seitwärts aus dem Garten flüstert es geisterhaft herauf. Aber nicht beängstigend, nein süß. Ich

schaue und lausche. Jetzt steht sie hoch oben, jubelt es in mir, im Glanz und im Ruhm. Da fällt mir aus der Zeitung die Frage ein: „Woher hat sie das?“ Seligen Sinnes schaue ich hinaus. Suleikas Geständnis schwebt mir zu:

Ach die wahre Herzenskunde,
Liebeshauch, erfrischtes Leben,
Wird mir nur aus seinem Munde,
Kann mir nur sein Atem geben.

* *
*

Zu Ludwigs näheren Bekannten zählte auch ein Attaché der ottomanischen Gesandtschaft, also ein veritabler Türke, namens Raschid Bey, und als wir eines Abends auf dessen Zimmer Mokka tranken und rauchten, kam das Gespräch auf Familienzwist aus Gründen religiöser Ueberzeugung. Denn wieder hatte sich Ludwigs ungestümer Religionshaß, mit dem er doch nur den weichlichen Regungen seines eigenen Gemüts vorbeugte, gegen meine immer noch nicht überwundene Christlichkeit entladen. Da glitt über das bleiche Gesicht des jungen Muselman ein sehr feines Lächeln. „Partout comme chez nous!“ sagte er und erzählte uns, wie auch er sich mit seinem türkischen Vater überwarf, als ihm das Studium der Philosophie und Kenntnisse in den Naturwissenschaften die Teilnahme an der Orthodoxie des Islams unmöglich machte.

„Aber“, fuhr er fort, „deswegen laß ich doch nichts auf die Religion meiner Väter kommen. Lassen wir das Gerüst der Dogmen und die massiven Volksgebräuche, so bleibt die begriffliche Quintessenz einer Weltanschauung, für die ich nur werben kann. Oder wissen Sie mir eine schönere Jüngerschaft, als die gehorsame Unterwerfung des menschlichen Willens unter die unabwendbare Notwendigkeit des Schicksals?

Ah, ich versichere Sie, meine Herren, in diesem Glauben kann man selig werden. Und auch mit einer Bibel kann ich aufwarten."

Er ging hin und holte seinen Koran vom Büchergestell, einen grünen Lederband mit rotem Schnitt und eingepreßtem rotem Halbmond und las aus der einunddreißigsten Sure:

„O ihr Menschen, verehrt euern Herrn, und fürchtet den Tag, wo der Vater nichts für den Sohn und der Sohn nichts für den Vater thun kann; denn Gottes Verheißung ist Wahrheit. Laßt euch nicht täuschen durch das irdische Leben, auch der Betrüger täusche euch nicht über Gott. Nur bei Gott ist die Kenntnis der Stunde und des Gerichts, und nur er ist's, der den Regen herabsendet, und nur er kennt, was im Mutterleib ist. Kein Mensch weiß, was ihm morgen begegnen wird; auch weiß niemand, in welchem Land er einst stirbt. Nur Gott ist allwissend und mit allem bekannt."

Der Türke klappte sein heiliges Buch zu und sagte: „Als Sohn meines Vaters — denn dagegen kann doch keiner an — glaube ich an den Koran; aber als moderner Mensch glaub ich an die Wissenschaft."

„Ach was Wissenschaft!" warf ich ein, „was gehen mich im Grunde irdische Kunst und Klugheit an?"

Ludwig schnellte von seinem niedrigen Schemel empor: „Wie! Sind unsere Dichter und Denker nicht bewundernswert?"

„Bewundernswert, aber klein!" gab ich zurück.

Nach dieser meiner Antwort, an der die ganze Unbescheidenheit des aufrichtig religiösen Menschen gegen alles, was Kultur heißt, schroff zu Tage trat, wurde es eine Zeitlang still. Raschid Bey benutzte die Pause, um Kaffee nachzugießen. Dann bemerkte Ludwig altklug, indem er mit dem winzigen goldenen Löffel das schwarze Getränk in dem Schälchen umrührte: „So bequem wie das Stück Zucker hier in der Brühe läßt sich dergleichen allerdings nicht lösen."

„Es sind eben ernste Fragen, ja die schwierigsten und schrecklichsten, die es überhaupt giebt," sagte ich gelassen, was Ludwig noch mehr zu verstimmen schien:

„Eben darum sollten wir grünen Jungen gar nicht daran rühren," knurrte er unwirsch. „Was meinen Sie, Bey?"

„Daß man in guter Gesellschaft von Religion besser nicht spricht."

Ich aber wollte mich nicht beirren lassen: „Nun ich beschäftige mich nun doch schon mehr als sieben Jahre damit, ausschließlich damit, theoretisch und praktisch."

„Geh mir doch; in diesen Dingen giebt es keine Fachleute. Entweder man glaubt oder man glaubt nicht. Und wenn auch, was wären sieben Jahre für solche Fragen? Hab erst weiße Haare, dann vielleicht darfst du uns so kommen."

Ich bestand auf meiner Ueberzeugung, man müsse, jeder für sich, danach streben, diese Sachen, da es schon einmal die wichtigsten seien, nicht nur so auf sich beruhen zu lassen. Wem es ernst sei, der komme auch damit ins Reine.

„Aber nur so zwischen zwei Cigaretten jedenfalls nicht," bemerkte der Türke kühl und steckte eine neue an, indem er sich zugleich hintenüberlehnte und ein Bein über das andere schlug.

* *
*

In der Gesellschaft der Freunde VonStätts, die ich nun seltener, aber doch noch dann und wann aufsuchte, wurde mein Umgang mit Ludwig und seinem türkischen Intimus erst mehr scherzhaft, darauf jedoch allen Ernstes erörtert. Besonders zwei oder drei Ältere der Tafelrunde, die sich in VonStätts Nachfolge der Honoratiorenschaft und Hand in Hand damit auch in seine väterliche Freundschaft zu mir teilten, enthüllten mir schonend den eigentümlichen Ruf, in dem jene beiden vornehmen jungen Leute, namentlich auch wegen ihrer Freund-

schaft zu der Schauspielerin Rosenfeld stünden, und ich erfuhr bei dieser Gelegenheit von der merkwürdigen Rolle der Nonne Angelika. Es war etwas, wovon man selbst in der höheren Geistlichkeit des Vatikan sprach; daher wußte es der eine deutsche Historiker, der auf dem päpstlichen Archive arbeitete. Die entscheidende Macht in Mignon Rosenfelds jungem Leben, das hatte schon ihr Verhalten in Seligenwald angedeutet, war die Liebe zu ihrer Schwester Ortrud; und ihre Hingebung überstieg alle Grenzen. Wenn es Ortrud trieb, sich an den gefährlichsten aller Berufe zu wagen und ihr vom ersten Anfang an ungewöhnlich erfolgreiches Auftreten auf der Bühne auch keinen Zweifel darüber aufkommen ließ, daß sie die geborene Darstellerin sei, so bestärkte das Mignons ebenfalls angeborenen Hang zu einem leidenschaftlichen und mystischen Innenleben und führte zum Uebertritt und Noviziat. Sie wußte nun bei ihren Oberinnen nicht nur das berechtigte Mißtrauen, gegen ihre Herkunft und ihren abenteuerlichen Umgang zu überwinden; so rührend und siegreich brach ihre schwesterliche Liebe in ihrem ganzen Wesen durch, daß man ihr gestattete, so oft es sie trieb, in Ortruds Nähe zu sein und nach ihrem Gutdünken zum Rechten zu sehen. Wie wundersam es auch klingen mag, Angelikas stilles Engelwesen glitt unbehindert bis in die Kulissen des Theaters, oder man sah neben der übereleganten Weltdame das schlichte weiße Klosterkleid bei der Ausfahrt durch die Bäume eines Parkes leuchten, während dann auf den Rücksitzen der Equipage nicht allein Baron Treisingen, sondern angethan mit rotem Fez Raschid Bey und einmal statt diesem ich selber saß.

Angesichts der verworrensten Gerüchte, die mir indessen nun in VonStätts Freundeskreis wohlmeinend zugetragen wurden, fragte ich mich allerdings, ob ich so unbesehen mich weiter diesem Verkehr hingeben dürfe, und war bereits ent-

schlossen, Ludwig bei der ersten passenden Gelegenheit auf alles das hin offen anzureden. Er kam mir jedoch zuvor und schenkte mir von sich aus sein Vertrauen. Als ich eines Tages bei ihm eintrat, drang er hastig und vor Freude leuchtend aus dem Nebengelaß in sein Zimmer, ein Kunstblatt in der Hand.

„Ist sie nicht himmlisch?“ rief er aus und hielt mir den Karton vor. Es war jene nackte weibliche Figur am Brunnenrande aus dem Tizian der Villa Borghese — eine Photographie in Kohlendruck in ansehnlicher Größe, sodaß diese Wiedergabe auch den Kenner überraschte und nur um weniges hinter der Wirkung des Gemäldes zurückblieb. Meine Gesinnung erfuhr damit eine seltsame Prüfung. Ich hatte eine geheime Scheu vor der unbekleideten weiblichen Schönheit auf Kunstwerken bis zur Stunde nicht überwunden. Wollte ich von nun an auch diese Dinge mit weltlichen Augen betrachten?

„Laß mich sehen!“ sagte ich zu Ludwig und nahm ihm das Bild aus den Händen. Noch ruhte mein Blick unverwandt auf dem Kunstwerk, als Ludwig neben mir jählings auf eine Stuhllehne sank und in ein kaum verhaltenes rasendes Schluchzen ausbrach. Das Blatt entsank meinen Fingern. Ich starrte ihn an, er mich wieder. Er stöhnte, er stammelte und stampfte mit dem Fuß. Endlich war es heraus. Die Liebe zu Ortrud machte ihn halb wahnsinnig.

Ich konnte nicht wissen, was Ludwig des weiteren vorhaben mochte, und so schwieg ich. Er legte sich dieses Schweigen zurecht.

„Du thust ihr unrecht,“ rief er, lebhaft, „sie ist rein.“

„Wird sie's bleiben?“ nahm ich den Gedanken auf.

„O, ich will sie ja nicht verführen,“ rief er aus, „wir wollen heiraten“

„Was? Heiraten? Und deine Familie? Die Schauspielerin werden sie dir zur Not hingehen lassen. Aber die Jüdin?"

Der weitere Verlauf dieses Gespräches spielte sich ab auf einem Abendspaziergang in der Villa Doria.

Wir genossen im Park die wunderbaren lichten Farbenwechsel an Gehölz und Wiesen. Bei dem herrlichen Wetter war zudem die Natur mit unzähligen, buntgewandeten Besuchern belebt, auch viele Geistliche, Priester und Mönche, schwarze mit roten Binden, braune, weiß und schwarze, ganz rote — über den jungfräulich schüchternen Tönen der knospenden Natur von kräftiger Wirkung auf das Auge. Wir schritten über eine Wiese von ruhigstem Grün und standen lange vor dem Altar, den schon Goethe betrachtet hat. Hierauf spazierten wir in der Niederung an einem freundlichen See vorbei. Durch die Zweige des umsäumenden Gehölzes wurde ein herrschaftlicher Wagen sichtbar mit feuerroten Lakaien: die Königin bei ihrer Abendausfahrt.

„Nun ich deine aufrichtige Zustimmung habe," sagte Ludwig, als wir seine Angelegenheit von Grund aus besprochen hatten, kann mich nichts mehr halten. Ich bringe alles so bald als möglich ins reine. Eine Vigna an der Via Appia hab ich schon im Auge, die ich kaufen und einrichten werde."

Vor einer Baumgruppe blieben wir stehen. Eine Pinie war von unten an mit einer blühenden Schlingpflanze bis in die Krone violett umsponnen.

In der Stadt angelangt, bestellte Ludwig, glücklich die Beichte vom Leibe zu haben, einen immensen Strauß aus lauter Glycinen und schickte ihn noch am selben Abend Ortrud zu.

Die Heirat wurde nur auf bürgerlichem Wege vollzogen und bei den gestörten Beziehungen beider Gatten zu ihren Familien auch sonst von jeder äußeren Festlichkeit abgesehen.

Nur Schwester Angelika, Raschid Bey und ich sollten den Hochzeitstag mit ihnen verleben. Ich verstand die Ehrlichkeit, die in Ludwigs Verzicht auf den kirchlichen Segen lag; doch konnte ich mein Befremden über eine unkirchliche Eheschließung bei mir nahestehenden Leuten innerlich doch nicht überwinden. Als es dann zu Scherzen Anlaß gab, daß unbeschadet der Anwesenheit eines Mohammedaners zwei geistliche Personen dies Versäumnis durch ihr Uebergewicht vielleicht doch ausglichen, verstand ich Angelikas stille Zuversicht, in ihrem Ordensstande vermöge sie für die Unterlassungen der weltlichen Schwester aufzukommen, und fühlte in mir selbst ein Bedürfnis reger werden, aus meiner christlichen Empfindung heraus etwas für die Beiden zu thun. Irgend ein ernstes Wort ihnen zuzuschieben, gleichviel wie und wo, diese geheime Absicht, obwohl deren Ausführung doch so sehr in Frage stand, wollte mich nicht loslassen.

Es war noch in der Morgenzeit eines warmen und klaren Sommertages, als das junge Ehepaar mit uns Begleitern durch eines der Stadtthore in die Campagna fuhr. Nach einer herrlichen Fahrt durch die ruhende, einsame Gegend verließen wir den Wagen und stiegen von der Straße durch die blühende Au zu einem idyllischen Feldkastell, dem sogenannten Jubiläumskastell empor. Von mäßiger Anhöhe aus, im schwellenden Grase lagernd und von dem ehrwürdigen Gemäuer beschattet, unverwandt in die Landschaft zu schauen, die mit ihrem Sommerfrieden zu Dankbarkeit und Hoffnung einlud, mußte den Hochzeitsleuten die freundlichste Weihe sein. Sie redeten wenig; Blicke sprachen ihre Seligkeit aus. Ortrud, Angelika neben sich, übertraf in ihrer bräutlichen Verklärung allen Liebreiz der früheren Tage.

Auf Wiesenpfaden den Spaziergang fortsetzend hatten wir anderen das Kruzifix am Wege kaum beachtet; erst als

wir die geistliche Frau vermissend zurücksahen, kniete sie davor und betete inbrünstig. Ortrud, in ihrer schnellen Natur den Zusammenhang erfassend, stürzte ergriffen nach der fürbittenden Schwester hin und kniete neben ihr, mittelbar somit auch vor dem Kruzifixe. Durch sie wurde der Gatte nachgezogen, sodaß, was auch die Beweggründe sein mochten, die beiden kirchenflüchtigen Hochzeitsleute sich nun eben doch unter das Kreuz beugten. Raschid Bey verharrte in nicht unehrerbietiger Haltung in der Nähe. Einem innern Befehle gehorsam, trat ich auf die Stufen des Males und sprach die folgenden Worte: „Die fromme Schwester hält euch fest vor dem Kreuz Christi, von dem es seit alters heißt, es sei den Juden ein Aergernis, den Griechen eine Thorheit, uns aber, die wir selig werden, eine Gotteskraft. Und als Kraft hat es sich auch an euch erwiesen, da sich die Gottesliebe der geistlichen Schwester mit der menschlichen Liebe verschwistert hat, die euch mit ihr und untereinander verbindet. Oeffnet also in diesem unversehen feierlichen Augenblick eure Herzen für die Predigt, die vom Kreuz an die Menschheit ergangen ist. Glaubt nicht, sie verbiete euch die Freude an der irdischen Schönheit, aber sie mahnt euch, eure Hoffnung nicht darauf zu setzen. Vielmehr sagt sie euch so: ‚Machet eure Herzen keusch im Gehorsam der Wahrheit zu einer ungeheuchelten Liebe und habt einander inbrünstig lieb aus reinem Herzen als Wiedergeborene nicht aus vergänglichem, sondern aus unvergänglichem Samen, nämlich aus dem lebendigen und dauerhaften Gotteswort. Denn alles Fleisch ist wie Gras und alle Herrlichkeit der Menschen wie des Grases Blume. Das Gras ist verdorrt und die Blume ist abgefallen. Aber des Herrn Wort bleibt in Ewigkeit.‘“

Das Ehepaar und die Nonne hingen mit andachtsvollen Blicken am Kreuz. Auch ich wendete mich nun ihm zu. Man

sah es dem Bildwerk an, daß es nicht gedankenlose Wiederholung einer Vorlage war; es schien etwas von der persönlichen Ergriffenheit des Handwerkers auf den Gegenstand übergegangen zu sein. Der Christus hing in freiem Sonnenlicht, über einer halb lachenden, halb träumenden Landschaft in völliger Einsamkeit. Wer mit Gefühlen der Anbetung emporschaute, dem war, als sei in der Gestalt noch Leben, als spende wirklich das brechende Auge einen letzten Blick.

Mit unaussprechlicher Inbrunst blickte Angelika zu dem Gekreuzigten empor und murmelte ohne Unterlaß über dem Rosenkranze. Als ich sie nun so vor mir sah und ihre Lippen in einemfort die Jungfrau Maria anriefen, wurde ich lebhaft an das Stabat mater erinnert, dessen herrliche Schlußverse ich mir kürzlich in einer deutschen Übersetzung eingeprägt hatte. So sprach ich sie denn wie einen Segen über die Knieenden hin:

Reine Frau der reinen Frauen
Laß mich dir ins Antlitz schauen
Mit dir weinen im Verein.
Laß mich Christes Tod erleiden
So wie du, und gieb uns beiden
Gleiche Qual und gleiche Pein.

Laß mich tief im Herzen drinnen
Trunken werden und von Sinnen
Nur aus Liebe zu dem Sohn.
Brenn mich, stich mich, zünd und schlage
Nur daß dann am jüngsten Tage
Du mich kennst vor Gottes Thron.

Und so laß mich still gesunden
An des toten Christes Wunden,
Der die Gnade mir verhieß.
Geht's einmal ans eigne Sterben,
Laß mich arme Seel erwerben
Ewiges Glück im Paradies.

Als der unvermutete Gottesdienst mit diesem Kirchenliede zu Ende ging, fielen sich die Schwestern unter Thränen in die Arme, und mir reichte Ludwig die Hand, woraus ich ersah, daß er mir über den Überfall nicht böse sei. Dann kam die Nonne auf mich zugegangen, sank meines weltlichen Kleides ungeachtet vor mir ins Knie und küßte meine Hände. „Sie sind kein Ketzer; Sie sind ein Priester nach dem Geist," sagte sie. Unterdessen hatte der Türke, ungewiß ob es sich nicht doch um eine regelrechte Ceremonie handle, den Anlaß wahrgenommen, um das Paar feierlich zu beglückwünschen. Er kreuzte die Hände über der Brust, verbeugte sich vor der jungen Frau und berührte seine Stirn mit den Fingerspitzen der rechten Hand.

Vor dem Sonnenscheinlachen der Natur zog sich indessen die religiöse Errungenschaft rasch in die hinteren Falten der Gemüter zurück. Die Wanderung wurde aufgenommen. Das Gespräch fand die früheren Geleise wieder.

So erreichten wir das Gasthaus, wo ein Imbiß bestellt und in einladender Trinklaube hergerichtet war. Ich zog einen Glückwunsch in Versen aus der Tasche, der unter allgemeiner Fröhlichkeit verlesen und dann mit dem dunkelrot funkelnden Weine bekräftigt wurde.

„Wohin dürfen wir nun aber Sie mit unseren Wünschen und Gedanken begleiten, lieber Freund?" fragte die junge Baronin, „Ludwig sagt, Sie wollten Rom verlassen."

„Ich denke auf Umwegen in den Orient zu gehen."

„Ach, Sie Glücklicher!" rief die Nonne aus. „Sie wolleu ins gelobte Land, nicht wahr? O wer da mit könnte!"

„Nicht doch, Schwester," entgegnete ich, „dieser Enttäuschung will ich mich nicht aussetzen; denn was in Palästina noch an die große Zeit erinnern könnte, hat im Lauf der

Geschichte blinde Zerstörungswut und nicht weniger verständnislose Verehrung zu Grunde gerichtet. Ich muß weiter."

„Willst du wirklich nach Indien?" fragte Ludwig.

„Wohin sonst?" versetzte ich, „Indien, das Land mit den größten Maßverhältnissen in der Natur, Strömen, von deren Mitte man die Ufer nicht sieht, Bergen, gegen die der Montblanc ein kleiner Junge ist, die Heimat der riesigsten Tiere und der riesigsten Pflanzen, wo Himmel und Ozean dunkel leuchten vor lauter Glut, die ehrwürdige Muttererde der abendländischen Kultur, die Wiege des Menschengeschlechts, der Boden, wo zum erstenmal der Gedanke vom Zusammenhang aller Dinge gedacht und die Ahnung von einem größeren Dasein unser selbst im Unbewußten gehegt worden ist — Indien, ich muß doch einmal Indien sehen!"

„Nun," rief Raschid Bey, „dann freilich ist der Religionskongreß vollkommen — Christin, Jüdin, Muhammedaner, Buddhist, friedlich zu Mittag essend, auf einem Grund und Boden, der auch schon mancherlei Art von Gottesverehrung gesehen hat."

„Wer weiß," versetzte ich ernst, „vielleicht sind wir in der That eine Weissagung. Nicht so, daß ein allgemeines euhemerisches Religionsragout angerichtet wird, aber so, daß jede Religionsgruppe aus ihr heraus von einigen wenigen erleuchteten Geistern überwachsen wird und diese sich in der Erkenntnis des Gemeinsamen über die Trennung hinweg die Hand reichen. Ich glaube an die Verheißung: eine Herde und ein Hirt!"

Die Nonne, die dies natürlich auf den Papst bezog, konnte ihre Verwunderung nicht mehr zurückhalten: „Was! Und ein Geist wie Sie findet kein Wirkungsfeld in seiner Kirche!"

Der Schwager und Frau Ortrud kamen nun der geistlichen Dame ernsthaft zu Hilfe, indem sie wissen wollten, mein

protestantisches Pfarrerhandwerk habe meine Gaben brach gelegt, und wenn ich trotzdem daran nicht Schaden litt, sondern ein erfreulicher Mensch geblieben sei, so sei dem zu entnehmen, wozu ich es gebracht haben möchte, wenn ich als Künstler oder Gelehrter meine Talente entwickelt hätte. Ob ich mich denn nicht selber für ein Opfer des Protestantismus halte?

Ueber diese Dinge mochte ich nicht rechten. Ich lenkte ab, und als ich versuchte, das Gespräch ins Heitere zu wenden, hatte ich mich alsbald der lebhaften Unterstützung unseres türkischen Freundes zu erfreuen, der angesichts dieses Gespräches nahe daran war, sich nach Noten zu langweilen.

* * *

Ludwigs Schicksal gab mir die folgenden Tage mehr zu denken, als ich selbst vermutet hätte. Jetzt, wo ich ihn Händen anvertraut wußte, die weicher sind als Freundes Hände, spürte ich erst, wie tief meine Neigung zu ihm wurzelte. Nun hatte ich bereits eine schriftliche Aufforderung von ihm erhalten, sie doch bald aufzusuchen. So machte ich mich denn auf und verbrachte auf dem Landsitze, den sich Ludwig gemietet hatte, glückliche Stunden. Erst als draußen die Dunkelheit vollkommen war, verabschiedeten sie sich von mir unter den Bogengängen des Vorraums. Ludwig begleitete mich noch durch den Garten zum Thore, und riegelte es hinter mir zu.

Dieser Stadtteil war von der pietätlosen Neuerungssucht noch verschont, ein Stück von dem Rom, das Goethe und Eichendorff gekannt haben. Mit der letzten Dämmerung lag eine Stimmung gelinder Schwermut über dem Platze und hielt mich fest. Ich stand in einer Ausrundung der appischen Straße. Ringsum schlossen Gartenmauern, nur gegenüber als einziges Gebäude eine Kirchenfront den Blick ab. Darüber ragten die schwarzen Schattenrisse der Pinien und größere

Massen vereinigter Laubkronen gespenstisch auf. Ein feierliches, halbverschwiegenes Rauschen ging durch alle diese Wipfel. Das gelbe Barockthor vor dem Garten kam in der Dunkelheit fast zum Leuchten. Als hätte es Bewußtsein und wüßte, daß es der Eingang sei zu einem jungen Liebesglück.

Ich betrachtete es mit diesen Gedanken, als unvermutet etwas entfernt aber doch deutlich Ludwigs Geigenspiel sich hören ließ. Ich erkannte jene fremde Volksweise wieder, die an dem schönen Abend in Seligenwald einst Jung Mignon gesungen und kürzlich bei der Wanderung durch das sommerliche Feld Schwester Angelika auf meine Bitte mir noch einmal leise vorgesummt hatte.

Als ich mein Gehör spannend den Klängen zuneigte, kehrte ich das Gesicht unwillkürlich nach oben und gewahrte, daß über mir das Firmament von Lichtern übersät war. Das Geigenspiel verklang. Ich richtete mein Empfinden dem Himmel zu und suchte mich unter den Sternen auszukennen. Und während ich nun durch die unendliche Stille unverwandt emporspähte, da war mir, als ginge jetzt, gerade jetzt etwas unsäglich Großes, so etwas wie eine letzte Entscheidung mit mir vor, und alles an mir spannte sich aus und wurde Ahnung, wurde Sehnsucht. Von einer fremden, ungekannten Macht jählings übernommen, erlebte ich, so war mir, den kostbarsten Augenblick meines Lebens. Denn durch die ungeheuren Weltenweiten hindurch erfuhr ich jetzt an mir selber das unbegreifliche Herabwirken des Gottes aus der Ferne.

* * *

Welch ewige Künstlerin ist die Natur! Für den, der die Seele hat, sie zu sehen, löst sie sich immer ab in all den tausend Reizen, in denen sie schön ist. Ueberall, auch auf nordischer Heide, auch in der Steppe, auch auf beschneiter

Trift. Wie gar auf südlicher Erde. Unter azurnem Zelt, unter goldener Leuchte breitet sie da sich aus, in einem wunderbaren Entzücken über die eigene Pracht.

Ich war nach Rom zurückgekehrt, aber ich hielt es in einer Stadt nicht mehr aus. So unternahm ich gleich wieder einen Ausflug südwärts. Ich fuhr ganz allein im offenen Wagen. Was für ein Tag und was für eine Landschaft: schimmernde Oelhaine, hier auf flachem Feld, dort die Halden hinauf, immer silbern nach Osten hingestrichen. Darunter das fette, goldig satte Grün aufleuchtend vor Sonnenglanz, hie und da Pinien, über ragend mit dunkeln ernsten Wipfeln und in herrlichem Widerspruch dazu ein Weiß, ein Hellrot eben erblühter Fruchtbäume. Ganz außen wundervoll leuchtend ein dunkelblaues Band: hinter all dem farbigen Wechsel wandellos das eine Meer.

Um die Zeit des Sonnenuntergangs wartete ich am Bahnhof von Cori auf den Zug und sah von unten das Städtchen im Augenblick der Verklärung. Unter vergitterndem Olivenlaub hindurchgesehen, lag es drüben, auf halber Höhe am Berg hinauf, mit einer oberen Profillinie deutlich sich abgrenzend, die weißleuchtende Masse durch dunkelblaue Schatten körperlicher gemacht, durch den Feuerglanz spiegelnder Fensterscheiben förmlich beseelt, auf der kahlen violetten Berglehne, an die ein Felsvorsprung einen grünlichen Schatten warf, darüber der Himmel von Grünlich in Rosa überglühend, alles in völlig freiem Licht und lauter Halbtönen, ohne Gegensätze wirkend bei scharfer Ausprägung des Einzelnen, und ohne jede Spur verwischenden Duftes doch von einem wunderbaren Einklang der Stimmung, als wäre der Anblick vom Himmel gekommen.

Ich gelangte nachts nach Terracina und bezog das alte Gasthaus am Meer. Vom Strand stieg die Bergwand un-

mittelbar auf, nur die Straße lag dazwischen. Sie flimmerte bis hoch hinauf von einem Gewirre leuchtender Fäden. Es waren befiederte Glühwürmer, die zu Tausenden ihre Sprünge machten. Wer es nicht wußte, mußte glauben, die Erde sei offen und zeige ihre Adern.

Am Morgen lag das Meer da. Ich erging mich einsam am Strande. Bald genoß ich die strahlende, tiefblaue Ruhe der hohen See, bald das Spiel der Brandung am Ufer zwischen den grauen Riesenwürfeln der Felsblöcke.

Dann sah ich hinüber nach dem Märchenberg, auf den die Sage den Palast der Zauberin Circe verlegt. Als silberne Duftwand springt das rätselhafte Gebirge unvermittelt auf aus der Fläche des Landes oder Meeres, wie man will, und zeichnet sich mit einer kräftigen Kontur in die graue Morgenluft.

Ich suchte den Brunnen auf. Er lag an der Sträße in einer gemauerten Versenkung. Von allen Seiten kamen die Weiber, Wasser zu schöpfen. Die Leute haben in dieser Gegend des beginnenden Orients bereits bronzefarbene Gesichter. Die Frauentracht zeichnet sich aus durch einen einfachen Geschmack: weißes Kopftuch, weißes Hemd, das unten durch ein kurzes Mieder von unwesentlicher Farbe, leichtem Rot oder leichtem Grün, zusammengehalten wird, der lange schwarze Rock nicht ganz bis an die Füße, die in Sandalen gehen. Gestalten von vollendetem Wuchs und Gang und vollendeter Bewegung, sei es, daß sie zum Trog kamen, den Krug hinsetzten oder den gefüllten sich auf den Kopf hoben und die Stufen hinanstiegen. Dabei plauderten sie, schwatzten, scherzten, und eine Stolze ging singend davon. Ich glaubte einer Scene aus dem Alten Testament beizuwohnen.

Ich besuchte die Altstadt, die oben am Berg liegt. Es war Sonntag und die Stunde der Messe. Als ich den Dom

betrat, war die feierliche Dunkelheit des Kircheninnern von lauter reinen Linnen durchleuchtet; denn durch das Schiff hin knieten Frauen und Mädchen.

Nach dem Hochamt drängte sich alles in die eine Gasse, die vom Domplatz durch ein mittelalterliches Thor ausläuft, auf halbem Weg im rechten Winkel umbrechend, im ganzen keine hundert Schritte lang und doch der Markt des Fleckens. Jedes Haus ist ein Laden und jeder Laden hat sein Lager halb auf der Gasse. Bunteres Leben läßt sich nicht denken. Da stehen sie und handeln, in allen Stellungen, mit allen Gebärden der Hände und des Kopfes, immer lebendig, immer schön.

Eine Schenke mündet mit einer steinernen Bogenthür auf die Gasse. Innen standen einige Gäste und tranken Wein. Hinten im Gelaß rußte eine Oelampel, vorn im Halbdunkel steckte einer seine Pfeife in Brand, so daß, das Tageslicht hinzugerechnet, vier oder fünf klassische Köpfe sich auf eine dreifache Beleuchtung verteilten.

Der Abendspaziergang am Strand gewährte das Schauspiel des Lichtwechsels nach Sonnenuntergang. Das spiegelglatte Meer schillerte hier als hellgelbe, dort als hellgrüne Farbfläche von riesiger Dimension. Hinten, wo das Spiel in den Himmel überschwamm, stieg rosenrot die Nacht herauf.

Der Mond kam übers Meer. Er legte seinen silbernen Streifen übers Meer. Ich beschloß, die Reise in der Nacht zu Pferde fortzusetzen, doch mußten zwei Karabinieri mitreiten, da der Weg übers Gebirge eine berüchtigte Räubergegend durchschnitt. Der Vollmond wanderte mit; er war immer über uns.

Es ging durch eine stnmme, entlegene, gespenstische Felsen- und Waldgegend. Die Soldaten bezeichneten das als die gefährliche Stelle. Wirklich waren wir eine Zeit lang von be-

rittenen Gestalten umschwärmt mit spitzen Hüten und einer gewundenen Hahnenfeder darauf. Ueber den Hälsen der kleinen flinken Pferde blinkten Gewehrläufe. Um Mitternacht erreichten wir jedoch unversehrt Formia di Gaeta am anderen Meereinschnitt.

Fischerboote kreuzten beim Strande. Ihre Fackeln machten ein stumpfes, rotes Licht in den Silberglanz des Mondes.

Nach kurzem Schlaf ließ ich mich von zwei jungen Seeleuten in einer Barke hinausrudern. Das Meer ein hellgrauer Spiegel im weichen Morgenlicht. Ringsum Glanz und Ruhe. In der Ferne der Vesuv und die Insel Ischia, duftverträumt und nebelhaft. Aus der Festung Gaeta Trompetenfanfaren und aus Formia Morgenglocken in leisen Schwällen herüberklingend vereinten sich, die Empfindungen, gleich dem Schiff, ruhig über das Wasser dahinzutragen. Ich dachte an die Mutter, die hier ihre Jugend verlebt hatte.

Zum Abschluß des Ausflugs stand ich auf der Plattform des berühmten Mutterklosters der Benediktiner auf Monte Casino. Zwar sah man das Meer nicht, hatte aber den Ausblick auf Waldgebirge, Thal und die höheren Bergzüge. Zugleich öffnete sich ihnen im Rücken die Kirche. Vom vollen Orgelton hinaus geleitet, verbreitete sich die Prozession mit wallenden Standarten und allem Glanz eines Festzugs über die Treppe hinab. Welch eine Ueberfülle des doppelten Eindrucks! Vor mir das Land mit seinen Linien und Formen, und nun auch noch das Volk in der Stunde festlicher Erhebung, beides strahlend im Licht der südlichen Sonne.

Italien, Land des leuchtenden Augenblicks, wo der Sonnenschein träumen geht und die Nacht wach ist vor lauter Schönheit, der griechischen Götter entvölkert und doch außer stande, Gott anders zu dienen, als mit Form und Farbe, Land der Kindermenschen, die singend leben und unbewußt schön sind,

für die eine tote Mücke ein Ereignis ist, denen aber die Augen gehalten sind vor den großen Gefahren — heiteres, herrliches, heiliges Italien!

Der Abendschnellzug brachte mich nach Rom. Es dunkelte rasch. Die Berge wurden tief blau. Schließlich erlosch auch dieses Licht.

Ich lehnte ins Kissen zurück und schloß die Augen. Was hatte ich in drei Tagen nicht gesehen! Mir war, mehr Licht und Linie als sonst in meinem ganzen Leben. Aber nun? Was blieb? Was ließ sich halten? Alles schwankte und zerfloß in eine schimmernde, formlose Masse.

Ich wurde von Sehnsucht ergriffen nach schöner Linie und schöner Figur. Da kam auf dem Hintergrunde des verschwimmenden bunten Lebens Helene in deutlicher Vorstellung an mir vorüber. Und jetzt, eigentlich jetzt zum erstenmal wurde mir so recht klar, daß ich sie für immer verloren habe.

Einem inneren Zuge folgend, begab ich mich nach einer abgelegenen Gassenschenke in der Nähe der Erzkirche Santa Maria Maggiore. Die Taverne bestand in einem feuchten, kellerartigen Gewölbe und wurde von Campagnolen in einfachstem Maße geführt. Der Wirt hieß Tito; seine Frau Constanza.

Die Schenke, sonst nur von niederem Landvolk besucht, bildete um ihrer Eigenart und Constanzes Schönheit willen einen Lieblingsort deutscher Künstler. Da Tito vorn bei Gästen saß, fand ich mich im hinteren Raum allein. Den Wein brachte mir Constanza und setzte sich auf meine Einladung mir gegenüber. Ihre einfache Seele spürte, daß mich etwas drücke.

„Was ist dir nur, Sor Luca!“ fragte sie teilnehmend, „bist du krank? Ist deine Sposa davongelaufen oder deine Mutter gestorben?“

Ich nickte: „Meine Mutter ist tot, und nun hab ich auch mein Mädchen verloren."

Auch in der engsten und niedersten Kultursphäre kann es Menschen geben, die, in welche Lage sie auch geraten, immer einer ursprünglichen und ungeschwächten Empfindung fähig sind. In ihrer Art war Constanza solch eine vollkommene Frau. Wenn sie mit ihresgleichen zu thun hatte, wenn lustige Bursche sich mit Scherzen an sie machten und ihrer Schönheit zu nah traten, war sie um deutliche Mittel nicht verlegen, die Zudringlichen sich vom Leibe zu halten. Und jetzt, wo der Signore vor ihr saß, stand sie seiner Empfindungswelt um nichts nach.

„Sor Luca!" sagte sie und hielt die dunklen Augen voll Mitleid auf mich gerichtet, „armer, armer Sor Luca! Aber weißt du, Madonna kann helfen. Mein kleiner Gino wollte sterben. Da bin ich vor das heilige Bild gekniet und Madonna nahm das Fieber. Und Tito! Zwei Bursche rauften sich gleich wilden Hähnen, Tito wollte schlichten. Da stach ihn der schwarze Teufel in den Arm, daß er eine lahme Hand bekam. Mich jammerte Titos tote Hand. Ich nahm Wachs, formte eine Hand daraus und brachte sie zu Madonna, weißt du, in die Kirche zur großen Madonna. Die Hand wurde gesund. Tito kann schlagen und tragen wie je. Madonna heilt. Sor Luca, bete zu Madonna!"

Ueber diesen Worten war das Weib unsäglich schön geworden und wies voller Bewegung an ein armseliges Soldobildchen hinauf, das die heilige Mutter und das heilige Kind darstellt. Es hing an der grauen, feuchten Mauer. Ein elendes Lämpchen brannte davor. Hinter dem Rahmen staken noch die geweihten Zweige vom Palmentag.

Constanzas Trost löste in mir wohlthuende Gedanken

aus. War nicht mein Leben durch das Wesen einer reinen Jungfrau unendlich gesegnet?

„Ja, gute Constanza,“ sagte ich freundlich, „ich will zu Madonna beten.“

Tags darauf schrieb ich an Helene.

„Teure Freundin!

„Nun wandeln Sie also dort oben, auf der strahlenden Höhe des Erfolges, Sie reine Priesterin der Kunst.

„Ich habe oft zu Ihnen hingedacht, öfter als ich Ihnen sagen mag, und denke Sie mir jetzt am liebsten, wenn Ihr Mund vom Gesang ausruht und der Beifall der Menge um Sie her verrauscht ist. Dann stehen Sie irgendwo einsam, schlank und stolz aufgerichtet und ein wenig vornüber geneigt, als lauschten Sie Tönen. Ihnen um die Seele klingt eine unerreicht einfache Weise, eine Art Urmusik, etwas wie ein Kinderlied, auf das man sich nicht mehr recht besinnt.

„Auch in meiner Brust will's immer klingen, das Kinderlied. Mir ist es unsere Freundschaft, ist tief drinnen das Bewußtsein, daß ich, ich will einmal sagen, Ihr Bruder bin.

„Besinnen Sie sich noch, damals auf dem See? Sie standen aufrecht im Boot und sahen nach der Ferne. Was Sie dabei von meinem Berufe sagten, waren Worte einer Seherin.

„Jetzt will ich nach Indien. Sagten Sie damals nicht, Sie würden Missionar werden? Oder nein, ich weiß, Sie vermieden das Wort.

„Ich gehe nach Indien durchaus als Privatperson. Ich will mich zunächst in Land und Leute einleben und die Sprache lernen. Dann werde ich die Brahminenschulen besuchen. Letzthin sah ich die Photographie einer solchen. Was für gescheite und aufgeweckte Gesichter die jungen Leute

hatten! Vielleicht also, daß mein Vorhaben die Mühe lohnt. Bin ich erst einmal dort recht zu Hause, dann werde ich ihnen das Wesen des Christentums entwickeln. Dem Evangelium des Nirwana werde ich entgegenhalten die Verheißung der Auferstehung und des ewigen Lebens; und wenn sie mir kommen, welche Wohlthat es sei zu entschlummern, werde ich sagen, es sei doch viel größer aufzuwachen. Buddha dämpfe die Persönlichkeit, Christus wolle sie zur Reife bringen. Ja, den will ich ihnen zeigen, der ein Wachstum gen Himmel gepredigt hat und das Wort sprach: ‚Wer da hat, dem wird gegeben; wer aber nicht hat, von dem wird auch genommen, was er hat.‘

„Was ich anstrebe, wird ein langes Leben füllen. Es ist gut, daß ich jung bin. Was soll ich im Abendland? Meine Nächsten sind tot. Meine Freunde weiß ich glücklich. Und Sie verwalten die schönste Kunst, die den Sterblichen beschieden ist.

„Wir werden uns wiedersehen.

„Und vollends mag ich nicht glauben, daß es zwischen uns beiden aus ist. Wir werden uns drüben wieder begegnen als Gebilde aus feinerem Stoff und in einer Gestalt, für die uns hienieden das Auge fehlt. O, auf den ersten Blick will ich Sie erkennen; denn Ihr Aeußeres sah Ihrem Geist ähnlich.

„Vorerst freilich wünsche ich mir ein Leben voll Mühe und Arbeit, damit ich ein Grab unter Lotosblumen verdiene. Und wenn mein Geist einst freigeworden ist und tastend zu wandeln beginnt, daß dann Sie dastehen und mir den Himmel zeigen und das Paradies!

„In diesem Glauben grüßt Sie recht aus Herzensgrund.

Lucas Heland.“

Ich war vorher eine Zeit lang überlegend auf und ab gegangen, hatte dann aber den Brief in einem Zuge hingeschrieben, und als ich ihn überlas, war nichts durchzustreichen und nichts nachzutragen. Ich warf einen langen Blick über den Bogen, den jetzt noch meine, bald aber ihre Hände hielten.

Ich faltete, schob ihn in den Umschlag und zog den Siegelring vom Finger, ein Familienstück. Das Petschaft des roten Steines drückte ein Kreuz, ein flämmelndes Herz und einen Anker ins Wachs: Glaube, Liebe, Hoffnung.

Ich legte mich in den Stuhl zurück und schweifte in meiner Vergangenheit. Was hatte mir doch Mutter Müller aus den Karten gelesen? Die Herzdame, dann eine große Reise, dann einen Brief und schließlich den Sieg.

Eine plötzliche Neugier überkam mich, meine Zukunft vorher zu wissen. Mein Blick fiel auf die Bibel, die in der Nähe lag. Ich dachte an den alten Mißbrauch des niederen Volkes, sie als Orakel zu benutzen. Jetzt unterlag ich selber der Versuchung und schüttelte lächelnd den Kopf über der Anwandlung.

Ich stützte das heilige Buch mit dem Rücken am Tisch auf, kniff die beiden Daumen etwa in der Mitte in die Blätter ein und ließ die Hälften auseinanderfallen. Mein Auge traf die Worte: „Weinet nicht über den Toten und beklagt nicht ihn. Weinet aber über den, der hinwegzieht; denn er wird nicht heimkehren und sieht sein Vaterland nicht wieder."

Recht geschah mir. Da hatte ich für meinen Aberglauben. Wozu diese ungesunden Geschichten!

Ich nahm meinen Band Gedichte zur Hand und fiel auf die folgende Strophe:

Meine Heimat ist die Ferne
Und die Sehnsucht meine Ruh,
Und der leuchtendste der Sterne,
Der mich führende, bist du.

Die Lieder versetzten meine Gefühle in Schwingung. Ich stand auf, ging auf und ab, ging ans Fenster, dann ins andere Zimmer und befand mich über eine halbe Stunde in dieser Bewegung.

Schließlich setzte ich mich hin und schrieb als Niederschlag meiner mannigfaltigen Gedanken die wenigen eigenen Verse auf:

Wenn ich sie auch hienieden nicht mehr fand,
Begegn ich einst ihr unter goldnen Zelten,
Dann führ ich sacht sie an den Wolkenrand,
Hinab zu deuten auf entsunkne Welten:
„Siehst du das Sternchen, wie's zu Staub zerstiebt?
Dort hab ich dich geliebt."
Da spricht sie mild: „Wenn jenes Liebe war,
Was dich beseelt in finstern Erdenlanden,
Dann sei getrost, denn groß und wunderbar
Ist sie gleich dir aus jenem Grab erstanden,
Und Größeres kennt auch der Himmel nicht,
Als Liebe, die nie bricht."

Meinen Abendspaziergang machte ich über das Forum. Noch war es beleuchtet. Aber wie geschwind war der Schatten da! Das letzte, glühende Tageslicht bewirkte an den Säulen und Triumphbögen gelbrote und violette Farben.

Ich stieg auf den Aventin. Vor mir lag die ewige Stadt, dahinter das Albanergebirge mit seiner wunderbaren Linie. Die Sonne war untergegangen. Die Dämmerung umflorte die Aussicht. Da geschah das Seltene: das zweite Licht kam über die Landschaft und übergoß sie noch einmal für einen Augenblick mit einer überirdischen Verklärung.

Am Korso aß ich zu Abend, im Freien. Ich war von einer Wehmut erfüllt, die ich kaum ertrug. Nur einen Blick aus liebem Auge, nur eine Hand, die in der meinen lag! Da gewahrte ich zwei Gassenkinder, die in meiner Nähe mit gierigen Augen meine mir selbst gleichgültige Mahlzeit verfolgten. Ich sprach mit ihnen: es war Bruder und Schwester. Beide hatten bleiche, schöne Gesichtchen und waren nicht von aufdringlichem Bettelvolk. Sie sagten nicht, sie hätten Hunger, um so mehr sah ich's ihnen an. Da geriet ich auf den Einfall, dessen ich mich sehr freute: ich rief die beiden zu mir an den Tisch und ließ ihnen zu essen geben, was auch ich aß. Die Kinder wußten nicht, wie ihnen geschah. Sie schlangen und kauten mit gefüllten Backen; aus ihren Augen leuchtete nicht Gier, sondern maßloses Erstaunen, unaussprechlicher Dank. Als ich ging, streichelte ich sie und gab ihnen die Hand; sie aber konnten nichts sagen oder thun, als mich nur immer ansehen mit den großen schwarzen Augen, in denen ihre ganze Seele lag.

Früh ging ich schlafen. Erst hörte ich noch leise den Lärm vom Platze herauf, auch Saitenklänge; aber unversehens war ich hineingezogen in die weit lebhafteren Angelegenheiten eines Traumes.

Ich befand mich in einem unermeßlichen Gebäude. Ich litt unter der dicken, gefangenen Luft, die ich atmen mußte. Gewiß schon über zehn Stockwerke war ich Treppe um Treppe hinangestiegen und hätte ins Unendliche weitersteigen können, denn über mir türmte sich Treppe um Treppe.

Ich beschloß nun einen der Wandelgänge hinunterzulaufen, ich wanderte und wanderte, der Gang hörte nicht auf. Endlich kam ich an eine Thüre. Als ich aber aufschloß, fing es drüben nur wieder von neuem an: ein neuer Flur, schnurgerade, von derselben unabsehbaren Länge.

Ich empfand das Bedürfnis, Menschen zu sehen, ich hatte in dem ungeheuren Bau noch keinen einzigen begegnet. Ich öffnete die Seitenthüren und durchschritt einige Gemächer. Doch verwirrte auch das mich nur immer mehr: denn ich wußte nicht, befand ich mich in einer Fabrik, in einem Gasthof oder in einem Schlosse. Bald betrat ich das Fremdenzimmer eines Hotels mit Waschtisch, Koffer und derlei Zubehör. Bald einen Fabrikraum, wo lauter Webstühle standen. Bald ungeheure Säle, der eine Rokoko, der andere mehr antike Säulenhalle mit Ausblick auf herrliche Gärten. Auch Menschen sah ich, zum Teil bekannte. Oberst Roth, Mutter Müller, Hedwig, Traugott. Anderswo dann Ludwig und Ortrud. Sie hatten alle steife, eingetrocknete Gesichter, als wären es Gestorbene, und wenn sie mich ansahen, so grinsten sie, wie Mumienschädel. Ich machte, daß ich weiter kam. Was ging mich das an.

Zufällig bemerkte ich an der Wand versteckt eine ganz schmale und niedere Tapetenthür. Ich drückte sie auf, bückte mich und konnte eben noch einschlüpfen.

Nun befand ich mich ganz allein in einem kleinen friedlichen Gelaß. Es sah einer Schloßkapelle ähnlich. Wenigstens flutete das Licht feierlich und unsicher wie in einem Heiligtume; auch Kirchenstühle sah ich überall stehen. Aber verschlossen, wiewohl sie leer waren, und den Schlüssel fand ich nicht. Doch stand in der Gevierung ein Betschemel. Auf diesen kniete ich ab, da ich mich müde fühlte.

Wie rein hier die Luft war! Ganz anders, als man es sonst in den Kirchen gewöhnt ist. Geradeswegs Alpenluft. Als ich aufschaute, begriff ich warum. Die Mauer war nämlich in der Mitte durchbrochen und hinter der Lücke stand in nächster Nähe das Waldschulhaus von Seligenwald. Auf der Gartenbank saß Helene im hellen Kleid und neben ihr,

ein Aermchen um ihren Hals legend, Adalbert. Sie erkannten mich und nickten mir freundlich zu. Auch als ich sie lange unverwandt ansah, veränderten sich ihre Züge nicht im mindesten, sondern blieben jung und frisch.

Nur ihr Gruß an mich wurde allmählich gemessener und hörte schließlich auf. Sie blickten nicht weniger freundlich, aber sie blickten über mich hinweg. Nicht gewaltsam, aber doch unablässig trat eine Veränderung ein, als hätten nun die toten Gegenstände mit einemmal die Fähigkeit, zu wachsen, erlangt. Der Standort der Gruppe erhob sich um einige Stufen über den Boden, wo ich kniete, und wurde, da das Bauernhaus verschwunden war, hinten in einer Rundung von Kreuzbogenfenstern und Glasgemälden feierlich zu einem kleinen, gotischen Chore abgeschlossen. Die Gartenbank hatte sich in einen Thron verwandelt. Helene saß in faltigen Gewänden da, der Knabe, ihr auf dem Schoß, war mit einem leichten Hemdlein bekleidet und streckte sein nacktes Ärmchen aus. Über beide Gestalten kam eine himmlische Ruhe und die Eigenschaft, einen milden Glanz von sich auszuströmen. Immer mehr glich Helene einer Muttergottes mit dem Kinde.

* * *

Beim Einbruch einer lauen Sommernacht schritt ich, von Seligenwald kommend, meinem ehemaligen Pfarrdorfe zu. Ich konnte nicht in die Welt gehen, ohne die beiden liebsten Orte meiner Heimat noch einmal besucht zu haben, in aller Heimlichkeit, nicht die Leute, nur die Stätten, weil die verschwiegen waren und mich nicht mit Fragen und Bitten in meinen Beschlüssen irre machten.

Durch Seitenpfade, auf denen ich in der That keinem Menschen begegnete, gelangte ich nach dem Friedhof. Es war

fast Nacht. Doch weil mir alles hier vertraut geblieben war, fand ich mich auch im Zwielicht wohl zurecht. Das Grab meiner Mutter glich, soweit ich erkennen konnte, einem förmlichen Blumengarten. Ich sah, es war in den rechten Händen. Dann trat ich auf die Zinne hinaus, nach meinem Pfarrhaus zu sehen. Dort unten lag es mit seinem hohen, dunkeln Dach und dem alten Ahorn vor der Thür. Die Fenster des Saales standen offen; der Raum selbst war erhellt. Ich erkannte sogar an der Wand die große Landschaft; wenigstens eine Ecke des Goldrahmens glänzte deutlich auf. Jetzt trat eine Gestalt an den Sims, eine weibliche Gestalt. Sie beugte sich vor und rief etwas in den Hof hinunter. Ich erkannte Hedwigs Stimme. Auch Traugott kam teilweise ins Gesichtsfeld, da er in der Stube auf und nieder ging. Dann zog Hedwig die Läden zu.

Nur einen Augenblick stellte ich mir die erstaunten Gesichter vor, wenn ich unten jetzt plötzlich ins Zimmer träte. Ich fühlte nicht die geringste Versuchung dazu. Das hatte ich alles längst hinter mich zurückgelegt. Mächtiger, unwiderstehlicher als je stand ich unter der Ahnung, daß in der nächsten Zeit etwas Neues, etwas ganz Neues vorgehen müsse.

„Wie?“ überkam mich der Gedanke, „wenn es nun plötzlich mit mir zu Ende ginge, hätte ich dann umsonst gelebt?“ Ich stellte meine Gedanken still und lauschte gleichsam nach einer Antwort in das Thal hinaus, wo es nun vollständig Nacht geworden war. Mondschein war nicht zu erwarten und der Himmelsraum diesmal nicht unbestritten den Sternen überlassen. Dunkle Wolkenmassen schwammen in der Luft. Die Aussicht erschöpfte sich in großen Konturen und, was die Farben betraf, in letzten Resten von Dunkelgrün und Dunkelblau. Einzig der freie Raum mit seinen wenigen Sternen gab etwas Licht von sich.

Man hätte glauben können, in eine Landschaft des Totenreichs versetzt zu sein, wäre die Atmosphäre nicht noch von dem Nachgeruch eines Gewitters erfüllt gewesen, das über der Gegend niedergegangen war. Nie tritt uns in der Natur die Grundeigenschaft des Erdenlebens unmittelbarer entgegen, als wenn Wald und Kornfeld nach einem schweren Wetter aufatmen, sichtlich gesegnet durch die Reinigung der Lüfte und doch noch überall von den hängenden Regentropfen beschwert. Von jeher hatte ich solche Stunden unter den nämlichen, nur dann, dann aber immer wiederkehrenden Empfindungen im Freien zugebracht; dann nämlich kam mir am deutlichsten das besondere Merkmal der Menschenerde zum Bewußtsein: die weinende Dankbarkeit, die Lust unter Thränen. Dieser Erdgeruch hatte für mich jedesmal etwas so Anziehendes, so von Grund aus Heimatliches, daß ich mich bisweilen fragte, ob ihn die Seligen im Himmel wohl nicht vermißten. Und jetzt, angesichts der großen Reise, die ich vor hatte, wurde mir eigentlich davon der Abschied am schwersten. O, ich war nicht unglücklich. Worüber denn? Es war alles gut so, wie es war. Nur eines: über die nächsten, die allernächsten Tage möchte ich gerne hinaus sein. Bis auch dieses Band, das mich jetzt noch an der Vergangenheit festhielt, gelöst sei und die ersten Schritte in den neuen Verhältnissen gethan waren. So genoß ich denn das Glück einer Sommernacht über den alten, lieben Gefilden mit der vollen Empfindungskraft meiner ungebrochenen Jugend und mit Bewußtsein zum letztenmal. Mein Geist war halb gegenwärtig, halb ging er auf Reisen.

Da plötzlich überwältigte mich die Müdigkeit unwiderstehlich. Ich vermochte mich nicht länger aufrecht zu erhalten. und streckte mich auf dem Grabstein meiner Mutter wie auf einem Nachtlager aus. Auf welche Weise es nun geschah, vermöchte ich nicht zu sagen; jedenfalls erfolgte etwas viel

Gewaltsameres, als nur gewöhnlicher Schlaf, vielmehr Zusammenbruch, Stillstand, Ohnmacht, was meine leiblichen Kräfte vollends in Banden schlug und die seelischen vollends befreite. Das obere Bewußtsein muß sich gänzlich verschlossen haben und der ganze Geist in das hintere, mehr triebartige Vorstellungsvermögen zurückgestoßen worden sein: so seltsam waren die Dinge, die ich jetzt erlebte.

Ich saß, nur mit einem reinen, weißen Leintuch bekleidet, in einem Boote, das von sanften Ruderschlägen vorwärts getrieben, geräuschlos über ein silbergraues, dunkelndes Meer dahinglitt. Vor mir lag im offenen Sarge mein irdischer Körper, entseelt; ich hatte ihn verlassen und saß nun in einer neuen, feineren, wiewohl keineswegs körperlosen Beschaffenheit da, das lichte Urbild meiner irdischen Gestalt. In der herben Seeluft tief Atem schöpfend, spähte ich, so sehr ich nur konnte, ins Zwielicht hinaus. Zusehends erhob sich ein Eiland aus dem Meere, mächtige weiße Felsen und riesige Cypressen am Strande. Ich erkannte einen kleinen Hafen, und dahinter ein Thor das in den Felsen gehauen war.

„Das ist die Toteninsel,“ sagte der Fährmann zu mir.

„Wer bist aber du?“ fragte ich ihn.

„Ein Engel im Dienst des Todes. Ich muß die Mädchen und jungen Männer hinüberfahren. Aber nur die keusch geblieben sind; die anderen holt ein anderer.“

Die Landung ging leicht von statten. Es erschienen Dienstleute und trugen den Sarg ans Land. Noch einen Blick warf ich auf meinen Erdenleib. Dann schraubten sie den Deckel auf und trugen den Schrein nach den Kammern, die dicht am Meere im Felsen sind. Nachdem ich eine gewählt und meiner eigenen Bestattung beigewohnt hatte, führte mich der Engel in das dunkle Thor.

Ein ehrwürdiger Priester empfing uns im Reich der Schatten und fragte mich, ob ich meine Toten zu sehen wünsche. Darauf vollzog er ein Opfer nach dem Brauch antiker Mysterien, und so schwebten die Schatten heran. Ein Knabe brachte eine silberne Schale, die mit meinem Lebensblut gefüllt war und kredenzte sie einem Manne, der sich leidenschaftlich herandrängte. Als er getrunken hatte und sprechen konnte, gab er sich als meinen Vater zu erkennen. Aber der Priester wehrte jede Berührung; jetzt merkte ich, daß es der alte Schmied war, der das Opfer vollzog. Mein Engel zog mich von hinnen, und wir wandelten in grauen dämmernden Gefilden am Ufer eines unterirdischen Sees dahin. Wir hörten dumpfe, qualvolle Laute und sahen, wie bald in der Nähe, bald in der Ferne Menschen auf schreckliche Weise gepeinigt wurden.

Jetzt traten wir in eine freiere Gegend, die sich immer mehr lichtete und bald zum schönsten Garten wurde. Es war das Paradies. Schöne, leuchtende Gestalten begegneten uns und grüßten.

„Sind das die Ewigen?“ fragte ich.

„Ja,“ versetzte der Begleiter, „es sind alle die, die auf Erden entweder Kinder geblieben oder Kinder geworden sind.“

„Ist Helene hier?“

Der Engel wußte nichts von Helene.

Wir waren nicht weit gegangen, so entdeckte ich in einem erhöhten Laubgange meine Mutter und wollte zu ihr eilen. Aber der Engel hielt mich zurück. Aus der Entfernung durfte ich mit ihr sprechen. Sie war genesen, trug ein langes, blaues Faltengewand und eine Aureole ums Haar; dabei sah sie mich mit den alten Augen an.

„Wirst du bleiben?“ fragte sie.

„Nur wenn Helene schon da ist, sonst muß ich sie suchen.“

„Siehst du,“ sagte mein Engel, „mir war doch, du seist noch nicht vollendet, sondern nur erst eingeweiht. Komm, ich will dich wieder nach der Erde bringen.“

Da erhob die Mutter lächelnd ihre Hand und winkte mir gute Reise. Noch vom Schiff aus vermochte ich sie eine Zeit lang zu sehen.

Der Fährmann spannte ein mächtiges rotes Segel, der kühle Morgenwind schwellte es und trieb uns rasch in das glatte, glänzende Meer hinaus. Zwei weiße Schwäne stiegen auf und flogen mit. Je weiter wir in die hohe See fuhren, um so reicher entwickelte sich vor mir, der ich rückwärts gewendet am Maste stand, die Aussicht auf das blühende Ufer mit allen seinen Grotten und Buchten. Das Eiland entfaltete eine wunderbare Landschaft um die andere.

„Ist das noch immer die Toteninsel?“ fragte ich.

„Auf unserer Seite heißt sie Insel der Seligen,“ versetzte der Engel.

---

## Neuntes Kapitel.

Aus diesem Hellgesicht erwachte ich zunächst in einen gewöhnlichen Traum. Ich befand mich in meinem Pfarrgarten von Rudiswyl, durch die Äste der Obstbäume aber sah ich unfern den blauen See von Seligenwald herüberschimmern. Jetzt kam mir lachend Hedwig entgegengelaufen, aber im Kindesalter, als Schulmädchen, im leichten Sommerröckchen und barfuß. Sie kletterte in die Bäume und aß Äpfel und Birnen vom Aste weg. Dann sammelte sie Blumen und haschte nach Schmetterlingen. Aber sie blieb nicht lange allein. Bald kam von ungefähr Helene gegangen und faßte den Wildfang, der ihr vergeblich zu entwischen suchte, an der Hand. Die Kleine hüpfte und tanzte neben der jungen Frau einher; sie sahen sich in die braunen und in die blauen Augen und lachten beide, Hedwig hellauf, daß es schallte, Helene nur mit den Mienen. Dann setzten sie sich unter einem blühenden Kirschbaum ins Gras und flochten einen Kranz aus Hedwigs Blumen, wobei Helene die Kleine singen lehrte. Aber die Frauenstimme, die ich eben noch zart vernahm, wuchs unversehens zu einem stromartigen, donnerhaften Tonschwalle an, daß mich wahrscheinlich Angst und Schrecken befallen hätten, wäre ich nun nicht mit einem starken Ruck erwacht. Mir zu Häupten läutete die Frühglocke.

Noch hatte mein Herz nicht drei Schläge gethan, so stand ich schon auf meinen Füßen, so frisch und gesund, wie ich

mich nur fühlen konnte, jedoch von der einen Befürchtung verfolgt, ich könnte noch entdeckt und um den ganzen Reiz meiner verstohlenen Fahrt gebracht werden. Ein Glück, daß der Küster von der Hinterseite den Turm betreten mußte; denn Hans Störgi hätte mich natürlich gleich erkannt, wenn er mich auf dem Grabe hätte liegen sehen. Ehe er drinnen die Glocke anhielt, mußte ich auf und davon sein. Nicht eine Sekunde galt es zu verlieren. Keine Blume vom Grabe, ja nicht einmal ein letzter Blick in das morgendlich verjüngte Thal! Meinen Rucksack um und querfeldein das Weite suchen!

Das schwere eiserne Gitterthor des Kirchhofs fiel hinter mir ins Schloß als wär es ein Kerkerthor. Noch immer schallte aber die Glocke; als es dann nach einer Weile verläutet hatte, befand ich mich bereis im tiefen Walde, keinerlei Entdeckungen mehr ausgesetzt. Dennoch lief ich immer zu in großen Sprüngen drauf los. Aus Lust lief ich so, aus reiner, fröhlicher Herzenslust. Endlich, da ich eine Anhöhe gewonnen hatte, hielt ich inne und ruhte mich aus. Doch so herrlich der Morgen und so wundervoll der altgewohnte und langentbehrte Ausblick hinunter, hinüber und hinauf, — es war, als habe die Natur ihre Anziehungskraft für mich buchstäblich über Nacht eingebüßt. Nicht daß ich irgendwie ermüdet oder abgestumpft gewesen wäre; ich konnte mich gar nicht munterer fühlen. Aber die Außenwelt besaß für mich ihren früheren Reiz nicht mehr. Als hätte sich während der Stunden, die ich auf dem Grabe meiner Mutter ausgeruht hatte, in mir ein Rückzug zur Innerlichkeit vollzogen. Denn in dem Maße, als nun das Äußere gleichgiltig vor mir dalag, wurde es in der Welt meiner Begriffe klar und lebendig und etwas von der unmittelbaren und leidenschaftlichen Frische, die bis jetzt meinen auf und niederschwankenden Gefühlen angehaftet hatte, ging nun auf die Vorstellungen über, in die

sich nach menschlichem Ermessen meine Zukunft wie ein abgeleiteter Bach in eine bestimmte Zahl wohleingefaßter Rinnen ergoß.

Italien war mir nicht gesund gewesen, das wußte ich nun. Die unbegrenzte Freiheit mußte mir zu Kopf steigen und hatte denn auch eine krankhafte Überspannung meines Wesens mit sich geführt. Bei der unaufhaltsamen Schwellung meiner Gefühle mochte ich nur in grenzenlosen, verschwommenen, abenteuerlichen Plänen meinen Beruf sehen. Jetzt war wie durch höhere Gewalt mein Leben stille gestellt worden. Durfte ich ferner noch, wie ich wollte? War ich nicht gebunden und geführt? Und nun zeigte es sich, daß mein inneres Dasein in dem Glauben bestand, daß, was immer mit mir geschehe, in guter Absicht geschehe. Der heitere, innerliche Friede einer in sich beruhigten Menschenseele erfüllte mich auf das tiefste, obwohl ich mir sagen mußte, noch sei ich um nichts weiter seit damals, da ich diesem Thale mit Gelübden der Freiheit und der Sehnsucht den Rücken gewandt und von dort drüben, der Paßhöhe, die ich mir nun gegenüber sah, noch einmal auf Rudiswyl wie auf eine versunkene, abgethane Welt herniedergeschaut hatte. Aber war dem wirklich so? War ich gegen damals um nichts weiter? Zu meinen Füßen rauschte es heimlich aus dem Laubwerk der Bäume empor. Friedsam lag Rudiswyl da mit seinen Baumgärten und seinen hohen braunen Strohdächern, aus denen in feinen Wölkchen der blaue Rauch emporkräuselte. Und darüber glänzten die Berge von Seligenwald überhell in einem klaren, bestimmten Sonnenlicht.

Es war nicht der leiseste Zweifel mehr möglich, was ich zu thun hatte. Von allen meinen ehemaligen Freunden war Helene Klinger der einzige Mensch, mit dem ich nicht bereits auf die eine oder die andere Weise fertig war, und so lag

denn für mich in ihrer Persönlichkeit das ganze Rätsel meines Lebens aufgespeichert. Nach dem Mißbrauch, den meine symbolischen und mystischen Anwandlungen mit ihrem schlichten Andenken getrieben hatten, erfüllte mich nur das unstillbare Verlangen, sie nun endlich einmal wieder zu sehen, nicht in all den schimmernden Traumbildern und Visionen, sondern mit der Wahrnehmung meiner beiden sinnlichen Augen; ihr eben wieder einmal zu begegnen. Statt also noch weiter allerlei imaginären Reiseplänen nachzuhangen, war ich auf gründliche Weise zur Besinnung gekommen und verharrte nun bei dem Entschlusse, alsobald mich ein neues Mal an Helene zu wenden und dem verschrobenen schwärmerisch verzerrten einen gesunden natürlichen Brief folgen zu lassen, der die Bitte enthielt, statt eines so abenteuerlichen Zieles wie Indien mir das sicherere ihres eigenen Aufenthaltsortes zu nennen; denn noch wußte ich keine andere Art, als auf dem Wege eines Konzertinstituts an sie zu gelangen, und konnte höchstens allerlei Anhaltspunkten entlang vermuten, wo sie eigentlich ansässig sei. Sie finden mußte ich und wollte ich. Und was dann auch alles geschehen mochte, das eine stand fest: wenn ich je wieder von ihr ging, dann wußte ich auch, wohin ich ging, dann war die Zeit vorüber, da ich auf Geratewohl tastend nur meinem dunkeln Drange überlassen blieb.

Ach, noch war es so schön hier, auf der freien, lieben Bergeshöhe! Ich kramte mir aus dem Rucksack ein Frühstück zusammen und wusch mich am Quell. Dann streckte ich mich wieder hin und blieb da liegen, weil es so köstlich war. In meiner Tasche knisterte ein dünnes Heftchen, das beste Andenken an meinen römischen Aufenthalt: VonStätts gesammelte Gedichte in Prosa. Das war Lesestoff für hier oben. Ich blätterte und suchte mein Lieblingsstück, die poetische Verdichtung des auch von tieferen Freigeistern geteilten

religiösen Gedankens vom unfreien Willen, daß nämlich kein Mensch selber seine Wege geht, vielmehr von tragischen Mächten geführt wird.

## Die Schicksalsfrauen.

Kein Mensch weiß den Ort droben im höchsten Gebirg, wo sich nächtens drei Frauen sprechen, auf der Wiese unter der uralten Wettertanne, wenn der Mond glänzt über den bleichen Scheiteln der Eisberge und es totenstill ist in der ungeheuern Runde.

„Wo warst du?" sagen zwei zur einen.

„Ich war auf der braunen endlosen Haide, wo die weißen Rinden der Birken flimmern. Auf einem grauen Zaun saß ein Zigeunerknabe und spielte Geige. Ich trat von hinten an ihn heran, faßte die Hand, die den Bogen hielt und führte sie auf und nieder über die Saiten. Mit einem Mal gab die Geige einen andern Klang. Geschlossenen Auges lauschte der Knabe und überließ mir willig die Hand zum Spiel. Ein Lufthauch machte sich auf; aber der Ton erstarb im Winde nicht; er wurde davongetragen und jetzt ist das ganze Land erfüllt von dem Geigenliede des Knaben."

„Und wo warst du?" sagen zwei zur andern.

„In der Klosterzelle war ich. Ein Mönch buchstabierte fleißig über einem mächtigen Buche. Ich sah ihm über die Schulter. Sein Eifer jammerte mich und seine Einfalt. Ich rührte seine Augen an, daß er mit neuen Augen las und ihm der tiefere Sinn aufging, der in den Blättern ruhte. Da fährt er auf, eilt auf den Markt, ruft das Volk zusammen und fängt an, es die neue Weisheit zu lehren. Schon strömen ihm die Massen zu und hören auf seine Worte."

„Und wo warst du?" sagen zwei zur dritten.

„Ich stand in der Wohnstube einer jungen Ehe am Feierabend. Die Lampe brannte; ein roter Schein dämpfte das Licht. Der Mann saß im Lehnstuhl und hörte zu, wie seine Frau am Flügel eine Romanze spielte. Sie hatte den Blick nach oben gerichtet, auf ihrem Gesicht lag Seelenglanz. In der Wiege ihr im Rücken schläft das Söhnchen. Das Spiel hat das Kind geweckt; es macht seine Augen weit auf und sieht mich in der Stube stehen, eine helle Frau. Unverwandt schaut mich der Knabe an. Er wird mich nie vergessen können. Zeitlebens wird er mich suchen und nie mich finden. Das eben ist sein Beruf: er muß die Sehnsucht in die Welt tragen."

So sprechen die Frauen. Dann reichen sie sich die Hände und singen ihren uralten Spruch im Mondlicht nach den bleichen Gletschern hinüber. Und das ist ihr Gesang im Mondlicht:

„Klug glaubt sich der Mensch,
Und weise glaubt er sich.

„Aber es ist nicht Plan und Beschluß,
Es ist Geschenk und Gnade.

„Wir drei feierlichen Frauen.
Drehen die Erde und wenden die Welt."

* * *

Mir nun war die Sehnsucht in ihrem Flug übers Meer abgefangen, und ich hatte meine ganze Geduld aufzubieten, bis erst von Helene Nachricht eintraf. Noch ehe auf den zweiten Brief Antwort da sein konnte, kam mir ein Brief mit deutscher Freimarke über Rom zu. Auf den ersten Blick erkannte ich Helenens Hand. Sie dankte mir für mein Abschiedsschreiben so liebevoll und freundlich, als ihr Gefühl es erlaubte und schloß mit dem Wunsche: „Sollten uns denn

unsere Wege nicht mehr zu einem Wiedersehen führen, bevor Sie für immer in jenes ferne Land gehen?" Als ich den Brief gelesen hatte, erging ich mich in seligen Gedanken. Die Erregung der innern Sehkraft, der Duft jahrelanger Trennung und ein leises Fieber, das mich nach jener im Freien verbrachten Nacht gegen Abend befiel, zauberten mir Helene vor Augen, wie sie leise singend auf blumiger Höhe stand und den Blick durch die vorgehaltene flache Hand schärfend in die Ferne spähte, dann aber meine Nähe spürend sich umwandte und mir beide Hände entgegenhielt.

Helene hatte Berlin über die Sommermonate verlassen und erwartete mich, wie der zweite Brief mir kund that, auf Sankt Andreasberg im Harz, wo sie sich bei einem entfernten Verwandten, einem Forstmeister für den Hochsommer einrichtete. Da ließ ich denn die Sonne nicht manches mal mehr untergehen, und als sie eines Abends wieder besonders prächtig und glühend niederstieg, standen wir selb zweit am Waldrande und sahen sie sinken. Und wie ich es vorausgesehen hatte, hielt nun wirklich Helene ihre Hand beschattend über die Augen und sah sinnend über das stille Land hinweg. Ich aber sah ihr an, daß sie etwas Liebes beschäftigte. Dann ließ sie die Hand sinken und wandte sich mir gütig zu, um das Gespräch fortzusetzen. Die Sache brachte es mit sich, daß es bei den gemeinsam verlebten Tagen von Seligenwald seinen Ausgang genommen hatte.

„Geraume Zeit hielt ich jenes Lied ‚Sternentrauer' für das tiefste und schönste, das es gebe," fuhr Helene fort. „Jetzt find ich es gesucht, anempfunden und nicht ursprünglich."

Ich freute mich: „Ganz meine Meinung und übrigens vorab die des Dichters selbst. Er äußerte sich mir gegenüber; es sei Manier, menschliche Empfindung auf Sterne und

Bäume und was weiß ich was für Gegenstände sonst zu übertragen, nur nicht auf Menschen."

Helene stand still. Ein feiner, schalkhafter Zug spielte ihr um den Mund. Sie öffnete die Lippen und hauchte so leise, daß es kaum die Luft bewegte:

„Es waren zwei Königskinder,
„Die hatten einander so lieb,
„Sie konnten beisammen nicht kommen,
„Das Wasser war viel zu tief."

„Ja," rief ich überglücklich, „das ist jung und ewig wahr."

Auch war mir der Nachdruck nicht entgangen, den Helene namentlich durch die Betonung des doppelten K auf das Wort ‚Königskinder' legte.

Ich suchte ihr Auge. Sie hatte den Blick zu Boden geschlagen und verschwieg wenigstens noch, was sie doch nicht verbergen konnte.

Schweigend gingen wir weiter. Dann, in der wunderbaren Stille des abendlichen Waldes, fanden wir uns. Uebermächtig zog es mich vor ihr auf die Knie, und als ich ihr ganz aus der Nähe in die klaren Augen schaute, da sah ich Leben von meinem Leben und Seele von meiner Seele.

Nach unserer Rückkehr ins Forsthaus erblickte ich unter den Büchern des Wohnzimmers ein altes abgegriffenes Bändchen. Ich zog es heraus und bat Helene, zu hören.

„Abwärts wend ich mich zu der heiligen, unaussprechlichen, geheimnisvollen Nacht. Fernen der Erinnerung, Wünsche der Jugend, der Kindheit Träume, des ganzen langen Lebens Freuden und vergebliche Hoffnungen kommen in grauen Kleidern wie Abendnebel nach der Sonne Untergang. Himmlischer als jene blitzenden Sterne dünken uns die unendlichen Augen, die die Nacht in uns geöffnet. Unbedürftig des Lichts

durchschauen sie die Tiefen eines liebenden Gemüts. Zarte Geliebte, liebliche Sonne der Nacht! Nun wach ich, denn ich bin dein und mein; du hast die Nacht mir zum Leben verkündet, mich zum Menschen gemacht."

Ich schlug das Blatt um und las weiter: „Einst, da ich bittere Thränen vergoß, da in Schmerz aufgelöst meine Hoffnung zerrann, und ich einsam stand am dürren Hügel, der im engen, dunkeln Raum die Gestalt meines Lebens barg; einsam, wie noch kein Einsamer war, von unsäglicher Angst getrieben, kraftlos, nur ein Gedanke des Elends noch: — wie ich da nach Hilfe umherschaute, vorwärts nicht konnte und rückwärts nicht: — da kam aus blauen Fernen, von den Höhen meiner alten Seligkeit ein Dämmerungsschauer und mit einemmal riß das Band der Geburt des Lichtes Fessel. Hin floß die irdische Herrlichkeit und meine Trauer mit ihr, zusammen floß die Wehmut in eine neue, unergründliche Welt; du Nachtbegeisterung, Schlummer des Himmels, kamst über mich; die Gegend hob sich sacht empor, über der Gegend schwebte mein entbundener, neugeborener Geist. Zur Staubwolke wurde der Hügel, durch die Wolke sah ich die verklärten Züge der Geliebten. In ihren Augen ruhte die Ewigkeit, ich faßte ihre Hände. An ihrem Halse weint ich dem neuen Leben entzückende Thränen. Es war der erste, einzige Traum, und erst seitdem fühl ich ewigen, unwandelbaren Glauben an den Himmel der Nacht und an sein Licht, die Geliebte."

Ich sah vom Buche auf und bemerkte, daß Helene, von der Gewalt dieser Worte ergriffen, mit den Thränen kämpfte.

Ich griff wieder nach dem Buche.

„Wer oben stand, auf dem Grenzgebirge der Welt und hinübersah in das neue Land, in der Nacht Wohnsitz: wahr-

lich der kehrt nicht in das Treiben der Welt zurück, in das Land, wo das Licht in ewiger Unruh hauset. Oben baut er sich Hütten — Hütten des Friedens, sehnt sich und liebt, schaut hinüber, bis die vollkommenste aller Stunden hinunter ihn in den Brunnen der Quelle zieht. Das Irdische schwimmt oben auf, wird von Stürmen zurückgeführt, aber was heilig durch der Liebe Berührung ward, rinnt aufgelöst in verborgenen Gängen auf das jenseitige Gebiet, wo es, wie Düfte, sich mit entschlummerten Lieben mischt."

Wir fühlten beide das Bedürfnis ins Freie zu gehen und traten vor das Haus. Eine zahme Hirschkuh kam auf Helene zu und schmiegte sich an sie. Ueber der schwarzen Wand des Waldes stand der volle Mond. Eine mächtige weiße Wolke von herrlicher Gestalt ruhte feierlich über den Gipfeln der Bäume. Der leichte Nachtwind trieb über das dunkle Firmament am Monde vorüber ihr eilends kleine, losere Wolken zu. Ich genoß das wechselnde Spiel des gegönnten und versagten Mondlichts auf Helenens Zügen. Auch im Schatten strahlte ihr Lächeln, und wie lieblich erst im sanften Glanze des Gestirns! Aber nun schien sich Helene kaum mehr um mich zu kümmern, sondern machte sich nur noch mit dem Tiere zu schaffen, das mit glänzenden, dankbaren Augen an ihr emporsah.

Fast die ganze Nacht brachte ich draußen zu. In der Frühe pflückte ich einen mächtigen Strauß von Feldblumen, an denen der Tau wie Freudenthränen glänzte. Ich setzte mich vor das Forsthaus, um auf Helene zu warten, und die Hirschkuh lagerte friedlich neben mir. Da wurde mir ein verschlossenes Briefchen überreicht, das ich hastig aufbrach und las. Darin schrieb mir Helene:

„Lieber Freund! Ich weiß, Sie werden mich nicht mißverstehen; aber ich bitte Sie, dringen Sie einstweilen nicht

auf ein ferneres Beisammensein. Suchen Sie mich dann in Berlin auf. Wir müssen beide erst im Notwendigsten klar sehen, und das würde uns durch eine verfrühte Entscheidung unmöglich. Es kam alles so Schlag auf Schlag. Ich rechne auf ein Wiedersehen und freue mich darauf. Aber die Wochen bis dahin gilt es auszunützen. Ihre Helene."

Natürlich verfügte ich sofort meine Abreise, und schon in denselben Morgenstunden zog ich die schöne Straße, von wo man das ganze grüne Thal mit seinen freien Ausblicken und den sanften, lang hingestreckten Höhenzügen übersieht. Der Horizont schimmerte wie ein feines blaugraues Seidenzelt, und ich wurde die Erwartung nicht los, als müßten sich nun gleich Vorhänge heben und dahinter irgendwelche Schneeberge erglänzen; so sehr hatte sich das Auge beim Genuß der schweizerischen Berglandschaft diesen lockenden Hintergedanken angewöhnt. Da nun mein Verstand dazwischenfuhr und ich mir sagen mußte, daß hier im Harz nichts dergleichen zu verlangen sei, sondern man sich mit dem sichtbaren Grün zu begnügen habe, verdroß mich die an sich doch reizende und an meiner Enttäuschung unschuldige Gegend, und so mißmutig wie möglich ging ich daran, mir meine nächste Zukunft zurecht zu legen.

* * *

In Berlin, wo ich mich zunächst ansiedelte, mietete ich mich, wie ich mir versichern ließ, bei einer stillen, zurückgezogen lebenden Witwe ein. In Abwesenheit der Herrschaft hatte ich mit der alten Dienstmagd verhandelt. Als ich mit meinen Sachen anrückte, öffnete mir aber eine blutjunge und bildhübsche Dame, die sich mir gleich freundlich erwies und ein gewähltes Deutsch sprach. Nur klang ihre Stimme unschön rauh und heiser. Sie stellte sich mir als die Hauswirtin

vor. Sie hieß Behnke und ließ sich Frau Rechnungsrat nennen. In der That begegnete man an den Wänden, auf Nebentischchen und Etagèren mehrmals ein und derselben Mannsperson, in mancherlei Tracht und allen Lebensaltern, deren etwas grämliches Aussehen und nicht sehr forsche Haltung wohl auf einen kleineren Unterbeamten schließen ließ. Da er überzeugend nach einem Geizhalse aussah, mochte er mit glücklichen Geschäftchen und kluger Verwaltung Vermögen gemacht, sich gelegentlich in das schöne Mädchen vergafft und dann zu richtiger Stunde das Zeitliche gesegnet haben. So wenigstens glaubte ich mir das Dasein dieser Witwe zusammenreimen zu müssen, und was ich nach und nach durch sie selbst und von der Aufwärterin erfuhr, bestätigte durchweg meine Vermutungen. Die begründeten Zweifel, ob ich nicht nach kürzester Frist anderswohin umziehen sollte, wo die Gefahr, Gegenstand unliebsamer Aufmerksamkeit zu sein, mindergroß wäre, verschwanden allmählich angesichts der immer freundlichen, aber nie aufdringlichen Beziehungen, die Frau Behnke zu mir ihrem Mieter zu unterhalten wußte. Alle die kleinen Verpflichtungen und Verbindlichkeiten, zu denen ein Aufenthalt, zumal ein erster, in einer Weltstadt zu führen pflegt, half sie auf kluge und taktvolle Weise erledigen, und da ich in der ungeheuren Menschenzahl nicht einen einzigen Bekannten hatte, da ich zudem in dem nunmehr über mich hereingebrochenen Abschnitt meines Lebens begreiflicher Weise leicht gedrückten Sinnes war und nicht zum wenigsten da die Nachwirkung von Italiens Luft und Schönheit es mir schwer werden ließ, mich in die Eigenheit der märkischen Sandebene zu finden, so hatte Frau Behnke geradezu Anrecht auf eine gewisse Dankbarkeit von meiner Seite. Ihre stets sich gleichbleibende Munterkeit und der harmlose Plauderton ihrer Unterhaltung fröderten mich unbesehen über manche sonst tote Stunde hin-

weg in ein gut befahrbares Geleise hinein, wo ich dann alsbald vom Flecke kam. Denn mit all den täglichen Umständen, die unser einer immer wieder versucht ist, schwerfällig zu nehmen, wurde sie auf oberflächliche Weise im Handumdrehen fertig, und der unversiegliche Berliner Mutterwitz, von dem auch sie ihr gutes Teil mit abbekommen hatte, belustigte mich den Fremdling unabgeschwächt jedes neue Mal.

Doch mag es sein, daß ich ihr Benehmen gegen mich für unberechneter und absichtsloser hielt, als es wirklich war; denn gegen das Treiben meiner Umgebung, wie es auch sonst hätte sein mögen, war ich in dem gegenwärtigen Zeitpunkt von vornherein abgestumpft durch das große Eine, das mein Inneres unablässig beschäftigte und bis in den Schlaf hinein in Anspruch nahm. Die kurze Begegnung mit Helene Klinger hatte das rastlos spielende Triebwerk meines Lebens sozu sagen mit einem Handgriff abgestellt, und es fragte sich, bevor man es weiter seinen Gang gehen ließ, ob es nicht wesentlicher Verbesserungen und Umformungen bedürftig sei. Vor allem galt es ganz genau den Wert meiner Erlebnisse gegen einander abzuwägen und daraus ein Facit zu ziehen, das den ferneren Verlauf meines Daseins bestimmen sollte. Um nun aber meine Vergangenheit auf ihre Ausgaben und Einnahmen hin in deutlicher Rechenschaft abschätzen zu können, war es notwendig, nachträglich noch darüber Buch zu führen. Und so stand schon am Ende meiner Harzreise der Entschluß fest, die jetzt hier vorliegenden Lebenserinnerungen aufzuzeichnen, um dadurch meine Zukunft fest in die Hand zu bekommen. Ohne diesen Plan in seiner Ausführung überstürzen zu wollen, gedachte ich mich in Berlin sachte dahinter zu setzen; doch kaum hatte ich die Arbeit behutsam unternommen, so befiel mich ein derartiger Feuereifer, daß ich ohne aufzusehen in einem Zuge weiterschrieb.

Nur wenn eine eingetretene Ueberspannung es durchaus forderte, verstand ich mich zu einer Pause, die ich dann irgend einer Sehenswürdigkeit widmete. So besuchte ich eines Nachmittags die große Jahresausstellung der Berliner Künstlerschaft. Sie war eben sehr stark besucht. Das Geräusch der Bewegung von hundert und aber hundert Menschen widerhallte oben an dem gewölbten Glasdach, daß es war, als wirkten unsichtbar aber nicht lautlos dort oben die Geister weiter, die eine solche Summe von Arbeit unten zur Schau stellten. Wenigstens fuhr mir dieser unnütze Gedanke durch den Kopf. Da bemerkte ich unversehens in den Anlagen, wo die Skulpturen standen, vor dem „Orpheus", dem gerühmtesten Bildwerke der Saison, Helene Klinger und eine vornehme, hochbetagte Dame. Es konnte Niemand anders sein, als die alte Excellenz, der sich Helene ins Herz gesungen hatte und bei der sie nun als ihre Tochter lebte. Ich ward erst nicht gesehen, schlich mich hinter den Gebüschen herum, mußte schließlich aber doch an ihnen vorüber und entledigte mich des Grußes auf eine gewisse Entfernung, ohne auf die Damen zuzutreten. Doch kam Helene, kaum hatte sie mich bemerkt, angelegentlich zu mir hingeeilt und brachte mich zu Frau von Fredow, die mich wie einen alten Bekannten mit auserlesener Herzlichkeit begrüßte. Auf den ersten Blick wußte ich, daß es sich für mich um eine Begegnung handle, die einem nur zur seltenen Ausnahme beschieden ist. Ich habe denn auch weder vorher noch nachher eine nur annähernd so in sich vollendete, mit einem Worte eine so bedeutende Frau kennen gelernt. Das Wesen meiner eigenen Mutter, an die ihr Aeußeres entfernt gemahnte, war durch die Hoheit des Blicks, durch den gebieterischen Adel der Stimme und die großzügige Freiheit ihrer Bewegungen ins Majestätische gesteigert, und dieser ihr erster Eindruck auf mich wirkte um so

siegreicher, als er ja nur wenige Augenblicke umspannte und sich in den paar Worten erschöpfte, die sie an mich zu richten geruhte. Denn kaum war die Begrüßung erfolgt, so meldete sich ein galonnierter Diener, der barhaupt vor die Damen hintrat, zum Zeichen, der Wagen sei vorgefahren. Sofort ergriff ich alle Anstalten, mich zu entfernen, wurde jedoch nur unter der Zusage eines baldigen Besuches entlassen und dabei gab ein Wort so sehr das andere, daß es erst am Wagenschlage zum eigentlichen Abschiede kam.

Dank dieser hohen Beigabe war das Wiedersehen mit Helene zu einem doppelten Ereignis geworden und bürdete mir ungeachtet der hellen Freude, die es mir bereitete, denn doch auch die bisher kaum gekannte Sorge um meine gesellschaftlichen Fähigkeiten auf die Seele. Frau Rechnungsrat Behnke, für diesen Kummer der beste Beirat, den ich mir nur wünschen konnte, erbot sich, mir bei der erforderlichen Ergänzung meiner Garderobe an die Hand zu gehen, und wußte mir die Wichtigkeit der zu treffenden Maßnahmen eindringlich ans Herz zu legen.

„Sie sind nicht eitel genug,“ behauptete sie immer wieder, und zupfte oder strich bald da bald dort an meinem Kleid oder Haar irgend etwas Widerspenstiges zurecht. Ich verwunderte mich über die Maßen, wie sie in allem Bescheid wußte, was Herrenkleidung betraf, nicht nur den neuesten Schnitt, nicht nur die modische Farbe, sondern auch die Geschäfte, wo das preiswert und dauerhaft zu haben war. Sie lächelte verschmitzt und meinte, das gehöre doch heutzutage zur Bildung. Aber nicht genug, mir beizustehen, ließ sie zugleich nie davon ab, sich selbst, die doch schmuck genug war, immer fort weiter zu verschönern oder dies und jenes an sich nachzubessern, wobei sie dann wieder mich zu Rate zog.

Kam sie von einem Ausgang zurück, den sie zu Erkundigungen für mich unternommen hatte, so klopfte sie kaum bei mir an, sondern hatte fast gleichzeitig auch schon die Thüre geöffnet, und berichtete nun plaudernd auf der Schwelle, indem sie, um ihn abzunehmen, nach dem Hute hinaufgriff und in der Stellung der erhobenen Arme auffallend lange verharrte; dabei ließ sie einzelne Wendungen und Drehungen ihres schönen Leibes geschickt mit unterlaufen. Oder sie brachte mir etwas ins Zimmer hinein, tupfte mit dem parfümierten Battisttüchlein ihre mit einer leisen Puderschicht bedeckten Wangen, trat rasch an den Spiegel, reckte das Gesicht, angeblich der mangelnden Helligkeit wegen bis dicht an das Glas, sodaß ihr dünnes, elfenbeinernes Hälschen aus dem Kleide heraustrat, und ließ dann zufällig, aber doch ausnahmslos jedes Mal ihr Taschentuch auf meinem Tische liegen.

* * *

Nachdem ich bereits mehrmals der Ehre gewürdigt worden war, bei Ihrer Excellenz der Frau Staatsminister von Fredow zum Thee oder in kleinstem Kreise zu Tisch gebeten zu sein, fand ein größerer Empfang statt, zu dem ich ebenfalls geladen wurde. Im Vorraum zum Salon empfing mich Helene. Ich sah sie zum ersten Mal in großer Gesellschaftsrobe. Sie trug ein ausgeschnittenes Kleid aus meergrüner Seide und auf der Brust ein paar rote Steine in schlichter Goldfassung, während ein Diadem funkelnder Rubine ihr Haar krönte. In der bereits zahlreich anwesenden Gesellschaft begegnete man ihr mit großem Respekt, ja mit einer Art Unterwürfigkeit. Mit einem gewissen Mißbehagen, wenn ich es auch verzeihlich fand, bemerkte ich, wie Helene sich zwar durchaus geschmackvoll, aber eben doch unverkennbar als Berühmtheit aufspielte und an natürlichem Betragen noch

gegenüber unserem Wiedersehen im Harz oder den Begegnungen seither an Schlichtheit eingebüßt hatte. Doch mochte es undankbar von mir sein, sie dessen zu zeihen, da sie mich sichtbar bevorzugte und sogar um meinen Arm bat, sodaß wir als Paar vor der Frau Staatsminister zur Begrüßung erschienen. Nachdem mich dann diese und nachher auf einer neuen Tour durch die Zimmer Helene mehreren Herrschaften vorgestellt hatte, überließ man mich mir selber. Ich zog mich in eine Ecke zurück und entnahm einem Präsentierbrett, das der Diener mir vorhielt, ein Glas kühler Limonade. Damit stand ich nun allein da, horchte behutsam rings um mich her und rührte mit dem Löffel den Syrup im Glase um. Da hörte ich dicht vor mir von der Unsterblichkeit der Seele reden. Ich blickte auf und sah zwei ältere, feine Herren, von denen der eine Generalsuniform trug, in diesem Gespräche begriffen: der andere, mit einer gewölbten, breiten Stirn und einem scharfen Zug um den Mund leugnete für seine Person den Glauben an ein Leben nach dem Tode; der General hingegen zeigte trotz seiner straffen Körperhaltung sehr milde und für ein derartiges Problem fast ängstliche Gesichtszüge und hielt standhaft an einem Fortleben nach dem Tode fest. Ich sah seine Lippen sich bewegen, erhaschte einiges, was er von seiner Zugehörigkeit zu seinen verstorbenen Angehörigen als Beweis beibrachte; aber immer wieder fuhr sein Partner, offenbar ein Professor, mit schneidender Stimme dazwischen und damit nicht genug, ertönten nun auch noch aus dem Nebensaale präludierende Accorde und wischten das Wort, das der Rettung des Glaubens bestimmt war, unverstanden weg. Gleichzeitig kam Helene auf mich zu und zog mich an den Flügel, damit ich sie zu den Liedern, die wir zusammen einstudiert hatten, begleitete.

Das Diner fand an kleinen Tischen statt. Ich hatte meinen Platz wieder zu Helenens Linken und war aufs neue ihr sichtlich bevorzugter Kavalier. Gegen Ende der Tafel erregte ein überlaut geführtes Gespräch an dem Tische, wo die Herrin des Hauses saß, die allgemeine Aufmerksamkeit der Gesellschaft. Neben der Frau Staatsminister befanden sich jene beiden Gegner in dem von mir vorhin belauschten Gespräche, der kommandierende General und jener untersetzte kleine Professor, dessen ganzes Wesen nur aus Verstand zu bestehen schien, wie sich auch seine Gesichtszüge auf wenige Hauptlinien zurückführen ließen. Ich erkundigte mich flüsternd bei Helene nach seinem Namen. „Was? Ulrich Hölping kennen Sie nicht?“ flüsterte sie zurück, „kennen Große Tiere nicht und wollen in der Gesellschaft verkehren.“

„Ich bleibe dabei,“ schrie nun Hölping hörbar, „positive Religion zu haben ist für den betreffenden Besitzer zweifellos ein Glück, ein beneidenswertes Glück, wenn er sich auf die Dauer allen Anfechtungen der Kritik zu entziehen vermag. Ich kann einem vorwiegend religiös veranlagten Menschen nur raten, sich Watte in die Ohren zu stopfen.“

„Ein ganz abscheulicher Rat!“ versetzte die Gastgeberin und hob die Tafel auf, sammelte jedoch im anstoßenden Saale alsbald die Gesellschaft um sich und veranlaßte nun den Professor Hölping, seine Weisheit aufs neue auszukramen. Der ließ sich das nicht zweimal sagen und verfiel nun vollends ins Dozieren.

„Was wollen Sie, meine Damen und Herren, echte, ernsthafte Bildung verträgt sich nun einmal nicht mit echtem und ernsthaftem Glauben. Positiv religiöse Menschen sind und bleiben Lebensdilettanten.“ Dann artete seine Belehrung in einen förmlichen Erguß aus, in dem ich mich trotz allen „Erstens“, „Zweitens“, „Drittens“, bald nicht mehr auskannte.

Ich war eben schlecht bei der Sache; denn ich hatte die alte Excellenz nicht aus den Augen verloren und es war mir nicht entgangen, wie sie Helene still an sich heranwinkte, offenbar mit der Bitte, ihr etwas zu holen. Wie geschah mir nun, als diese nach einiger Zeit zurückkam und vor ihre Gönnerin die große grünseidene Mappe hinlegte, die wie ich wußte das Manuskript meiner Lebensbeschreibung enthielt! Ich hatte ja jene Aufzeichnungen zu dem Zwecke begonnen, mich vor Helene darzulegen, und seit die Blätter an sie ausgeliefert waren, und ihre mütterliche Freundin um die Erlaubnis hatte bitten lassen, Mitleserin zu sein, wußte ich meine Vergangenheit in die sanfte Teilnahme weiblicher Herzen gebettet. Und nun durfte ich mit meinen Augen sehen, wie die marmorbleiche, unvergleichlich schöne Hand der hochbetagten Frau, mit der sie schon wer weiß wie viele durch die Fährlichkeiten des menschlichen Daseins hindurch geleitet haben mochte, schützend über der Geschichte meines Lebens lag. Ihr gütestiller, seelenklarer Blick grüßte mich hoheitsvoll, und ich bemerkte, wie sie unwillig lächelnd nach dem Professor hindeutete, der nun mit weit ausgreifenden Bewegungen der Arme das Gewicht seiner Demonstrationen zu verstärken suchte. Die nächste Pause nahm dann Frau Staatsminister wahr, um die Versammlung für sich um geneigtes Gehör zu bitten. „Frauen," so begann sie, „sind im allgemeinen logisch zwingenden Folgerungen lange nicht so zugänglich, als lebendigen Beispielen, die ihnen die tägliche Erfahrung gelegentlich zur Verfügung stellt. Und so kann ich denn auch die Anschauungen über Religion, von denen ich mich gegenwärtig leiten lasse, nicht aus einem akademischen Vortrage beziehen, so kluge und richtige Gedanken er enthalten mag, denn zu meiner großen Freude bin ich dieser Tage durch eine schöne Fügung thatsächlich mit echt religiösem Fleisch und Blut zusammen-

geraten.“ Dabei löste sie die Masche an der grünen Mappe auf und legte die Handschrift frei; dann deutete sie nach mir hinüber. „Unserm lieben Freunde dort hinten,“ sie lächelte sehr fein, und nur Helene und ich konnten wissen, was es mit diesem Lächeln auf sich hatte, „danke ich die Bekanntschaft mit einem recht merkwürdigen Schriftstück, das die Seelengeschichte seines verstorbenen Bruders, eines schweizerischen Dorfpfarrers, enthält.“

Ich mußte nun der Gesellschaft einzelne Partieen vorlesen, die Frau von Fredow und Helene abwechselnd auswählten, teils die Schilderungen meiner seelsorgerlichen Thätigkeit in Rudiswyl, teils die Träume und Gesichte, die sich auf meine Liebe zu Helene bezogen. Wohl eine gute Stunde durfte ich so meine armseligen Angelegenheiten vor einer hochgebildeten und fein empfindenden Zuhörerschaft aufleben lassen. Dann zog meine ehrwürdige Beschützerin das Manuskript wieder an sich und richtete ihren Blick herausfordernd auf Professor Hölping: „Und was sagen nun Sie dazu?“ fragte sie fast schelmisch.

Der Angeredete war aber auch diesmal keineswegs zu verblüffen, sondern ließ alsobald seine Wohlredenheit spielen: „Ja, sehen Sie, Excellenz, das ist etwas anderes. Wir haben es hier mit einem ganz ausnahmsweisen Fall von Idealismus zu thun, und wer könnte sich darüber mehr freuen, als ich, der ich dem Zeitalter Bismarcks auf seinen Idealismus hin nie recht getraut habe. Und weiße Raben sind nun einmal mein Steckenpferd, verzeihen Sie das entsetzliche Bild.“ Dann verbeugte er sich mit einer halben Drehung nach mir hin: „Ihr leider verstorbener Herr Bruder muß eine jener seltenen Persönlichkeiten gewesen sein, die ohne Rest im Dienst für die Idee sich aufgezehrt haben. Und da kann ich auch jetzt nur wieder in aller Bescheidenheit versichern,

daß gerade der Schwerpunkt meines viel angefochtenen Systems in der Freiheit des Individuums, mit einem Wort in dem siegreichen Kampf um das Subjekt liegt und immer gelegen hat. „Also!" dabei hielt er triumphierend inne, und auf seinen Mienen schillerte das Lächeln von Sedan, „Excellenz haben mir den denkbar schönsten Beitrag zu meinem System beigesteuert. Ich kann mit dem besten Willen keinen Widerspruch zu meiner Behauptung herausbekommen. Im Gegenteil die willkommenste Bestätigung!"

Obwohl nun die fortgesetzte Beweisführung seiner philosophischen Unschuld unter der Hand ausgiebige Lobsprüche für mein einstiges Thun und Lassen abwarf, besah ich mir den superklugen Herrn doch mit scheelen Blicken von der Seite und konnte einen Anflug von Haß gegen ihn nur schwer unterdrücken, weil er immerzu wohlaffektioniert und überlegen den mir theuern und schmerzlich erworbenen Besitzstand meiner Seele pfundweise auswog und die einzelnen Stücke mit der richtigen Etikette versah.

Doch konnte solch ein ärgerliches Gefühl in mir dennoch nicht hochkommen, weil meine Brust von heimlichem Stolze und den seligsten Erwartungen geschwellt war. Ich sah ja dort Helene, die unter den jungen Damen stand — die Gesellschaft hatte sich nun erhoben und nahm den Kaffee — wie sie unverwandt gütig und teilnehmend zu mir herübersah. Da es in dem Hause üblich war, spätestens schlags elf Uhr aufzubrechen, so wollte dann auch ich mich mit allen Uebrigen empfehlen; indessen hielt mich Helene sachte zurück, bat mich leise, ihr in ein kleines Nebenzimmer zu folgen, und legte, kaum waren wir eingetreten, die Thüre behutsam ins Schloß. Ich konnte nichts anderes denken, als nun endlich sei die Stunde da, ihr Jawort zu empfangen. Jedoch bemerkte ich zu meinem grenzenlosen Erstaunen bei näherem Zusehen auf

ihrem Gesichte eine Verwirrung, so ganz anders als die Verwirrungen sind, die das Glück anrichtet. Doch wußte sich Helene zu beherrschen und gab mir in mühsam bewahrter Fassung einen Bescheid, der allerdings an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig ließ.

Seit dem Wiederfinden im Harz nannten Helene und ich uns, sobald wir unbelauscht waren, Du. Doch hatte schon damals, da ich halbwegs immer noch das zarte Bild meiner Träume in ihr verehrte, keine eigentliche aufflammende Leidenschaft sich meiner bemächtigt, und zumal Helenens Hingebung war auch in der Inbrunst der Küsse, die wir beim Sonnenuntergang am Waldrande tauschten, mäßig geblieben. Jetzt aber, nun ich hinter ihr her über die Schwelle das verschwiegene Gemach betrat, schlug die Sehnsucht der vielen Jahre in mir helle Flammen. Ich hätte auch Helene ohne irgend welches Besinnen sofort umschlungen und mit unzähligen glühenden Küssen überschüttet, wenn nicht ein flüchtiger Blick in ihr Gesicht, als sie nun stehen blieb und es mir zukehrte, hinter meine Wagelust sofort ein faustdickes Fragezeichen gesetzt hätte.

„Um Gotteswillen!" rief ich aus, „was ist Dir, liebes Kind? Bist Du unwohl?"

Sie rang sich mühsam die Stimme frei, entzog sich sachte meinem Arme, faßte sich rasch und erklärte ohne Zögern: „Sieh, lieber Lucas, in den langen Jahren, da ich Dich liebte — denn Dich liebte ich, ohne zu wissen, wo Du warst und ob ich Dich jemals wiederfände — da hat sich meine Liebe ein festes, fertiges Bild von Dir geschaffen, und an diesen Heland glaubte ich. Jetzt, wo ich das Bekenntnis Deines Lebens gelesen und wieder gelesen habe, das, ich fühlte es, Dein innerstes Wesen enthielt, da trat mir doch ein etwas anderer Mensch entgegen, kein schlechter, kein unedler, gewiß

nicht, aber ein Zweifler, ein unruhig Tastender, einer, der über seinem Glauben eben doch die Kraft nicht gefunden hat. Und nun befehden sich Deine beiden Gestalten in meiner Seele, noch sind sie nicht übereingekommen, noch herrscht Zwietracht. Nur einem Starken, einem Sicheren könnt ich mich anvertrauen."

Ich nahm diese ihre Erklärung zuerst für eine Aeußerung weiblicher Laune, ja für eine Finte, die mich ein wenig hinters Licht führen sollte, und war geneigt, diesen Umweg, in den Helene einbog, erst recht für eine Andeutung des nahen Zieles zu halten. Ich traf also Anstalten, sie über diesem Kleinglauben gelinde auszulachen. Aber kaum hatte ich den spaßhaften Ton angeschlagen, so übernahm sie der Schmerz. Müde legte sie ihr Haupt neben meines; ein tiefes Ach entrang sich ihrer Brust, und sie weinte leise an meiner Schulter. Da sah ich zu meinem Schrecken ein, daß es Ernst galt, und mußte mich streng zusammennehmen, damit ich nun die richtigen Worte fand. Dann sagte ich: „Nein, teure Helene, nein, wir wollen ganz aufrichtig sein und keine Folgen fürchten, selbst nicht den Untergang unseres Glückes. Sprich! Ist dieses Menschenwesen, wie es in meinem Buche waltet, im Stande, Dich über Dich selbst hinauszuheben, Dein guter Geist zu heißen, Dein besseres Ich?" Das war eine Anspielung an das Lied, das sie vorhin zu meiner Begleitung hinreißend schön gesungen und auf den rauschenden Beifall der Zuhörer hin hatte wiederholen müssen.

Auf diese Frage richtete sie sich plötzlich wie mit einem Sprung auf. Als hätte sie sieben Nächte hintereinander durchwacht, stand sie abgehärmt vor mir und bleich wie ein Schatten. „Vergiß alles!" sagte sie tonlos, „o, ich fühle, es ist vorbei zwischen uns; denn im Grunde des Herzens sind wir gegen einander abgekühlt."

Diese Worte klangen mir noch rätselhafter, als alle früheren, und steigerten beträchtlich die peinliche Stimmung, in der ich mich befand. Doch wollte ich, da Helene so vernünftig that, auch nicht unverständig erscheinen und bemerkte trocken: „Gewiß; ich frage mich ja selbst, ob ich ein Recht habe, Dir vor Deinem Berufe zu sein.“

Im selben Augenblick, da ich das sprach, überfiel mich unabwendbar eine eigentümliche Enttäuschung. Als vorhin Helene von ihren Gefühlen übermannt noch einmal an meiner Schulter lehnte und dabei ihr weiches blondes, jedoch nicht reiches und im Glanz etwas mattes Haar mir vor den Augen und um die Wangen spielte, da war mir plötzlich gewesen, als wäre eine früher daran wahrgenommene Leuchtkraft nun mit einemmal verblaßt; denn irgendwoher leuchteten goldene Sonnenlocken von fern unberufen in meine Gedanken. Aus welchem Grunde, ging mir aber in jener Entscheidungsstunde, die zum Grübeln keine Zeit ließ, noch nicht auf.

Nun spürte ich, wie das Unvermeidliche sich über uns zusammenzog, und preßte dann aus schwerem Herzen hervor, ohne die in diesen Worten enthaltene Rhetorik umgehen zu können: „Helene, wenn wir uns scheiden, so lehre Dein Lied die Liebenden jenes Glück leben, das uns versagt ist.“

Nun waren wir beide mit unserer Weisheit zu Ende. Stumm und elend standen wir einander gegenüber. Wir kannten keinen Trost. Es gab auch keinen. Indessen über uns im alten Himmelsplan ihr Stern und mein Stern für immer auseinander schwebten.

Als wir so weder aus noch ein wußten, trat Frau von Fredow unter die Thüre und trug mein Manuskript, eingepackt, zum Versand bereit. Ich erfuhr jetzt, daß Helene auf ihren Rat hin sich entschlossen hatte, mit mir zu brechen. „Glauben Sie mir,“ sagte nun die verehrungswürdige Frau

mit mütterlicher Güte, „Helene war keine Frau für Sie. Ihre Liebe ist die Kunst, und da wären Sie zu kurz gekommen. Es ist ferner immer von böser Vorbedeutung für eine Ehe, wenn die künftige Gattin aus dem Range eines Ideals zur alltäglichen Lebensgefährtin erniedrigt werden muß. Ich durfte es Helene, gerade weil ich nun Sie beide kenne und liebe, nicht raten, von dem unnahbaren engelhaften Bereich, in den sie von Ihnen versetzt worden war, zu den Reihen der Irdischen herunterzusteigen." Während dieser Worte hatte Helene das Zimmer verlassen, indessen mir die greise Dame mein Manuskript aushändigte und mich unter trostreichem Zuspruch nach der Thüre geleitete. Als sie mir ihre Hand reichte, beugte ich mich darüber hin und bedeckte sie mit den Küssen, die ich den Wangen einer Braut zugedacht hatte. Zugleich brachen mir die heißen Thränen aus den Augen.

* * *

Als ich einigermaßen zu mir kam, stand ich auf der Straße. Jählings fuhr ich auf und sammelte mich. Ein träger Droschkengaul schleifte seinen Wagen an mir vorbei. Der Kutscher baumelte querüber auf seinem Bocke; er schlief. Ich rief ihn an, sprang hinein und schrie ihm meine Wohnung zu. Wie besinnungslos jagte er davon. Er war wohl betrunken. Er konnte nicht mehr von Sinnen sein, als ich es war. Ein ganzes Heer von Teufeln schien hinter dem Fuhrwerk herzujagen. Ich warf mich schräg in die Wagenecke und bedeckte das Gesicht mit beiden Händen. „Warum haben wir keine Klöster?" stöhnte ich, „wo kann denn unser einer noch anders hin, als in ein Kloster?"

Ich wankte das Treppenhaus hinauf und klirrte mit den Schlüsseln, als sich unvermutet die Flurthüre von innen öffnete und Frau Behnke in einem ungewöhnlich prächtigen Staate

vor mir stand. Sie mußte soeben aus dem Theater zurückgekommen sein, obschon Mitternacht bereits vorüber war. Ueber ihrem reichen kastanienbraunen Haare trug sie einen breitrandigen schwarzen Hut mit drei kostbaren tiefschwarzen Federn. Ihr üppiger Körper war in ein ebenfalls schwarzes Seidenkleid gehüllt, das aber nicht nur durch den Glanz des Stoffes, sondern mehr noch mit einem überreichen Jaisbesatz verlockend und unheimlich funkelte. Außerdem waren ihre vollen, runden Arme mit einem durchsichtigen schwarzen Schleierärmel verhüllt, und wenn auch der feine Hals bis dicht unter das Kinn mit einem hohen schwarzen Seidenkragen abgeschlossen war, so lag dafür die freie, breitausgelegte Brust in tiefem Ausschnitt unter der schwarzen Schleierhülle offen da, sodaß unter der darüber gespannten Vergitterung die rötliche Farbe des Fleisches hervorglühte und das Herz des verführerischen Weibes in langsamen Wallungen auf und niederwogte.

„Mein Gott, was ist geschehen?" rief sie erschrocken, als ich so plötzlich kreidebleich und kaum mehr zu erkennen vor ihr stand.

„Nichts, nichts, rein nichts!" schrie ich, „aber fort muß ich, noch diese Nacht fort. Schaffen Sie mir meine Koffer her." Und dabei warf ich mein Manuskript, das ich krampfhaft in der Hand hielt, auf den Tisch, rannte an den Kasten und riß alle Sachen heraus.

Frau Behnke folgte mir in mein Zimmer, geräuschlos, ohne ein Wort zu sagen; als ich dann den Blick erhob, sah ich sie durch den Rahmen der offenen Thüre, die zu meinem Schlafzimmer führte, auf meinem eigenen Bette in unkeuscher Lässigkeit hingegossen daliegen. Die schwere Seide ihrer Robe knisterte in den Falten. Einen Fuß hatte sie noch auf der Erde; mit dem andern schwebenden, winzigen Füßchen wippte

sie wie von ungefähr sachte auf und nieder, sodaß der violette Seidenstrumpf in den blendenden Spitzen des Unterkleides sichtbar wurde.

„Ich bin so müd, so müd,“ flüsterte sie und spähte dabei mit halb geschlossenen Augen zu mir hin. Die Lampe mit dem grünen Schirm hatte sie sich in die Nähe gestellt, und wurde nun, lang hingestreckt wie sie dalag, von dem gedämpften, leichenblassen Lichte übergossen. Dabei blieb sie ohne Zeichen einer Aufregung über etwas Außergewöhnliches, wodurch die Situation unbesehen von Sekunde zu Sekunde an Selbstverständlichkeit gewann. In unterbrochenem Redefluß plauderte sie an mich heran, über Gleichgiltiges, Drittes, als wüßte sie, daß ihr schönes Deutsch, wenn sie es mit ihrer tiefen, etwas belegten Stimme in melodischer Tonlinie auf und nieder führte, eines Inhaltes füglich entbehren und durch sich selber zur Genüge bestehen konnte. Und was sie auch sagte, es war von einem leisen, unaufdringlichen Lächeln begleitet.

Wie angewurzelt stand ich da und starrte sie an. Ihr Gesicht belebte sich leidenschaftlich mit sehnender Traurigkeit und bezauberndem Verlangen. Ich hatte die ‚Sünde‘ aus VonStätts ‚Fürsten der Welt‘ leibhaftig vor mir. Kaum blieb ich meiner Sinne mächtig. Ein verbotenes, heimlich kräuselndes Lustgewühl stieg mir aus der Erde durch die Fußsohlen in den Leib hinauf. Noch war die obere Region frei, Brust und Kopf unergriffen. Und so stand ich denn da und starrte und sprach nicht und rührte mich nicht.

Schließlich riß der Harrenden die Geduld. Sie erhob ihre Arme und rückte, nachdem sie die Hände einen Augenblick wie um Hilfe flehend in die Luft gereckt hielt, mit den Handflächen ihre Haartracht zurecht, da sie nun zugleich den Kopf etwas vom Kissen erhob. Eine nervöse Unruhe lief mir

über den Körper. Die matte Seide schillerte unstät; der schwarze Kohlensteinschmuck glitzerte und war nicht mehr still zu bekommen. Jetzt richtete sie sich auf und saß aufrecht am Bettrand. Eine unbestimmte, mädchenhaft liebliche Schüchternheit in Blick und Wesen legten der Gemeinheit noch Zügel an. Verstört saß sie da. Sie seufzte. Sie knirschte zwischen verhaltenen Zähnen hervor: „Was starren Sie mich denn nur immer in einem fort an? Wollen Sie mir das Blut verbrennen? Sie Stock Sie! Sie Milchbart Sie! Die größten Dummheiten begeh ich für Sie, die größten Dummheiten, daß Sie's nur wissen."

Damit war der Bann gebrochen; die unbewußt mächtige Lockung, die zwischen dem Weibe und mir in der Luft gehangen hatte, barst entzwei und fiel klirrend sozusagen in Scherben zu Boden. Dieser plumpe Ausbruch einer ganz gewöhnlichen Sinnlichkeit gab mir sofort die Herrschaft über mich selbst zurück. Noch entrang sich mir zwar die Antwort ohne Mitwirkung meiner Willenskraft rein mechanisch: „Sie haben es doch gehört; ich muß von hier fort. Wollen Sie mir denn zu guter Letzt wirklich noch lästig fallen?" Glücklicherweise aber bedurfte es keines weiteren Aufwandes; nur schon diese paar Worte thaten ihren Dienst vollkommen; sie wirkten abschließend, unerbittlich, als Befehl. Ich sah, wie eine unbegrenzte Verlegenheit das buhlerische Weib übermannte. Sie war glutrot und schämte sich bis unter den Erdboden. Aber nicht etwa in einem Anflug von Reue. Ihr war kein anderer Grund zur Erklärung meines Benehmens zugänglich, als die Annahme, ihre Reize seien mir nicht stark genug; ihre Verführung reiche nicht hin, meinen Sinnen zu genügen. Einigen abgerissenen Worten, die sie fallen ließ, entnahm ich, daß einzig das die Ursache ihrer Beschämung sei, in der sie nun ohne weitere Umstände mich zu verlassen sich anschickte.

Wiewohl ihr Benehmen mir damit doppelt abstoßend wurde, beschlich mich wieder doch einiges Mitleid mit ihr; ich hielt sie unter der Thüre mit einer Frage zurück, wechselte einige unverfängliche Worte mit ihr und rief ihr darauf noch nicht unfreundlich Guten Abend nach. Dann aber warf ich meine Stiefel ärgerlich auf den Flur und stieß mit einem unnötig kräftigen Ruck den Riegel meines Zimmers. Der Vorfall öffnete mir die Augen, wie ich ein anderer geworden war. Wo blieb gegenüber der leichtblütigen Lebedame die Strenge, mit der ich einst als Pfarrer auf Hans und Verena eingeredet hatte? Warum nicht auch ihr in heiligem Ernste zu sprechen? Aber statt mich über verminderten sittlichen Eifer zu grämen, erfüllte mich ein Rest von Genugthuung; wo blieb nun mein Vorsatz, mich auszuleben und nirgendwo Halt zu machen? Hatte nicht der kategorische Imperativ meiner kirchlichen Erziehung, das siebente ‚Du sollst‘ der alten zehn Gebote in aller Stille die Oberhand behalten? Also war ich trotz aller Abstriche, die meine Erkenntnis an der Kirche vorgenommen hatte, mit ihr durch einen geheimen Zusammenhang, durch eine unverbrüchliche Blutsverwandtschaft verbunden.

Aber auch zu einer pharisäisch selbstgefälligen Anwandlung blieb in meiner erschütterten Seele kein Raum mehr. Das hätte gerade noch gefehlt, daß ich in der inneren Qual über mein zusammengebrochenes Liebesglück einem begehrlichen Weibe anheim gefallen wäre! Eine öde, unbeschreibliche Leere ohne Grenzen erfüllte grau in grau meine ganze Empfindungswelt. Aus den Räumen meiner Seele war nun alles ausquartiert, was sie einst bevölkert und belebt hatte; nur nackte, kahle Wände gähnten mir entgegen, wohin ich nur immer meinen Blick gerichtet hielt, und angewidert von der ekelhaften Schalheit des menschlichen Lebens überließ ich mich der auf mich eindringenden Müdigkeit, worauf ich angekleidet in

meinem Lehnstuhl durch einen traumlosen Schlummer meinem Elende für den Rest der Nacht enthoben wurde.

* * *

Schon längere Zeit war es mir Bedürfnis gewesen, als Gegengewicht gegen die sich häufenden Anforderungen an meinen Willen meine Herrschaft über mich selbst auszubilden. So hatte ich mich denn, seit ich in Berlin war, auf Leibesübungen verlegt und zwar die Fechtkunst wieder aufgenommen, der ich einst als Student mit Vergnügen oblag. Täglich ging ich zu einem italienischen Meister und war bald in der einst gepflogenen Waffe, dem Fleuret, wieder heimisch. Um nun das entsetzliche Erwachen, das dem Schreckenstage meines Bruches mit Helene Klinger folgte, möglichst abzukürzen und dem Bedürfnis meiner erschlafften Muskeln nach Bethätigung zu genügen, begab ich mich gegen meine Gewohnheit früh morgens schon auf den Fechtboden, wo ich dann infolgedessen eine andere Gesellschaft von Freunden ritterlicher Uebungen vorfand, als die mir sonst bekannte. Auch der sehr interessant aussehende Herr, der mich in gebrochnem Deutsch und mit der melodiösen Liebenswürdigkeit des Romanen zum Waffengange einlud, war mir gänzlich fremd; doch weckte sein Anblick vom ersten Augenblick an ein dunkles Gefühl in mir auf, als handelte es sich darum, längst verwehte Spuren wieder freizulegen. Auch in der Auslage wurde ich meiner Zerstreuung nicht Herr. Je mehr sein charakteristisches bartloses Schauspielergesicht über den Stößen sich entwickelte, desto dringender schien eine Erinnerung in mir aufzuwachen. Ich war nur halb bei der Sache, parierte ungenau, stieß nachlässig und sann und sann, bis plötzlich der Gegner mir den Speer mit einem trockenen Schlage beiseite warf, blitzschnell ausfiel und mit ausgelegtem, erhobenem Arme die Spitze rechts oben an

der Brust aufsetzte, so sicher, daß sich die Klinge wölbte: wär es nicht Spiel gewesen, er hätte mir das Herz durchbohrt. Den Augenblick, da er mit gesenktem Degen in die Stellung zurückfiel, ging es mir auf: es war ohne Zweifel der junge französische Komponist, dessen Bild in allen Schaufenstern aushing, weil eine kleine einaktige Spieloper von ihm im Theater des Westens durchgeschlagen hatte. Ich trat also auf ihn zu und bat um die Erlaubnis, ihn begrüßen zu dürfen, da ich ihn glaubte erkannt zu haben: dabei nannte ich ihm fragend den Namen jenes Tonkünstlers.

„Gewiß," versetzte er mit einem seltsamen Lächeln, „aber es ist nur ein Pseudonym. In Wirklichkeit heiße ich anders. Besinnen Sie sich denn nicht mehr?"

Dabei bohrte er mit seinen pechschwarzen Funkelaugen auf mich ein und verzog sein Lächeln vollends zu mephistophelischem Spotte. Nur eine kurze Weile noch blieb ich in rätselhaftem Erstaunen befangen; dann fiel es mir wie Schuppen von den Augen: vor mir stand Niemand anders als jener Pariser Vicomte, einst mein Nebenbuhler bei Lucie Monfort, Godefroy de Maubon.

„Wie in aller Welt kommen aber Sie hierher; nun ja, Ihrer Oper wegen. Aber verstehe ich Sie recht, so haben Sie hier überhaupt für länger Aufenthalt genommen."

Er bejahte das und schien sehr bereit, mir über alles Auskunft zu geben, während ich ihn nun des näheren ins Auge faßte: er war nicht viel weniger schmächtig, als ich ihn in Erinnerung hatte, sah aber im anschließenden, weißen Fechtwams kräftig und sehnig aus. Nur sein Angesicht mit dem gelichteten Haarwuchs und den verwitterten Gesichtszügen konnte leichtfertig durchschwärmte Jahre nicht verleugnen. Seine Rede machte daraus keinen Hehl.

„Sehn Sie," meinte er blasiert, „nun noch so ein bischen den Cosmopoliten spielen, ist das einzige, was für mich noch Reiz hat. Paris weiß ich nachgerade auswendig, und wer es nachgerade auswendig kann, bekommt schließlich auch Paris satt. Oder wenigstens schadet es nichts, wenn er sich im Auslande wieder Appetit auf Paris holt. Berlin ist ja eine so niedliche und elegante Stadt, und die Leute hier sind so unglaublich gutmütig. Noch niemals in meinem Leben bin ich so Halbgott gewesen, wie jetzt hier. So oft ich vor eine Rampe trete, jubelt man mich beinahe tot, so oft ich ein hübsches Weib fixiere, hab ich's auch schon am Halse."

Ungefähr in diesem Tone ging's nun weiter. Dennoch verbrachte ich, da ich ja doch nichts zu versäumen hatte, und froh war, mir selbst entfliehen zu können, den ganzen geschlagenen Tag mit dem Franzosen. Erst gingen wir ins Café frühstücken, dann spazieren, dann nochmal frühstücken, dann wieder spazieren — wie es so Brauch ist bei den Leuten vom schönen Geist, wenn sie Zeit und wenn sie Geld haben. Zum Mittagstisch brachte er mich, da wir eben des langen und breiten von Italien geschwärmt hatten, in ein venetianisches Restaurant, wo er Stammgast war; mir war es bisher entgangen.

„Um so besser, dann lassen Sie mich nur machen," sagte er mit der Miene des Gönners, und kaum waren wir eingetreten, als das gesamte Personal uns die größte Aufmerksamkeit erwies. Es wurde uns in einem Nebenraum aufgewartet. Nachdem wie der Eßtisch aussah, hätte man kaum erraten, daß man im Norden sei. Auf einem gestickten Läufer standen zwei kupferne Kessel, jener mit rotem Mohn, dieser mit Glycinen angefüllt. Dazwischen kunstvolle Aufsätze von Orangen und andern Südfrüchten, zu denen sich dann im Laufe der Tafel allerlei Flaschen gesellten, schlanke von

braunem Glase und echt italienische mit strohumflochtenen Bäuchen und dünnen Hälsen. Wand und Decke des hohen Gemachs waren mit scharlachrotem Tuch ausgeschlagen und mit einem riesigen Buffet möbliert, dessen braune Schäfte buntes Porzellangeschirr schmückte. Auch der alte Kellner mit grauem Schnurrbart und vornehm eingekniffenen Augendeckeln, ein gebürtiger Lombarde, erfreute als Figur. Er verfügte über sehr verbindliche Manieren, sprach sein Italienisch mit einer gewissen näselnden Distinktion, sodaß nur die Serviette unter dem Arm davon abhielt, ihn für einen Diplomaten zu halten. Als sich der Vikomte nach dem ungewohnt reichen Blumenschmuck erkundigte, dozierte der Aufwärter, indem er seinen Worten mit feinen Bewegungen der freien Hand noch Nachdruck verlieh, die Padrona feiere ihr Namensfest und beehre sich, den geehrten Gästen eine kleine Aufmerksamkeit zu erweisen. Auf die Frage aber, welche Heilige es denn heute treffe, sagte der Kellner mit nunmehr feierlicher Miene: „Santa Lucia!“

„Wohlan,“ warf de Maubon mir zu, „da können wir also mithalten.“ Er ergriff das eine der eben gefüllten Gläser, hob es mir entgegen und rief: „Santa Lucia!“ Ich folgte seinem Beispiele und sprach ihm auch den Namen nach.

„Ein Jammer und ewig schade,“ fuhr er dann fort, als er das in einem Zuge leer getrunkene Glas hinstellte, „ein geradezu königliches Weib, diese Lucie! Und die soll nun für das männliche Geschlecht verloren sein. Wenn in Gottes Namen nicht ich, dann meinetwegen ein Anderer, sagen wir also zum Beispiel Sie. Aber nur die keine alte Jungfer. Und doch hat sie es sich in den Kopf gesetzt und giebt einen Korb um den andern. Freilich vielleicht können wir noch von Glück sagen, denn gehorchen hätten wir müssen.“

Da der Vikomte durch den Wein noch mitteilsamer geworden war, erfuhr ich im Zusammenhange, wie es eigentlich um Lucie Monfort stand. Sie hatte die letzten Winter in Paris verlebt, in dem sehr eleganten Haushalt eines hortreichen Onkels am Boulevard Saint-Germain. Glänzende Anträge, auch ihr nicht unsympathische, blieben unberücksichtigt, ja selbst als es dem kränkelnden Vater ernstlich Kummer bereitete, ließ sie nicht mit sich reden. Der Grund ihres anhaltenden Widerstandes ist nie bekannt geworden, was man sich auch alles zugetuschelt haben mag. Schließlich mußte sie des zwecklosen Daseins als nicht zu erweichende Angebetete selber müde sein. Sie zog sich immer mehr von der Gesellschaft zurück und schließlich hieß es, sie sei die rechte Hand eines hugenotischen Geistlichen und stehe im Begriff, im großen Stil eine Wohlthäterin der Armen zu werden.

„Ach, ich sage Ihnen, ein königliches, ein göttliches Weib!“ wiederholte der Vikomte wieder, indem er tiefer in seine Erinnerungen versank. Plötzlich nahm er einen neuen Anlauf und erzählte mir: „Einen heißen Sommernachmittag — denn damals blieb sie bis Ende Mai — werd ich nie vergessen, die schönste Stunde meiner schönsten Zeit, der Zeit, da sie noch die Krone der Gesellschaft bildete und mich mit ihrer Gunst beglückte. Sie hatte mich auf drei Uhr in den Louvre bestellt, und eben war ich im Begriff, durch eines der Thore einzutreten, als rasch ein offener Herrschaftswagen vorfuhr, aus dem Lucie, er hatte noch nicht völlig angehalten, heraus und mir entgegensprang. Sie war vom Kopf bis zum Fuß schneeweiß gekleidet, ohne daß irgend eine dunklere Farbe das schimmernde Einerlei ihres Kostüms unterbrochen hätte. Sie trug einen englischen Strohhut, in jedem Ohr eine Perle und im Arm den weißseidenen Sonnenschirm mit elfenbeinernem Griffe. Wir wandelten in der stillen kühlen Halle zwischen

den römischen Steinbildern auf und nieder und standen dann mit einem Male oben an der breiten Treppe über der langen Galerie, an deren Ende das Wunder der griechische Plastik steht, die Venus von Milo. Ganz hinten, noch klein, aber schon schimmernd wartete sie. Und so wandelten denn Lucie und ich, ohne mehr ein Wort zu sagen, zwischen den Spalieren der Heroen und Musen, der Grazien und Pane langsam vor das Götterbild der Liebe. Es lächelte sein ewiges Lächeln auch auf uns. Und dieses Lächeln ließ sich, als wir nun andachtsvoll davorstanden, auf Lucies schönem Munde nieder. Sie wechselte Blicke mit dem Marmorbild, als stände sie in vertrautem, heimlichem Einverständnis mit der Herrscherin über die Herzen. Da zog ich den Hut und sagte zu Lucie: Ich huldige Ihnen vor der Venus von Milo. Darauf ergriff ich die Hand, die sie mir reichte, und küßte sie ihr. Dann entfernten wir uns, langsam wie wir gekommen waren. Immer noch das Lächeln der Göttin auf den Mienen, trat Lucie mit mir ins Freie. Die grauen leuchtenden Fronten des Louvre mit dem blauen Dach ragten aus den grünen Bäumen heraus. Sie wies die Diener an, sie am andern Ausgang des Gartens zu erwarten. Die feurigen Goldfüchse sprengten von dannen mit dem leichten Gefährt. Nach wenigen Schritten, die ich sie noch begleitete, verabschiedete ich mich von ihr, blieb aber stehen und sah ihr nach, wie sie herrlich, als wäre sie Aphrodite selber, von mir wandelte, sich durch den Tuilerienbogen entfernte und in die Anlage hinaustretend immer kleiner wurde. Bald schimmerte ihr weißes Kleid nur noch undeutlich, wie vorhin da wir nahten, das Marmorbild. Freilich diesmal nicht in feierlich enger Halle, nein in der Natur selber, umsäumt von Bäumen, umfächelt von Wasserkünsten.“ So erzählte de Maubon.

Freude, Neid, innigster Anteil und ich weiß nicht was sonst noch alles für Gefühle ergriffen mich, als er mir eben dieses sein Erlebnis mit Lucie berichtete. Mir selbst war es ja mit ihr eigentümlich genug ergangen. Wenige kurze Begegnungen hatten immer schon hingereicht, meine Selbstbeherrschung aufs Spiel zu setzen; aber immer wenn ich auf dem Punkte gewesen war, mich an Lucie zu verlieren, hatte eine zufällige Ablenkung das stärkere Andenken an Helene Klinger in seine Rechte eingesetzt und meine auf Lucie gerichteten Wünsche rückten damit in den Hintergrund. Nun freilich war alles ach so ganz anders gekommen. Helene ging mir verloren, und im Augenblicke selbst, als sich das vollzogen hatte, erinnerte mich auch schon eine zufällige Äußerlichkeit, ihr spärlicher Haarwuchs, an das überreiche Goldhaar Lucies. Es sollte ein vorübergehender Einfall bleiben, ich wollte ihm weiter nicht nachhangen. Aber nun überfiel mich die Tücke des Schicksals in ihrer ganzen Hinterlist, um mit mir ihr grausames Spiel zu treiben. Jetzt, wo ich doch endlich so weit war, den Zusammenbruch meiner Einbildungen zu erleben, und bereit war, diesen Zerfall mannhaft über mich ergehen zu lassen, weil es ja doch ein Schritt weiter nach der Wahrheit bedeutete, jetzt in Verzicht und Entsagung hinein ein neues Blendwerk: Lucie, die gute, liebliche Lucie, in der Rolle einer überfeinerten Weltdame, aber doch auf das Glück der Welt aus irgend einem geheimnisvollen Grunde verzichtend: noch einige schwache Regungen der Phantasie, und meine Eitelkeit wäre aufs neue im Netze der Verführung hangen geblieben!

Ich atmete daher leichter, als der Vikomte die Tafel aufhob und des weitern einen Spaziergang vorschlug, da er seiner äußern — er hatte tüchtig getrunken — ich dagegen meiner innern Verfassung wegen auf die Wohlthat der

frischen Luft angewiesen war. Kaum befanden wir uns im Tiergarten, da kam schon, ich wußte nicht wie mir geschah, ein Schwarm wunderhübscher Mädchen auf uns zugeflogen, fünf oder sechs. Sie umringten den Vikomte, hätschelten ihn vor allen Leuten, kicherten, lachten überlaut, zupften an ihm herum und huschten wieder auf und davon in ihren hellen, saubern Sommerkleidern. „Was ist das für ein anmutiges Ungeziefer?“ fragte ich, trotzdem ich mir selbst sagen konnte, es seien Choristinnen, die ihm seine Oper hatten aufführen helfen. Die Keckste von ihnen hatte ihn sogar auf die Wange geklopft und gerufen: „Na, liebes Meisterchen, wann bekomme ich endlich mein Couplet?“

Mit müder Wichtigkeit meinte nun der Vikomte: „Ja, das sind nun einmal die unvermeidlichen Folgen der Berühmtheit. Aber was soll man machen? Man muß es sich eben gefallen lassen.“ Dabei faßte er mich am Arme unter: „Was wollen Sie, lieber Freund; ich bin ein Lump; jeder berühmte Mann ist ein Lump. Im Reich der Schminke und bei diesem verfluchten Weibergeruch geht aller Charakter flöten.“

Es gelang mir nicht, mich jetzt schon auf offener Straße von de Maubon zu trennen. Er drang in mich, noch ein Stündchen in seiner Wohnung zuzubringen. Von dieser hatte er mir bereits des langen und breiten erklärt, er könne als ehemaliger Bohemien des Pariser Quartier unmöglich mehr anders, als im vierten Stockwerk wohnen, weil er den Ausblick über die Dächer einer Weltstadt nicht entbehren könne. Um noch ein übriges zu thun, wohnte er jetzt in der That auf der fünften Etage eines Hinterhauses in einer miserabeln schrägwandigen Mansarde. Dennoch sah es gemütlich darin aus; denn sie war mit Plakaten und ‚Bibelots‘ aller Art ausstaffiert, sonst freilich legte die Kammer beredtes Zeugnis

ab von den Vermögensumständen ihres Bewohners, über die ich bis jetzt noch im Unklaren gewesen war, zumal er den ganzen Tag über sehr großartig gethan und mich kaum hatte an den Ausgaben teilnehmen lassen. Jetzt dagegen bestand ich auf der Regelung und konnte ihn ohne große Mühe bewegen, zwei Goldstücke von mir anzunehmen, womit unsere Lustbarkeiten tags über genügend gedeckt waren.

„Nicht einmal ein Klavier kann ich in der Bude aufstellen.“ Mit diesen Worten zog er, um es sich behaglich zu machen, den Rock aus, holte in Hemdsärmeln die Handharmonika vom Kasten herunter, schilderte mit ihren ländlichen Klängen einen Bauernball, jauchzte, stampfte dazu, getreu dem Leben nach, bis die kurze Pfeife, die er rauchte, wieder frisch gestopft sein wollte. Ich erkundigte mich nach Paris, und nun erschloß er mir mit allen Fertigkeiten des eleganten Plauderers das zünftige Leben der angehenden Künstler in einer tieferen Schicht, als es dem Fremden sonst zugänglich ist. Was für Geschichten wußte er nicht zu erzählen vom harmlosen Schwank, da sie dem Bourgeois im untern Stockwerk die Goldfische auf dem Balkon aus dem Glase angelten, sie oben rasch brieten und gebacken wieder in das Glas hinunterließen, bis zu den ausgelassensten Orgien der Eingeweihten, davon nur heimliche Kunde nach außen drang: Gebräuche, Einfälle, Uebungen, das dionysische Zeitalter der Griechen wert. Er erzählte bis es draußen dunkel wurde und der letzte Tagesschein durch die einzige Dachluke in den finstern Raum eindrang. Die abstoßenden Züge auf seinem verbrauchten Gesicht gingen in der Dunkelheit unter; dafür grenzte sich sein feines Knabenprofil in dem weißen Kreidestrich des letzten Lichtschimmers von der grauen Dämmerung ab.

Als ich endlich gehen wollte, schützte er eine Verabredung vor, um mich zu begleiten. Um los zu kommen, beschloß ich,

ihn selber den Weg wählen zu lassen und mich erst an seinem Ziele von ihm zu verabschieden. Er schlug denn auch von sich aus gleich eine bestimmte Richtung ein. Wie groß war aber mein Erstaunen, als wir uns immer mehr meiner ihm doch nicht genannten Wohnung näherten und er schließlich vor dem Hause selbst stehen blieb. Eine ungeahnte Möglichkeit stieg vor mir auf; ich tastete vorsichtig bei ihm an und war bald außer Zweifel, daß die schöne Berlinerin, deren leicht angedeutetes Lob alle seine Schilderungen bereits durchzogen hatte, meine eigene Wirtin sei. Diese Entdeckung machte mir den Abschied von ihm eben so leicht, wie seine Ungeduld ihn nur noch zerstreut mir die Hand drücken ließ. Ohne eine Miene zu verziehen, war ich doch froh, an der Rückkehr in meine Wohnung auf diese Weise verhindert zu werden. Da ich zudem am Morgen früh, eh ich fechten gegangen war, meine Habseligkeiten eingepackt und die Koffer verschlossen, sowie auch alle Verbindlichkeiten erledigt hatte, so brauchte ich nun nur vom Gasthofe aus noch meine Sachen abholen zu lassen.

* * *

Die unvermutete Bekanntschaft mit Godefroy de Maubon erwies sich, je mehr ich darüber nachdachte, als ein wirksamer Abschluß meiner jüngsten Wandelungen und Erlebnisse. Sie vollendete nämlich endgiltig meine innere Entfremdung von dem, was im allgemeinen Welt und Gesellschaft heißt. Und zwar weniger darum, weil der Vikomte in seiner abenteuerlichen Erscheinung mir einen unsympathischen und abstoßenden Eindruck hinterlassen hatte. Ihn konnte ich ruhig preisgeben; denn er ging mich wirklich nichts an und nur so für einen Tag mochte ich eine solche Begegnung ja zur Not in Kauf nehmen. Nein, aber etwas anderes war mir

durch seine Vermittelung genommen und in den Staub gezogen worden. Aber auch wieder nicht Lucie Monfort selber. Ihrer Person nach stand sie im Gegenteil nun so erhaben und rein vor meinen Augen, daß ich den Blick kaum nach ihr hin zu erheben wagte. Ich sah sie wieder, die lang Entbehrte und Vergessene, vor mir, aber so fern, so unendlich fern und klein — dazu mit dem niederschmetternden Gefühl, daß diese Entfernung durch keine Wanderung zu überwinden, durch keinerlei Bau und Zimmerwerk zu überbrücken war. Alle Hoffnung, alle Zuversicht, am Ende würde mir von ihr her noch die Rettung zu Teil werden, sank hin wie weggerafft durch einen unerbittlichen Sensenschnitt. Denn war für Wünsche, die auf Lucie Monfort hinflogen, ein höherer Augenblick der Erfüllung denkbar, als jener unvergleichliche, den der Vikomte vor der Venus von Milo mit ihr erlebt hatte? Aber statt daß daraus den Beiden, wie man hätte erwarten sollen, als Frucht dieser Weihestunde ein dauerhaftes und reines Erdenglück erblüht wäre, blieb von diesem beneidenswert einzigen Genusse ein häßlicher Nachgeschmack zurück, ein so abscheulich häßlicher, daß dieselben Lippen, über die jene Schilderung eines fast gottesdienstlich feierlichen Erlebnisses gedrungen waren, gleich hinterher befleckt wurden mit leichtfertigen Bekenntnissen eines niedrigen und ekelhaften Lebenswandels. Jetzt wußte ich es ja ein für allemal, es blieb ein Ding der Unmöglichkeit, was ich mir erträumt hatte und durchaus ertrotzen wollte. So schmerzlich das Eingeständnis mir wurde: es war nichts mit dieser Verfeinerung religiöser Gefühle, bis man wie durch ein durchsichtig dünnes Goldblättchen die leuchtende Welt noch durch das Kunstmittel der Betrachtung überschimmert vor sich liegen sah. Und schon stand mir, dem seit Jahren Suchenden und Schwankenden, die Erkenntnis klar vor der Seele, welches große Eine mir

von nun an not thue. Immer voller wurde ich von der Notwendigkeit durchdrungen, an meinen bisherigen Idealen kräftige Abstriche vorzunehmen. Plötzlich, während ich mitten in diesen Gedanken meiner Wege ging, fiel mir jählings das Konzertbillet ein, das mir Helene Klinger noch vor unserer Entfremdung eingehändigt hatte. Jetzt eben war es fällig. Ich mußte eilen, wenn ich noch einige Lieder abbekommen wollte. Helenens letztes Geschenk mochte ich doch nicht ungenossen verfallen lassen. So eilte ich noch hin und drängte mich hinten in die Stehplätze. Der Schluß stand nah bevor. Auch störte mich ein geräuschvoll sich räuspernder Nachbar im Genuß der mir wohlbekannten Gesangsstücke. Schließlich belustigte es mich geradezu, daß ich als ein beliebiger Kunstfreund unter den Hunderten wie besessen in die Hände klatschte und Beifall schrie. Draußen drängte ich mich mit der Menge, um Helene beim Ausgang zu erwarten. Endlich kam sie. Am Wagenschlag hielt sie noch einen Augenblick inne und schaute in der Richtung, wo ich stand, natürlich ohne eine Ahnung, daß ich da sei.

Der folgende Tag war ein Sonntag. Ich wollte zur Predigt und begab mich nach dem Interimsdom, kam aber zu spät, auch schien es übervoll zu sein. Die Leute standen unter den Thüren. Doch war ich nicht lange in Gedanken dahingeschlendert, als andere Klänge an mein Ohr drangen. Ich entdeckte alsbald die Nähe der englischen Kapelle und betrat sie, auf die Gefahr hin, dem Verlauf des Gottesdienstes nicht folgen zu können. Die Feier war in vollem Gange; soeben hatte der Geistliche das Tedeum angestimmt. In der immerfort respondierend gesungenen Liturgie erfaßte meine mangelhafte Sprachkenntnis wenigstens die Worte: „uns zu verleihen, daß wir ohne Furcht aus Feindeshand befreit ihm dienen in Heiligkeit und Gerechtigkeit“ — und der immer

wiederkehrende Lobpreis: „Ehre sei dem Vater und dem Sohne und dem heiligen Geiste. Wie es war von Anfang, wie es jetzt ist und wie es sein wird ewiglich. Amen.“ Alles Volk warf sich auf die Kniee, murmelte das Bekenntnis seiner Sünden und, nach den Zwischengesängen aufrecht stehend, das Bekenntnis seines Glaubens. Die dumpf dahinflutende Schallwelle setzte sich meistens aus Kinder- und Frauenstimmen zusammen, auch die Männer drängten sich nicht vor. Nur ein Greis im vordersten Stuhle, der überlaut die Gebete vor sich hinlas, deckte mit seinem fetten, pharisäischen Organ den Chor der übrigen demütigeren Sprecher. Dazu fungierte der Priester im weißen Linnenkleide an den Bet- und Lesepulten und auf der kleinen kaum erhöhten Kanzel. Schließlich wandelte er an den Altar, der mit einem Kreuz, zwei Kandelabern und Blumenstöcken geschmückt war und erteilte den Segen mit leicht erhobenen Händen, auf dem goldrotgrünen Hintergrunde der Altartafeln und Glasfenster.

In fremden, mir schwer verständlichen Zungen wurde hier Gott verehrt. Aber es war doch derselbe Gott, von dem auch ich nicht loskommen konnte. Eine stille fröhliche Demut voll Zuversicht und Dankbarkeit durchströmte mich. Ich verspürte ein lebhaftes Bedürfnis, in meiner eigenen Sprache selber wieder von all diesen schönen und hohen Dingen zu reden und zwar vor Leuten, von denen ich wußte, sie sind meine Nächsten und verstehen mich. So faltete ich denn im Stillen meine Hände und mischte in das Gemurmel der Andächtigen wenigstens so laut, daß ich selbst mich vernahm, das Stoßgebet des Psalmdichters: „Ein geängstetes und zerschlagenes Herz wirst du, Gott, nicht verachten.“

## Zehntes Kapitel.

Einen ganzen Tag fuhr ich im Eilzuge. Ewig das dumpfe Geräusch der rüttelnden Wagen schläferte mich. Ich lehnte in die Ecke zurück und schaute mit halbgeschlossenen Augen durchs Fenster. Der Zug schnob. Milchweiß qualmend quoll die Rauchsäule aus dem Rohr in die regnerische Luft. Umgebogen von der schnellen Fahrt, trieb sie schräg in die graue Landschaft hinaus und ließ sich vom Winde lösen. Endlos lag die Ebene da, entvölkertes Land, kaum hie und da Bäume. Ueber der Erde hin dehnte sich ein langer Strich feuerroter Glut, darüber einige schwächere, schwefelgelbe Streifen, dann nichts mehr als die graue Wand der Wolken. Alles fahl, tot, trostlos, wie wenn es zum Gerichte ginge. Mir fielen meine Toten ein, aber auch alle die, für die nun ich ein Toter war, und ein Gefühl ungeheurer Verlassenheit bedrückte mir die Brust. Da schwebten Gestalten, nebelige bleiche Gestalten vorbei. Deutlich schienen sie zu leben und kamen oft menschlichen Formen nahe. Das mußten gelebte Leben sein, Seelen, die vor kurzen Stunden ihre Körper verlassen und nun in gemeinsamer Wanderung die Straße der Geister zogen. Aus der geballten Masse löste sich ein Stück dichten Rauches ab. Kaum war es allein, wurde es leichter, wurde dünner, und als es nur noch einem Schleier glich, fuhr es in eine Birke hinein, die am Bahndamm stand. Einen Augenblick hing die Krone voll des weißen Schimmers. Dann war er plötzlich von ihr aufgesaugt. Das kahle Geäst leuchtete

rötlicher, wie neu beseelt. Ich sah nach den übrigen und gewahrte mit Schmerz, daß die meisten, nach einem ersten Versuch in die Luft zu steigen, entkräftet zurücksanken, dann in Verzweiflung sich am Boden wälzten, sich zerrten, sich quälten und plötzlich verschwunden waren, als hätte sie die Erde verschlungen. Nur eine kleine Schar schwebte weiter, stieg höher und höher, unbeirrt, auf gewohntem Pfade. Sie waren es auch, die am längsten die Aehnlichkeit mit menschlichen Leibern beibehielten. Räderknarren weckte mich. Man war in einem Bahnhof, fremde Leute stiegen ein mit Kisten und Koffern und redeten die gleichgiltigsten Dinge von der Welt.

Es ging auf den Herbst, und als hätte ich noch nicht genug an den Gräbern meiner Vergangenheit gestanden, erreichte mich nun die Nachricht vom Tode des Dekan Maurer in Schloßdorf, genau als ich auf der dortigen Station den Zug verließ, um meinen Entschluß, ins Amt zurückzukehren, dem Rat dieses alten Freundes und Lehrers zu unterbreiten. So kam ich eben noch rechtzeitig zu seinem Begräbnis, an dem ich am selben Tage mit vielen meiner ehemaligen Amtsbrüder zusammentraf. Einige vermieden die Begrüßung. Andere machten aus ihrer versöhnlichen Stimmung keinen Hehl, ja kehrten aus allzugroßer Vorsicht, mich nichts entgelten zu lassen, eine übertriebene Höflichkeit heraus. Mit Traugott Müller entspann sich sogleich ein unbefangenes Gespräch: er wußte viel zu erzählen, vor allem daß ihm Hedwig dieser Tage einen Sohn geschenkt habe. Ein Mitglied der Trauerfamilie holte mich von Müller weg ins Pfarrhaus, wo ich genötigt wurde, im engern Kreise mitzuessen. Der Verstorbene habe große Stücke auf mich gehalten und sich bis zuletzt mit mir beschäftigt. Und so spann sich unter den Anwesenden noch mannigfaltiges Andenken an den weiter, um

den man trauerte; allerlei vergangenes Leben erstand aus dem Gespräch seiner betagten Geschwister und Freunde. Die Gattin war ihm vorangegangen. Die bleichen, verweinten Wangen der Söhne und Töchter röteten sich, als eine Gevatterin anmutig erzählte, wie sie vor einem halben Jahrhundert zwischen ihren Eltern den Liebesboten habe spielen müssen. Ob dieser Schilderung überhörten sie, wie draußen die Treppe schallte unter den dröhnenden Holzschuhen der Totengräber, die den Sarg herunter und vor das Haus trugen.

In der Kirche, derselben, wo ich meine ersten Predigten gehalten hatte, erbaute mich die schlichte, wahrhafte Lebensbeschreibung, die der Tote für diese Stunde hinterlassen hatte. Sie schloß mit dem Worte: „Auf Dich hin hast Du uns geschaffen. Unruhig ist unser Herz, o Herr, bis es ruhet in Dir.“ Nach der Feier drückte ich Müller verstohlen die Hand und entfernte mich dem Schlosse zu.

Auch Herr Monfort war gestorben, kurz nach seinem Schwager und ebenfalls eines plötzlichen Todes. Auf seinem Grabe fand ich einen halbverwelkten Kranz. Das Gewinde war von einer Größe und Kostbarkeit, die über die einfachen Begriffe des Landes weit hinausging. In einem buschigen Reif von Lorbeer waren herrliche weiße Blumen, Veilchensträuße und Theerosen eingeflochten. Nach den Kindern fragte ich nicht. Das alles war nun tot für mich, Menschen, Dinge, Zeiten, für immer tot.

Da alle Zugänge verschlossen waren, drang ich von hinten durch eine Lücke des Zaunes in den Schloßgarten. Das rote Laub rauschte unter meinen Schritten. Ich sah die Steinbank, auf der VonStätt gesessen hatte. Ich sah die Akazie an der Halde, das Fenster, unter dem ich mit Lucie hinausgeschaut. Aber alle Läden waren zu; alle Thüren geschlossen, das Gut wie ausgestorben. Auf dem Turm die Wetterfahne

knarrte eintönig. Hätte sich unter den entlaubten Eichen mir doch ein Grab geöffnet!

Weniger als jemals wußte ich, was nun aus mir werden sollte, denn auf den Rat des verewigten Dekans hatte ich eben alles abstellen wollen. Unschlüssig und niedergeschlagen kannte ich keinen andern Gedanken noch Wunsch, als nur immer in den welken Laubhaufen des vereinsamten Parkes auf und niederzuwandeln. Da plötzlich hörte ich meinen Namen rufen. Der älteste Sohn Maurer kam auf mich zu; er habe sich überall nach mir umgesehen und sei froh, mich wenigstens jetzt aufgestöbert zu haben, da sich in dem Nachlaß seines Vaters ein verschlossener Brief an mich vorgefunden habe. Damit zog er ihn aus der Tasche und überreichte ihn mir. Ich setzte mich auf die Steinbank VonStätts und erbrach hastig den Umschlag; denn schon spürte ich zum Voraus die Fügung, die er enthalten mochte. Das Schriftstück bestand aus mehreren Bogen und begann mit einer bildlichen Einleitung, die ich mehrmals überlesen mußte, ehe ich sie verstehen konnte. In den ehrsamen, zitterigen, aber prachtvoll klaren und friedevollen Schriftzügen des Greises stand da geschrieben: „Mein teurer Heland! Kürzlich träumte mir, es sei jüngster Tag und von allen Enden drängten sich die Gläubigen, daß Christus sie hinführe zum Vater. Ich befand mich in Gesellschaft von Pfarrern und soliden Kirchgängern. Plötzlich stand der Herr vor uns leibhaftig. Jubelnde Erregung ergriff uns. Aber achtlos ging Er an uns vorüber und begab sich zu einer hinteren Gruppe, die aus fremden und zweifelhaften Leuten bestand, Bettlern, Juden, Türken und was es sonst sein mochte. Doch entdecke ich nun Sie unter ihnen und sehe, wie Christus auf Sie zuschreitet, Sie mit freundlichem Blick sehr sanft an der Hand faßt und um Ihretwillen auch jene ganze zerlumpte

Schar an uns vorüber in die Säle der Seligen geleitet. So waren wir am Ende doch ausgeschlossen von der ewigen Herrlichkeit, trotzdem wir ein ganzes Leben lang von Christus geredet und für ihn geeifert hatten? Und mich befiel jene steigende Angst aussichtslosen Wartens und dumpfer Verzweiflung, die uns die Träume so unsäglich peinlich machen kann, bis ich erwachte."

„An dieses Erlebnis," hieß es in dem Briefe weiter „möchte ich mein Vermächtnis für Sie anknüpfen. Sie wissen, wie wenig ich von Hause aus zum Traumdeuter tauge. Aber ich kann seit jener Nacht die Erinnerung nicht los werden wie unser Herr sie so sachte an die Hand nahm und seinem Himmel zuführte. Seit ich Sie kenne, stehe ich unter dem Eindruck, daß der liebe Gott etwas mit Ihnen vorhabe, und auch Ihnen mögen die Fluchtversuche der letzten Jahre die Unmöglichkeit dargethan haben, Ihrem Gotte zu entkommen, da Er nun einmal ein Auge auf Sie geworfen hat und Sie zu sich ziehen will aus lauter Güte."

Den Schluß des Schreibens bildete der ohne Umschweife vorgetragene Wunsch, ich möchte mich seiner verwaisten Gemeinde annehmen und ihm die Schritte nicht verübeln, mit denen er meine Nachfolge bereits zuständigen Ortes eingeleitet habe. Und wirklich wurde ich noch in derselben Stunde von dem Dorfvorsteher aufgesucht und um die Übernahme zunächst der vorläufigen Vertretung angegangen. Er hoffe, ich würde mich bis dahin soweit in ihre Verhältnisse einleben, um in einigen Wochen eine etwaige auf mich entfallende Wahl anzunehmen.

So geschah es denn, daß meine stille Hoffnung, bei Dekan Maurer Rat und Hilfe zu finden, über menschliche Begriffe hinaus in Erfüllung ging. Ich, eben noch ein heimatloser Flüchtling, war nun gegen alles Erwarten wieder

an demselben Orte eingesessen, wo ich einst meinen geistlichen Beruf begonnen hatte, und die Einbildung wäre mir ein leichtes gewesen, es sei alles überhaupt nur ein Traum, hätten nicht gerade die dazwischenliegenden Lehr- und Wanderjahre mein persönliches Gut bedeutet, das ich nun zur Ehre Gottes und zum Wohle des Nächsten zu verwenden freudig entschlossen war.

Wie mich die wohlbekannten Räume des alten Pfarrhauses wieder anheimelten! Aus den Winkeln, Kasten und Schubladen roch und duftete es hundertjährig. In den Zimmerecken und auf den Ofenrändern standen putzig geblümte alte Väschen, Gläschen und Kännchen. Das Wohnzimmer hatte noch die breiten Stühle und das dünnbeinige geradwinklige Ruhebett mit dem rot und schwarz karrierten Überzug. Vom Schreibtisch bot sich mir durchs Fenster an den breiten bauschigen Gardinen vorbei ein ungemein wohlthuender Ausblick in die noch grüne aber bereits herbstlich überfärbte Gegend, indes unter dem Sims aus dem Gärtchen verspätet eine herrliche glutrote Lilie fremden Samens in die sonst bescheidene und nur wenig bunte Umgebung hineinflammte.

Auf meinen nun beginnenden Amtsgängen gefielen mir Land und Leute ausnehmend gut. Ich wurde nicht müde, zu gehen, zu stehen und zu schauen. Nur genoß ich nun anders als früher, indem ich nicht den Eindruck eines vereinzelten Anblicks lyrisch aus dem Zusammenhang losriß und dieses Einzelne auf Kosten der übrigen nicht bemerkten Fülle mit gesteigerten Empfindungen umrahmte. Es war ein episches ununterbrochenes Hinüberfließen von einem Blick zum andern unter ebenmäßigem Aufwand von Lust und Vergnügen, sodaß es mir ohne mein Andenken hinterher gewaltsam zu pressen, unmöglich geworden wäre, von den Naturbildern

einzelne näher zu schildern oder einen der prächtigen Charakterköpfe festzuhalten, die ich bei meinen Fahrten durch das Land auf Schritt und Tritt antraf. Nur eine Scene aus jenen Tagen des Wiederanfangs ist mir unvergeßlich geblieben. Als ich einst wieder das Dorf hinaufging, stand unter dem Thorbogen einer stattlichen Scheune ein steinaltes Leiermännchen mit vollständig vertrockneten Gesichtszügen und rund gekrümmter Körperhaltung. Das Greislein war blind, erhob aber seine Stimme noch vernehmlich und sang zu seiner Drehorgel:

„Und mein Umstand — den laß mi nit verdrießen.
Der liebe Gott giebt mir doch Brot.
Wenn Andere die Augen schließen,
So öffnet die meinen der Tod."

Wer weiß, vielleicht waren diese mageren vier Zeilen der selbst gefundene Ausdruck seines Lebens und Leidens. Melodie und Worte gingen mir nicht mehr aus dem Sinn und unzählig oft habe ich seitdem dieses einfältige, aber rührende Verslein noch vor mich hingesummt.

Diese rasche, unverdiente Wendung zum Guten, die unversehen über mein Leben gekommen war, führte indessen eine Gefahr mit sich: nämlich innerhalb des christlich Erlaubten doch noch ein Genießling zu werden und durch ein harmloses Epikuräertum meine unstete Vergangenheit sänftiglich auszugleichen. Doch vor einer derartigen Verflachung in oberflächlichem, wenn auch geistigem Wohlleben behüteten mich doch die vielfachen noch lange nicht verheilten Wunden und der schaudernde Rückblick auf die Abgründe, an deren Rand ich ahnungslos gewandelt war. Wie sonderbar hatte mich das Leben geführt, erst durch die Kirche und dann durch die Welt! Dabei hatte ich der ‚reinen Religion‘ nachgestöbert, als handelte es sich um Antiquitäten oder um seltene Stücke im

Pflanzen- oder Tierreiche. Und darüber wurde denn glücklich eben das vertrödelt, was doch den tüchtigen Menschen ausmacht: der feste, auf gründliche Kenntnisse und treue Pflichterfüllung sich stützende bürgerliche Beruf. Der war mir nun also durch Gottes Gnade wieder zu Teil geworden. Und als ich auf diese Erneuerung meines Lebens hin mein Inneres durchforschte, wurde mir weit und frei ums Herz. Es überkam mich eine heitere Überraschung, zu entdecken, daß mich die Schwerkraft der Tagespflichten nicht mehr belastend zu Boden ziehe, sondern daß ich mir nun für immer und unter jeglichen Umständen die erworbene Fähigkeit festhalte, in der Luft schwebend zu verharren. Mir war, ich höre neben mir eine Stimme wie die eines betenden Kindes sagen: „Wer sein Leben erhalten will, der wird es verlieren; wer es aber verliert um meinetwillen, der wird es gewinnen." So befand ich mich denn unversehens wieder im Bereiche des Evangeliums, und mit einem Male fingen die alten wunderschönen Sprüche aufs neue zu klingen an: „Wiederum ist das Himmelreich gleich einem Kaufmanne, der edle Perlen suchte; da er aber eine kostbare Perle fand, ging er hin und verkaufte was er hatte und kaufte sie." An diesem Gleichnisse hielt ich mich auf, betrachtete es lange und spann es für mich aus. Ich hatte eine Rose in der Hand gehalten, voll Duft und Schönheit, an der sich aber ein Blatt um das andere löste sobald die letzten fielen, gewahrte ich ein Wunder: an der Stelle, wo natürlicherweise Staubgefäße zu erwarten waren, lag eben die kostbare Perle, etwas unorganisches für die Rose, nicht zu erklären, wie es herein gekommen war.

* * *

Um mich meiner Seßhaftigkeit voll bewußt zu werden, drängte es mich zu einem Besuche in Rudiswyl. Ich wollte

damit das geisterhafte Gedächtnis an die auf dem Grabe meiner Mutter zugebrachte Nacht bannen und als gesunder, in seiner Wahrnehmung nicht mehr überreizter Mensch von den Erinnerungen, die sich für mich an jenes Bergdorf knüpften, wie von einer wertvollen und nicht länger zu missenden Habe Besitz ergreifen. Da es mir vor allem daran gelegen war, mit der greifbaren Erdenwirklichkeit immer inniger zu verwachsen und aller Phantasterei auf Nimmerwiedersehen den Laufpaß zu geben, so hätte ich es bei meinem Wiedereintritt in mein ehemaliges Pfarrhaus gar nicht besser treffen können. Denn in diesen hohen, stillen und kühlen Räumen, wo ich stets auf eine gewisse klösterliche Feierlichkeit des Hauswesens gehalten hatte, ging es nun so kunterbunt bürgerlich zu, als dies nur denkbar war. Traugott Müller lag an einer Halsentzündung, die er sich beim Begräbnis meines Amtsvorgängers in Schloßdorf geholt hatte, mit Wickeln bepackt, mißmutig zu Bett. Unweit von ihm wimmerte sein Söhnchen in der Wiege, während Hedwig im Element ihrer Pfarrfrauenthätigkeit zwischen Kindergeschrei und Krankenklage der unverhohlenen Freude an mir, dem alten und nun zurückgekehrten Freunde, noch manchen guten Blick aus den strahlenden blauen Augen und manches liebe Wort zu erübrigen vermochte; daß dabei die Grammatik etwas in die Brüche ging, verdachte gewiß ich ihr zuletzt, vielmehr brach ich in mein herzlichstes Lachen aus, als sie in ihrem Eifer, nach allen Seiten hin nichts zu versäumen, die wohlgemeinte Versicherung ihrer Gefühle wörtlich mit dem folgenden lustigen Satzende beschloß: „Da ich wohl weiß, wie wohlthuend eine solche Freundschaft thut, hebt und stärkt.“

Alsdann besuchte ich in Begleitung von Verena Störgi den Kirchhof, um ihr für das Grab meiner Mutter, das sie mir weiter pflegen sollte, Anweisungen zu geben. Den

Totenhügel überdeckten noch blühende Astern, obwohl doch der Winter vor der Thüre stand. Während ich mich mit der Bäuerin besprach, vergnügte sich ihr kleiner Knabe mit den Blumen, die auf dem Grabe wuchsen; da gewahrte er eine, wie er noch keine gesehen, eine dreieckige mit schwarzen Tupfen. Er griff danach, sie zu pflücken; doch bekam sie Flügel und flog davon. Erst war der Kleine verblüfft, daß eine Blume fliegen konnte; dann aber brach er in schallenden Jubel aus, und als ich hinblickte, sah ich das entzückte Kind und sah den Schmetterling, einen letzten Spätling, von dem überblühten Grabe gen Himmel steigen.

Noch harrte meiner eine fröhliche Ueberraschung. Als ich um die Kirchenecke bog, sah ich auf der runden Bank unter der Linde Gäbeli eingeschlafen daliegen. Doch erwachte er sowie ich auf ihn zutrat, und redete alsbald vor Erstaunen und Freude in lauter Bibelsprüchen: „Was sucht ihr den Lebendigen bei den Toten?“ und „den Seinen giebt er's schlafend.“

Die letzten Berichte, die mir über Gäbeli zugekommen waren, hatten nichts weniger als sympathisch geklungen. Als ich damals Rudiswyl verließ, war auch zu gleicher Zeit der Wandertrieb in den sonderbaren Kuhstallgelehrten gefahren, und ich hatte ihm noch durch Vermittlung des guten VonStätt eine Stelle als Oberschweizer auf einem norddeutschen Rittergute verschafft. Erst ging es leidlich, der Inspektor war zufrieden; der Knecht sei gutwillig, arbeitsam, bedürfnislos. Mit der Zeit kam er aber ins Reden, und da hörte dieses alles auf. Nichts fand Gnade, Staat und Kirche so wenig als unsere Dienstbotenordnung oder die Aufstellung der Kühe im Stall. Auch litt er offenbar am ledigen Elend; denn er machte sämtlichen

Viehmägden reiheum den Hof, zwar platonisch, aber in so täppisch zudringlicher Weise, daß sich nur schwer sagen ließ, ob unter den Wirkungen seiner lächerlichen Figur auf das Personal oder unter seinen Unzufriedenheit stiftenden sozialen Theorien die Wirtschaft mehr zu leiden hatte. Das Tollste war dann freilich, einem herzensguten Pastor, dessen Orthodoxie in allen Kreuzfeuern gebraten und geschmort hat, ein Darlehen abzunötigen, wozu? um aus dem Geld eine selbstverfaßte, unsinnige Flugschrift wider das apostolische Glaubensbekenntnis drucken zu lassen und massenhaft zu verteilen.

Nachdem sich Gäbeli so in seiner dortigen Stellung unmöglich gemacht hatte, verkam er als mittelloser Handwerksbursche immer mehr und unternahm schließlich einen Selbstmordversuch, der aber mißglückte. In tiefstem Elend wurde er nach Rudiswyl zurückbefördert, fiel dort jedoch nur kurze Zeit dem Armenhause zur Last; der bessere Teil seines Wesens kam wieder oben auf; er sah sich nach Beschäftigung um und war nun ein zuverlässiger und wohlgelittener Knecht bei einem der reichsten Bauern des Dorfes. Dieses alles erzählte er mir schlicht und herzlich. Dann aber verfiel er in eine fast ausgelassene Freude, mich wieder als Pfarrer installiert zu wissen und gestand, er habe mich früher insgeheim für einen Jesuiten gehalten und als ich mich gar auf einen nichtigen Wortwechsel mit einigen grünen Pfärrerlein hin mir nichts, dir nichts aus dem Staube gemacht habe, was ja allerdings die einfachste Lösung gewesen sei, da habe er mich im Namen des Vaters, des Sohnes und des Geistes — denn ohne Dreieinigkeit komme man eben doch nicht aus — sowie mit andern kräftigen Beschwörungen als einen Verräter an der christlichen Gemeinschaft verwünscht. Um so aufrichtiger seien nun seine Entschuldigungen, die er immer und immer wieder vorbrachte.

Seit jenem Wiederfinden zähle ich den Gäbeli zu meinen wirklichen Freunden und freue mich über jede Begegnung mit ihm. Unterhält sich der Wanderer nicht am liebsten mit seinem Schatten, sobald er merkt, daß der Schatten sprechen kann? Gäbeli ist, wenn ihr wollt, mein Zerrbild, meine Natur ohne meine Erziehung. Sein Streben erscheint mir wie eine unter dem normalen Bildungsniveau verlaufende Unterströmung meiner eigenen persönlichen Entwickelung. Dieses nagende Grübeln an dem kirchlich Gegebenen, dieser unstillbare Drang nach Befreiung von jedem Zwange und dann doch wieder die liebevolle, kindliche Pietät vor der Kirche, die ihn verhindert, den Glauben überhaupt kurzer Hand von sich zu werfen, ja die ihn unversehens immer wieder zu einem Rückfall in die kirchliche Denkweise verleitet! So wenig ich mir die unfreiwillige Komik in Gäbelis bäurischer Naivität verhehle und so unangenehm mich sein launischer Eigensinn und sein aufdringliches und vorlautes Selbstbewußtsein von jeher berührte, ein hohler Schwätzer ist er auf keinen Fall. Er hat etwas Echtes und Dauerhaftes in sich.

Leider traf ich damals den trefflichen Doktor Falck nicht zu Hause, er war eben auf seiner jährlichen Reise begriffen. Um so erfreulicher gestaltete sich dann das Wiedersehen mit dem biederen Fabrikanten und Obersten Roth. Während ich sonst überall auf Tod oder Verwandlung stoßen mußte, trat er mir genau so entgegen, als hätte ich ihn gestern verlassen. Eisgrau waren sein Haar und Schnurrbart schon damals gewesen; schneeweiß waren sie auch jetzt noch nicht. Ueber alles Erwarten empfing er mich herzlich, ja mit einer gewissen nicht völlig unterdrückten Rührung. Und als wir dann in gewohnter Gemütlichkeit hinter seinem roten Landwein zusammensaßen, ging ihm das Herz über. Erst machte er seine gewohnten trockenen Späße und ließ dabei den Witz mit

unterfließen, er gehöre nun eben einmal zur unsichtbaren Kirche. Dann aber wurde er ernsthaft und fuhr fort: „Ich bin noch der Meinung, es reite und jage sich nie so schön, als Sonntag morgens, wenn überall Glocken läuten. Für Himmel und Jenseits hat unsereiner wenig Verständnis. Wir arbeiten uns müde und vertreiben uns die übrige Zeit so angenehm als möglich. Und doch bin ich kein kalter Atheist. Es giebt etwas, das mich mit Mut und Selbstverleugnung zu erfüllen vermag: das ist das Vaterland. Ich weiß wohl, die Vaterlandsliebe der Schweizer erweckt in Fremden leicht den Eindruck einer schwärmerischen Einbildung, weil sie sich auf längst vergangene und vielfach sagenhafte Ruhmesthaten stütze, denen für die Gegenwart keine Bedeutung mehr zukommt. An den Werktagen sind denn auch die Eidgenossen um nichts besser, als irgend ein anderer Erdenmensch. Belauscht ihr sie aber an einem feierlichen Augenblick ihres Daseins, an einem großen, vaterländischen Fest, wenn sie baren Hauptes unter dem Himmel stehen und die Hände ineinanderlegen, dann verspürt ihr den Hauch eines Geistes, wie er über Tell und die Männer vom Rütli kam und über den Feldern von Sempach und Murten schwebte. In der unabsehbaren Menge steht dann jeder stillbeglückt, wo er steht: der Stadtherr neben dem Hirten, der Freigeist neben dem Finsterling, der Schelm neben dem ehrlichen Mann. Und alle denken sie so: Wir sind ein unscheinbares, altmodisches Staatshäuslein mitten in einer grausam geharnischten Zeit; laßt uns noch heute die goldene Freiheit aus Gottes Hand empfangen! So kommt ein rechtschaffener Schweizer ohne Gott eben doch nicht aus; denn wer ihn auch gleich mir aus seinem eigenen Leben verabschiedet hat — um des Vaterlands willen glaubt er an Gott. Nur ist es mit einem Gott bloß von Vaterlands wegen eine Sache. Er hat einen bösen

Stand, weil immer wieder der Gott der Pfaffen dazwischen fährt, und das ist kein Gott des Friedens, sondern ein Gott wüsten Haders und Gezänks."

„Aber einen wie Sie laß ich mir noch gefallen," lachte er bärenhaft auf. „Bei Ihnen ist das Kreuz, das Sie von der Kanzel herab predigen, doch noch ein Schweizerkreuz. Ja beim Hagel ist's wahr, ein Schweizerkreuz!" Und darauf trank er sein Glas in einem Zuge leer.

* * *

Ohne allen Widerstand vollzog sich meine Wahl zum Pfarrer von Schloßdorf, und diese an sich schon erfreuliche Thatsache wurde nun durch ein allseitiges und anhaltendes Entgegenkommen noch beträchtlich verschönt. Mir selbst hatten die paar Wochen Probezeit hinreichend bewiesen, daß keinerlei Rückfall in meine früheren Anwandlungen mehr zu befürchten sei. In stiller, fröhlicher Sicherheit erledigte ich ein Tagewerk nach dem andern. Nur über ein letztes, war mir, könnte ich nie ganz hinwegkommen. Sonst durchzog jetzt ein mildes, köstliches Leben das ganze Thal, und da wirkte denn das alte, verödete Schloß, das unmittelbar hinter meinem Pfarrhause emporstieg, mit seinen ewig geschlossenen Läden und seinem auch sonst ungepflegten Aeußern störend. Und wäre das nur alles gewesen! Aber mich stieß, mehr als die verschlossenen Thüren des Gebäudes, die verriegelte Erinnerung zurück, die doch auch dieser Fleck Erde mit seinem stattlichen Bauwerk und seinem alten Park mir verkörperte.

Wer beschreibt nun mein Erstaunen, als eines Morgens alle Fensterläden der gegen das Pfarrhaus gerichteten Schloßfront offen standen und mir, wie ich dann an den Hag des Pfarrgartens eilte, Lucie Monfort durch den Park entgegengewandelt kam. Ich hatte in letzter Zeit oft genug an sie

gedacht und besaß doch keine Ahnung mehr davon, wie grenzenlos gütig sie wirklich aussah. Dann aber war mir wieder, als sei sie nur noch ihr Schatten von damals, so unendlich blaß und zart und trotz aller Güte zitternd stand sie vor mir. In diesem Augenblicke, ohne daß auch nur eine Sekunde irgendwelche zweifelhafte Ueberlegung sich dazwischen drängte, wußte ich es schon: ich stand vor meiner künftigen Braut und Gattin. Gott führte sie mir zu, um in unendlicher Gnade das nützliche und fruchtbringende Leben zu krönen, in das nach so vielen Umtrieben und nach so mancher Bitternis Seine unfaßliche und diesmal über alles Maß barmherzige Vorsehung mich aufs neue hineingestellt hatte. Wie oft hatte ich es beklagt, den Anschluß für immer verpaßt, wie oft es als ein nicht zu heilendes Versäumnis bedauert, nicht Lucie gegenüber Ernst gemacht zu haben; mit ihrer gesunden harmlosen Weltfreude hätte sie mir über meine überspannten romantischen Sonderbarkeiten, mit ihrem Sinn für häusliches Wesen über meine Verlassenheit, mit ihrem praktischen Zugreifen und ihrer Liebe für ländliches Leben über meinen krankhaften Zug nach der Ferne hinweg geholfen.

Auf dieses einst unverständliche Warum lag nun mit der Begegnung eine so wunderbare Antwort vor, daß mich eine unaussprechliche Dankbarkeit gegen Gott durchströmte und ich, obwohl des herrlich guten Endes gewiß, in demütiger Verwirrung ebenso zaghaft vor Lucie stand, wie sie vor mir. Indessen waren wir bald im lebhaftesten Austausch begriffen, und Lucies Erzählung bestätigte nun das Bild, das ich mir aus den gelegentlichen Andeutungen des Vikomte de Maubon von ihrem Leben zusammengeschoben hatte. Die feine Pariser Gesellschaft, auch die protestantische, hatte ihr nicht zu bieten vermocht, was sie brauchte. Dagegen zog sie wachsende Befriedigung aus ihrer Mildthätigkeit, die sie nach heimlichen

privaten Anfängen mit der Zeit den von Geistlichen geleiteten öffentlichen Liebeswerken einverleibte. Dann starb ihr Vater. Auf einen Wunsch hin, der im Testament enthalten war, beschlossen die verschwisterten Erben das Besitztum in Schloßdorf in ein Kinderasyl umzuwandeln, und betrauten Lucie mit der Ausführung und der späteren Aufsicht über das Unternehmen. Nicht nur hatte sie nun in die Beschaffenheit ähnlicher schon bestehender Stiftungen durch eingezogene Erkundigungen und genommenen Augenschein sich einen gewissenhaften Einblick erworben und von allen das Vorbildliche zusammengestellt; auch bei der Kantonsregierung hatte sie durch ihren Rechtsvertreter das wunschbare Entgegenkommen sichern lassen, und nun, da sie selbst in die Schweiz übersiedelte, um das Werk an die Hand zu nehmen und aus verständigen Männern einen Vorstand zu bestellen, der über das Ganze wachen sollte, da erfuhr sie auch von meiner Rückkehr und daß Maurers Nachfolger, dem sie die Sache zu allererst ans Herz zu legen gedachte, Niemand anders als ich geworden sei. Als nun ihre reine, ergebene Seele durch das helle Thor ihrer Augen auf mich zuschwebte und ihre Stimme leis erbebend mir die Bitte zutrug, ihr beizustehen, während es ja doch nicht ihr, sondern armen unmündigen Kindern zugute kommen sollte, da war ich aufs tiefste ergriffen und gedachte beschämt der eigennützigen Anschläge auf ihr Herz, von denen das meinige so übervoll war. Und doch konnte ich kaum länger den Jubel in mir bemeistern; denn ich wußte ja doch, noch war die Sonne nicht hinter die Berge gesunken, so gehörte die Geliebte mir und ich ihr.

Lucie hätte es mir eigentlich schon ansehen können; aber sie merkte nichts, sondern bat mich, ihr ins Innere zu folgen, da sie mir gleich die Pläne vorlegen wollte. Sie brachte denn auch allerhand Rollen und Mappen herbei und entwickelte

mir die Umgestaltungen, die sie im Auge hatte. Aber je eifriger sie sich hineinsteigerte, um so ungeduldiger wurde ich, nun zuvor das andere ins Reine zu bringen, daß uns beiden doch so viel näher lag. So nahm ich denn die erste beste Pause wahr, die es in ihren Erörterungen aufzugreifen gab, und ließ meinen Blick im Zimmer herumspazieren. Alles stand und hing genau so, wie seiner Zeit. Aber verpackt und verhüllt, die Stühle in weißen Ueberzügen, die Bilder verhängt, der Flügel mit eingewickelten Beinen. Und während Lucie schon alle Punkte der neuen Einrichtung durchzusprechen gewillt war, veranlaßte ich sie, nun inne zu halten und forderte ihr Andenken heraus, sich noch einmal verschwundenen Tagen zuzuwenden. Ich spürte wohl, wie sehr ich dabei auf ihr inneres Widerstreben stieß; aber ich ließ nicht locker und fuhr unentwegt von ihrem Vater und ihrem Onkel VonStätt zu reden fort, wobei ich hie und da wie von ungefähr eine gemeinsame Erinnerung zwischen uns beiden zu streifen nicht unterließ. Die Widerstandskräfte, die Lucie diesen Empfindungen entgegensetzte, nahmen sichtbar ab; eine Unruhe überfiel sie und ihr Atem geriet in Unordnung. Schließlich bat sie mich ausdrücklich, nicht Zeiten herauf zu beschwören, die nun ja für immer vergangen seien. Ich aber nahm einen neuen Anlauf, indem ich unbefangen that und doch insgeheim unentwegt auf ihre gänzliche Verwirrung hin lossteuerte. Es dauerte denn auch nicht mehr lange, so versuchte Lucie aufs neue zu sprechen, vermochte es jedoch bereits nicht mehr. Sie warf sich mit beiden Ellenbogen auf den Flügel, barg ihr Gesicht in die Hände, drehte sich noch vollends von mir weg und weinte, weinte — nur aus gebrochenem Herzen kann man so weinen.

Ich überlegte, ob ich schon jetzt mich auf den Zehen sachte an sie heranschleichen sollte, befürchtete jedoch, durch

ein verfrühtes Eingreifen irgend etwas in ihr zu zerbrechen. Auch fühlte ich mich, da ich sie nun herzzerbrechend schluchzen hörte, selber ganz gebrochen. Vernichtet stand ich eine Zeit lang hinter ihr; dann schlich ich mich lautlos aus dem Zimmer.

Sowie ich im anstoßenden kleineren Gemache stand, kam mir der Mut doppelt und dreifach zurück. Ich wollte rufen, tanzen, singen. Aber rasch bezwang ich mich; denn ich hörte, wie Lucie nebenan sich zu regen begann und auf- und abging. Und meine Gedanken hatten sich noch nicht auf einen festen Entschluß hin sammeln können, so trat sie schon bei mir ein. Ich sah, sie meinte sich schämeu zu müssen, weil sie vorhin die Fassung verloren hatte. Aber zugleich lächelte sie ein ganz klein wenig, noch unbewußt, nur aus erleichtertem Herzen. Sie blieb an der Wand stehen, griff mit den Armen leise aus wie nach einer Stütze und tastete mit den gespreiteten Fingern der Mauer entlang. Dabei legte sie das seidene Polster ihres Goldhaares an der Tapete auf und hielt den Blick zu Boden gesenkt. Ich Glücklicher stand vor einem Bilde, wie ich es noch niemals in irgend einem Traume gesehn, aber einem Bilde, wahrer, lieber, heiliger als alle schimmernden Träume. Und nun sah ich auf diesem guten bleichen Mädchenantlitz deutlich die Schattenspuren der langen leisen Schmerzen und die müde Blässe der heimlich vertrauerten Jahre. Und mich riß die Einbildung mit fort, für mich habe Lucie gelitten, auf mich habe sie gewartet in stolzer, verschwiegener Frauenliebe.

„Lucie!“ rief ich und wies die über diesem Anruf erschreckt Auffahrende auf das Erkerfenster, neben dem ich stand, „hier haben wir gesessen den letzten Abend, ehe ich Schloßdorf verließ.“ Dabei öffnete ich die Fenster. Es war wieder genau wie damals, ein Tag Anfangs November, der aber ebensowohl ein Tag im ersten Frühling hätte sein können, so

sonnendurchwärmt strömte die Luft ins Zimmer ein. Eine gelinde Neugier, sei es auf die alte Erinnerung, sei es auf den Sonnenschein gerichtet, der die Jahreszeit Lügen strafte, trieb Lucie ebenfalls an den Erker. Sie stand jetzt dicht neben mir.

„Lucie!“ wiederholte ich und spürte, wie mich der Schalk in mir antrieb, die Glücksstunde der Eltern meinerseits herauszuzaubern. „Sehn Sie die Alpen? Dort am äußersten Rande? Ganz schwach; aber sie sind da; ich meine sie zu sehen.“ Und wie einst meine Mutter meinem Vater glaubte, so glaubte jetzt Lucie mir und setzte ihre ganze Sehnsucht aus sich heraus und spähte und trachtete in die feine graue Dunsthülle des Horizontes hinein. Da, als sie ihre Empfindung so aus sich hinausgesetzt hatte, schlang ich in seligem Ungestüm meine Arme um sie und hielt sie gefangen. Ein jäher Schreck durchzuckte die Ueberfallene. Sie bot ihre ganze Kraft auf, die Fessel zu durchbrechen. Ein unsäglicher angsterfüllter Blick, als gehe es ihr ans Leben, flammte zu mir empor, und die eben versiegten Quellen brachen wieder auf. Ihr Mund verzerrte sich; sie wollte sprechen. Aber ich verschloß ihr die Lippen heftig mit den meinen und lockerte meine Umarmung erst, als ich ihren schlanken Leib widerstandslos in meinen Armen fühlte und ihr thränenüberströmtes Angesicht glückselig zu mir emporlächelte.

* *
*

Einige Stunden später saßen Lucie und ich noch am Fenster, aber schon so tief im gegenseitigen Austausch begriffen, daß wir auch ganz unvermittelt uns abgelegene Dinge erzählten, die mit unserem Glück an sich nichts zu thun hatten. Wir hatten von meiner Vaterstadt gesprochen, und da tauchte ein längst vergessener Anblick in mir auf.

Einst, in meiner Jugend, bei einem großen Nachtfeste, das am Rheinufer mit Beleuchtung und Feuerwerk gefeiert wurde, hatte ich meine eigenen Gedanken. Die Stadt war unter dem Gepränge ihres eigenen Gedächtnisses eingeschlafen. und träumte nun. Sie sah sich selber am schwarzen Strom der Vergessenheit, ein leuchtendes Gerippe, in fremden Lichtern, als Gespenst. Flammenlinien, die sich zu Gerüsten aufbauten, leuchtende Häuserflächen, rot, grün, weiß, ohne Grund, ohne Dach. Auf den Terrassen qualmende Opferflammen, dünne, kräuselnde Feuersäulchen und dabei alle Gebüsche und Baumkronen giftig grün und mit hundert glühenden Augen besteckt. Ganze Wolken seltsamster Dämpfe stiegen auf und umwirbelten mit weißlichen Nebeln, was ihr Schein schwankend ins Leben rief. Pfalz und Münster erfaßte eine unheimliche Verklärung: Die Brustwehr züngelnde Flämmchen, die Kastanienbäume eine glühende Masse übersättigten Grüns, Chor und Schiff blutig rot, im Kreuzgang, in den Turmhelmen gleißende, purpurne Feuer, die kleinsten Zäckchen von visionär übertriebener Deutlichkeit. Und dies alles spiegelte sich in den finstern Fluten, die geräuschlos darunter hinflossen. Kläglich stand der Vollmond in einem verschienenen, unwahren, milchig blauen Himmel, so wirklich schien das Blendwerk. Ein schrecklicher Traum! Nicht wie Menschen ihn haben, nur Geschlechter träumen so, nur ganze Zeiten! Vier Stunden später, als die Stadt wirklich schlief und nur wenige Lichter brannten, schläfrige gelbe Tupfen, die nichts mehr zu bedeuten hatten, der Mond aber immer höher über der Stadt emporschwamm, da hatte sich ein ganz anderer Anblick heraus gebildet. Der Rhein war nun ein schimmerndes Band von silberner Blässe. Darüber erhob sich die Stadt als gleichförmige schwarze Masse, nur oben war sie in eine Linie ausgeschnitten, weit hinten hob sie an, zeichnete breite Dächer und Baumwipfel, beschrieb

die zierlichen Umrisse der Münstertürme, glitt geebnet weiter, nur noch einmal aufsteigend und verlief sich in der Andeutung der unteren Stadt. Damals stand ich einsam in diesen nächtlichen Anblick versunken, bis der Mond unterging, der Horizont sich rötete und ein erster glänzender Strahl der noch unsichtbaren Sonne die Kreuzblume des höheren Münsterturmes vergoldete.

Lucie hatte mir aufmerksam zugehört. „Warum erzählst Du mir das?“ fragte sie.

„Laß es mich ein Gleichnis sein,“ versetzte ich, „mir geht es mit der Kirche, wie es mir mit der Heimat geht. Auch die Kirche steht, eine hochgebaute Stadt, an einem Strome, der rastlos an ihr vorüberrauscht. Aber noch erglänzt sie unter gespenstischen ungesunden Lichtern. Und auch wenn diese gelöscht sind, muß erst noch der Mond untergehen, bis ihr die Sonne leuchten kann. Sie muß also Wandlungen an sich erleben, bis sie das ist, was sie sein soll. Eine Stadt bleibt sie, mit den Grenzmarken einer Stadt, mit Wällen, auf denen Wächter stehn, und mit Thoren, durch die hinaus Wanderer ins Weite gehn, mit Zinnen, morgens über die Lande zu blasen, und mit Türmen, abends die Glocken zu läuten: ein Bollwerk, eine Festung. Ist es nicht eine Freude, so zu ihr hinüberzuschauen! Ihr, die ihr an ihr vorübereilt ohne einen Blick für sie: schaut sie euch doch an! Ist sie nicht groß, nicht eigenartig und, in bestimmten Partien und bestimmten Beleuchtungen, nicht geradezu schön? Glaubt mir: es gehört zum Reichtum des Lebens, neben der Natur, zu der sie einen Gegensatz bildet, auch sie lieb zu gewinnen. Wir aber, liebste Lucie, wollen uns nicht damit begnügen, uns an ihrem Anblick zu ergötzen, sondern wir wollen hinüberfahren und in die Stadt hineingehn. Und zwar jetzt gleich; noch in den Jahren unserer Jugend und nicht erst auf den Winter, wenn es kalt wird, oder auf unsere alten Tage.“

Lucie, die meinen bildlichen Gedanken gefolgt war, gab mir indessen zu bedenken, ob denn das lebendige Leben einem Strom zu vergleichen sei, der zwischen engen Ufern vorüberrausche. Ich freute mich ihrer Klugheit und fuhr fort: „Ich verstehe dich. Auch ich hatte meine Zeiten, wo mir das Leben ein unendliches, uferloses Meer war, der Ozean des Unermeßlichen, dessen millionste Welle mich hob und sinken ließ. Rings lauter Wellen und wer auf eine Sekunde hochgehoben wird, sieht über das Spiel von hundert Schaumkronen hinweg das strahlende, herrliche Meer, das ohne Ufer im Raume ruht. Doch bin ich nicht ertrunken. An einer Klippe hielt ich mich fest. Schüttelnd vor Frost und Nässe, ließ ich mich vom Seewind und von der Sonne trocknen. Bald vernahm ich durch das Rauschen der Brandung hindurch wieder alte, wohlbekannte Töne, Glockentöne. Ich spähte hinaus: da stieg im Abendglanze das versunkene Vineta aus den Fluten empor. Erst war es nur ein Phantom, das auf den Wellen tanzte, unter dessen eingebildetem Boden man plötzlich wieder einen Strich freie Luft unten durchschimmern sah. Aber es blieb kein Blendwerk. Es faßte Fuß im Meere. Ich sah die Wogen daran aufspritzen. Unvermerkt rückte es näher. Bald war das Meer wieder vollends zum Strome eingedämmt, und ich, am andern Ufer, stand vor dem alten Anblick."

Während ich mich an Lucies Seite solchen Phantasien überließ, dehnte sich vor unseren Blicken das liebliche Thal in seiner engen Umschränkung aus, und uns zu Füßen lag — ‚eine Hütte Gottes bei den Menschen' — das ländliche Pfarrhaus, da wir uns zuerst begegnet und in dessen bescheidene Enge ich nun Lucie vom hochgelegenen Herrenschlosse herab als mein trautes gottgeschenktes Gemahl heimführen will. Beide sind wir in der Welt draußen gewesen und haben einen Blick in ihre Herrlichkeit gethan; aber keine noch viel größere

Herrlichkeit vermöchte uns zu bewegen, den friedlichen Bezirk unseres Glaubens an Gott und Menschen dagegen auszutauschen. Denn nach langer und ermüdender Wanderschaft ruht nun über uns der Segen der einst verscherzten und nun wieder gewonnenen Heimat.

* * *

Der Monolog meiner dreißig Jahre geht damit zu Ende. Es ist, was man auch sagen mag, dennoch die Geschichte eines Glücklichen. Nun hab ich den Frieden und habe die Freiheit. Weder Dunkelmann noch Lichtfreund wären imstande, mir diesen Besitz zu bemängeln. Das erst nur Amtliche oder Angestammte daran erfüllt mich jetzt als mein persönlichstes Eigentum. Aber umsonst war es nicht zu haben, es wollte bezahlt sein. Dieses Beste mußte ich mir etwas kosten lassen. Man mißverstehe mich nicht! Ich werfe mich keineswegs zum Vorbild auf, ich bin nur Beispiel. Seht, dahin kann es kommen, wenn man die Religion nicht los wird und doch gern ein ehrlicher Sohn der grünen Erde bliebe. So bringt man es heutzutage wohl nicht mehr weit; aber es wandelt sich sicher auf solcher Straße. Armen und Schwachen still und treu dienen und die frohe Botschaft von einem selbsterfahrenen Heile stets neu bekennen — wie vermöchte irgend ein Wandel menschlicher Erkenntnis diesen uralten, heilig schönen Beruf hienieden jemals entbehrlich zu machen. Das freilich fühl ich: die wirksamste Predigt, die mir zu halten beschieden sein wird, bleibt dieses Buch, und deshalb trag ich auch kein Bedenken, es aus der Hand zu geben, selbst wenn ich es damit preisgebe. Es ist dann doch wieder einmal mehr verkündet worden, daß nur einem sehnsüchtigen und zweifelsbangen Herzen der himmlische Glaube zu Teil wird an eine Güte unter uns Menschen und an bessere Welten über uns.

---

Bernoulli, Carl Albrecht,

Lucas Heland Roman

Berlin 1901